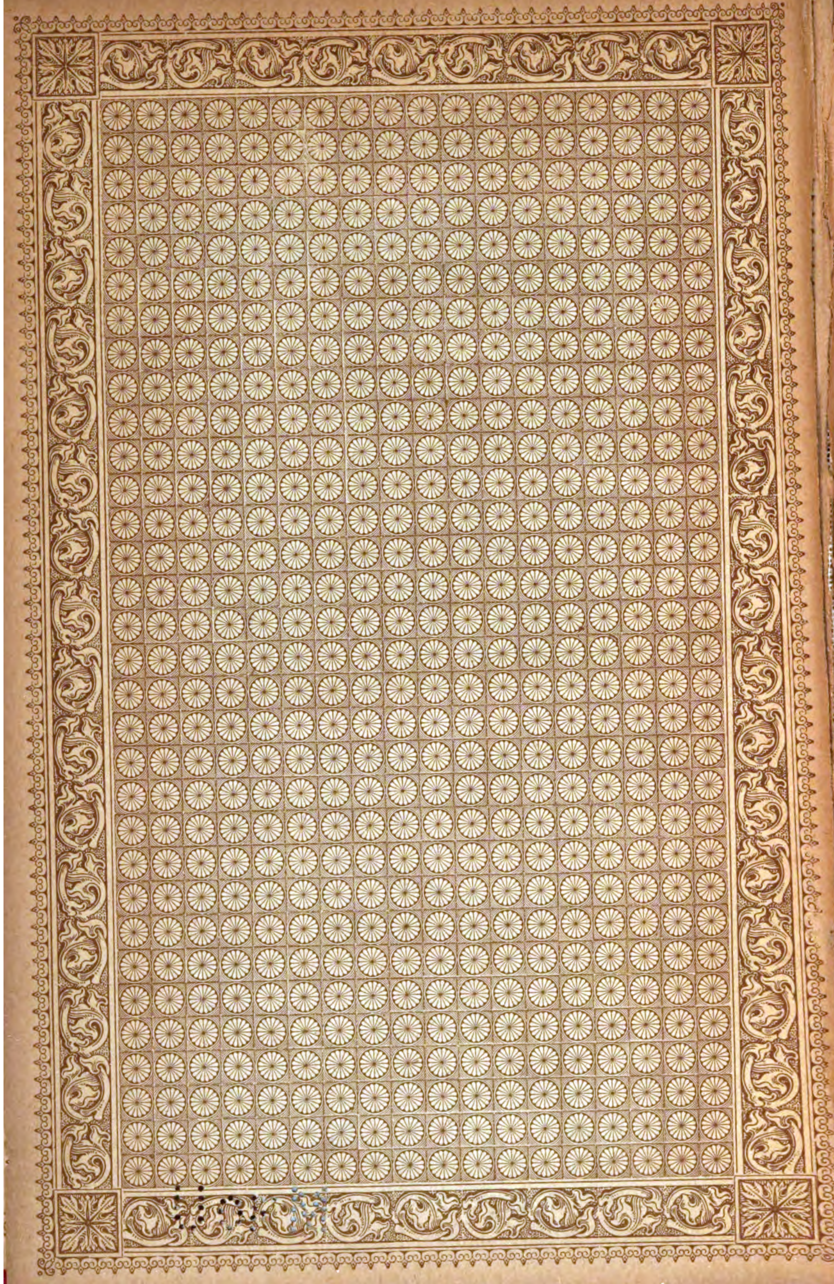

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Der Henker von Burzi" von Franz Wichmann. (S. 83)
Originalzeichnung von G. Schöbel.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

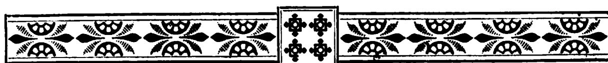
Jahrgang 1899.

Neunter Band.



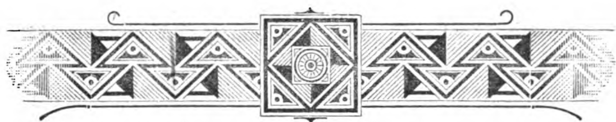
Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Schloß Bredow.

Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow.

(Fortsetzung.)

Ueberrascht fuhr Marfa in die Höhe. „Das gnädige Fräulein, ach, das gnädige Fräulein!“ rief sie, und ihre Augen nahmen einen milderen Ausdruck an, während sie eilfertig mit der zerlumpten Schürze über den wackligen Schemel rieb, den sie Gertrud zum Sitzen anbot. Diese ließ sich einen Augenblick nieder und packte aus dem mitgebrachten Korbe Lebensmittel für die Alte aus, welche die Gaben mit wortreichem Dank in Empfang nahm.

„Wo ist Miesko?“ frug Gertrud.

Die Alte bemühte sich vergeblich, vor den Augen des jungen Mädchens ihre Verlegenheit zu verbergen. „Ich ... ich weiß es nicht ...“ stotterte sie. „Er wird wohl nach der Stadt gegangen sein.“

„Was thut er dort?“

„Er wollte — ich weiß es nicht — er wird wohl einen Auftrag erhalten haben. Er sagte so etwas — vom Schmied wahrscheinlich, dem er beim Beschlagen hilft.“

„Der Schmied ging vorhin selbst nach der Stadt, der

hat ihn nicht geschickt. Im Wald wird er wohl wieder sein, Schlingen stellen. Marfa, das muß aufhören. Mein Onkel hat ohnedem Aerger genug, ich will nicht, daß er seine Güte gegen euch so schlecht belohnt sieht. Hörst du? Ich will es nicht. Dir gehorcht er, verbiete ihm, Fallen zu stellen. Ich verlange es von dir."

„Er ist nicht im Wald, gnädiges Fräulein, gewiß und wahrhaftig nicht. Er ist nach der Stadt gegangen."

„Zu welchem Zweck?"

Die Alte sah sich scheu nach allen Seiten um. „Er hat heute morgen im Walde etwas gefunden," flüsterte sie dann leise. „Das wollte er seinem Freunde zeigen, dem Sohn des Müllers."

„Dem Franz? Dem schlechten Menschen, der seinen alten Eltern schon so viel Kummer und Schande gemacht hat? Mit dem verkehrt er? Da ist er in die richtigen Hände gefallen. Da kannst du etwas Schönes erleben. Wenn dir dein Sohn lieb ist, Marfa, und ich weiß, daß dies der Fall, dann hüte ihn vor dem Franz."

„Der Franz ist nicht so schlecht, wie die Leute ihn immer machen. Er hat mir neulich erst eine große Wurst mitgebracht."

„Wer weiß, wo er die gestohlen hatte. Nein, Marfa, entweder geht der Miesko nicht mehr mit dem Franz um, oder ich komme nicht mehr zu dir."

„Er geht ja auch nicht mit ihm um," versicherte die Alte erschreckt. „Er wollte ihn nur fragen, was das wäre, was er gefunden hat."

„Was war es denn?"

„Ein Päckchen Papiere."

„Was für Papiere?"

„Ich weiß es nicht. Sie waren beschrieben, aber mit so sonderbaren Buchstaben, daß der Miesko, der doch ganz gut lesen kann, sie nicht zu entziffern vermochte."

„Und warum ist er nicht damit zu meinem Onkel oder zu mir gekommen?“

„Weil ... weil er dachte, es könnte am Ende eine Sache sein, die Wert hat — die jemand verloren hat, der eine Belohnung dafür geben würde.“

„Die würden wir ihm nicht vorenthalten haben,“ sprach Gertrud, verächtlich die Lippen zusammenziehend. „Wo hat er denn die Papiere gefunden?“

„Am schwarzen Luch.“

„Am schwarzen Luch? Mitten im Walde also? Das ist allerdings sonderbar. Da kommt doch niemand hin, als Förster und Holzhauer.“

„Es ist aber jemand anders dagewesen heute morgen — zwei feine Herren. Der Miesko hat sie aus dem Walde kommen sehen von weitem, und sie haben sich immer umgesehen, als ob sie fürchteten, daß jemand hinter ihnen her käme. Ganz rasch sind sie gegangen, bis der eine nicht mehr recht gekonnt hat, immer am Waldrand entlang. Es ist noch ganz früh gewesen, gerade als die Sonne aufging.“

„Was hatte denn Miesko um diese Zeit schon im Walde zu thun, wenn er nicht dort war, um nach seinen Schlingen zu sehen?“

„Er hat nicht gut schlafen können, darum ist er so früh aufgestanden und hinausgegangen.“

„Da lügst du wieder einmal, Marfa. Pfui, schäme dich!“

Die Alte barg ihr Gesicht in beide Hände. „Es ist doch so, wie ich sage,“ gab sie weinerlich zur Antwort. „Wenn er nicht so früh aufgestanden wäre, hätte er ja auch die Papiere nicht gefunden. Und sie müssen von Wichtigkeit sein, es ist ein großes, dickes Siegel auf dem einen, und Stempel sind auch dabei.“

„Ich will die Papiere sehen,“ entschied Gertrud.

„Wenn Miesko nach Hause kommt, soll er sie mir auf das Schloß bringen.“

„Gewiß, gnädiges Fräulein, gewiß, gern,“ versicherte die Alte. „Sowie er nach Hause kommt, soll er sie Ihnen bringen. Und wenn er sie etwa in Retschin gelassen hat bei dem Müllerfranz, so soll er sie gleich wieder holen. Aber nicht wahr, gnädiges Fräulein, wenn eine Belohnung darauf steht —“

„So bekommt ihr sie, das ist selbstverständlich,“ schnitt Gertrud die weitere Rede ab und wandte sich zum Gehen, von den Dankesworten der Alten begleitet und dieselbe nochmals ermahnend, ihren Sohn von weiterem Wilddiebstahl abzuhalten. —

Am nächsten Morgen stellte Miesko sich richtig ein. Es war ein langaufgeschossener, hagerer Bursche mit dunklen Augen in einem schmalen, scharf geschnittenen Gesicht; in seinem ganzen Wesen war etwas Scheues und gleichzeitig Begehrliches und Verwegenes. Er glich in mehr als einem Punkte einem jung aus dem Nest genommenen, im Käfig gehaltenen Raubvogel. Wie bei diesem die Sehnsucht nach der goldenen Freiheit stets sich kundgiebt, auch wenn ihm Nahrung im Ueberfluß gereicht wird, so lebte in Miesko eine kaum zu bändigende Neigung, in der Welt herumzustreifen, und sicher hätte er derselben längst nachgegeben, wenn nicht seine alte Mutter ihn zurückgehalten hätte, an der er abgöttisch hing.

Mit den anderen Dorfbewohnern stand Miesko Dembinski von Jugend an auf schlechtem Fuße. Daß er ihnen gelegentlich ein paar Aepfel oder Birnen wegholte, hätten sie ihm leicht verziehen, das thaten andere Dorfjungen auch. Aber er war der Sohn des hergelaufenen Polen, der dem Dorfe zur Schande gereichte, und daß des Vaters Sünden an den Kindern heimgesucht werden, dies Wort trachteten sie in ihrer Weise wahr zu machen. Miesko,

der ein ganz nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft hätte werden können, wenn ein sorgsamer Seelengärtner bemüht gewesen wäre, das Unkraut in ihm auszujäten und den Sproß des Guten zu pflegen, verwilderte in seiner Isolierung geistig mehr und mehr, und die gelegentlichen Erziehungsversuche Gertruds waren nicht genügend, ihn auf bessere Wege zu lenken.

Um ihr zu gefallen, hatte er sein Haar mit einer alten Speckschwarte eingerieben und sein neues grellrotes Halstuch umgelegt, das zu seiner die Spuren mancher Streifereien durch Busch und Dorn tragenden sonstigen Kleidung in ausgeprägtem Gegensatz stand.

Er habe seinen Genossen nicht zu Hause getroffen, sagte er; derselbe sei jedenfalls wieder auf einer seiner Vagabundentouren. Es gelang Gertrud, Miesko zu überreden, jenem gegenüber vorläufig von seinem Fund zu schweigen, indem sie ihn darauf aufmerksam machte, daß, wenn wirklich eine Belohnung auf den Fund ausgesetzt sei, der Franz die Hälfte davon beanspruchen werde, wogegen sie ihm versprach, ihm dieselbe unverkürzt zukommen zu lassen.

„Du bist sicher, daß die beiden Fremden, welche du gesehen hast, die Papiere verloren haben?“ fragte sie schließlich.

„Ja, ganz gewiß.“

„Woher weißt du das?“

Miesko wurde sichtlich verlegen. „Es war weiter niemand am schwarzen Luch,“ meinte er endlich.

„Du hast sie also schon dort gesehen, nicht erst nachher?“

Seine Verlegenheit wuchs. „Ja, ich habe sie schon am Luch gesehen,“ meinte er endlich.

„In der Nähe?“

„Nein ... nur von weitem.“

„Miesko, du lügst, ich sehe es dir an. Sage die Wahrheit!“

„Den einen habe ich auch in der Nähe gesehen — aber nur von hinten.“

„Welchen?“

„Den jungen.“

„Wie kam das? Erzähle mir die ganze Sache, aber bleibe bei der Wahrheit, das rate ich dir!“

Zögernd begann Miesko seinen Bericht. „Ich war früh im Walde, um ... um ...“

„Um nach deinen Schlingen zu sehen, ich weiß schon.“

„Nein, nein.“

„Doch! Miesko, wenn du das Schlingenlegen nicht bleiben lässest, kommst du das nächste Mal in das Gefängnis, und ich rede nie wieder ein Wort mit dir und komme nie wieder zu euch. Weißt du nicht, daß das Diebstahl ist?“

„Das Wild gehört jedem, das hat der liebe Gott für alle geschaffen.“

„So, das sind ja nette Lehren! Die Kühe hat der liebe Gott auch für alle geschaffen, und du kannst dir eine Kuh nehmen, wo es dir gefällt, nicht wahr?“

„Nein. Die Kühe, das ist ganz etwas anderes, die gehören dem Bauern.“

„Und das Wild meinem Onkel. Davon darfst du ebensowenig etwas nehmen, und ich wiederhole dir, wenn du es noch ein einziges Mal thust, und ich erfahre es, so ist es mit unserer Freundschaft aus, und ihr könnt sehen, wie ihr im Winter durchkommt.“

„Ich darf auch keine Schlingen mehr stellen, die Mutter hat es verboten,“ meinte der Bursche betrübt.

„Das ist recht, das freut mich. Aber nun erzähle weiter! Also du warst früh im Wald?“

„Ja, ich ging nach dem schwarzen Luch zu, ganz leise.“

„Siehst du wohl! Wer ein gutes Gewissen hat, braucht nicht ganz leise zu gehen. Aber weiter.“

„Als ich nicht mehr weit ab war, hörte ich jemand sprechen und versteckte mich hinter einem Baum. Da sah ich von weitem zwei Männer am Luch. Der eine nahm aus einer großen schwarzen Tasche Papiere, sah sie durch und legte sie neben sich. Der andere ging in den Wald und suchte große Steine."

„Große Steine?"

„Ja, große Steine. Er mußte ziemlich weit gehen, denn am Luch sind keine. Der, welcher die Papiere nachsah, rief auf einmal: „Das ist die Hauptsache!" und legte das Päckchen hier neben sich. Dann ging er dem anderen nach, um ihm beim Steinesuchen zu helfen. Das benutzte ich, schlich mich näher — und —"

„Hast die Papiere gestohlen."

„Nein, das habe ich nicht, gewiß und wahrhaftig nicht. Ich habe nur ein Stück Moos darüber gedeckt."

„Konntest du gewahren, wie der Mann aussah, der die Papiere durchgesehen hatte?"

„Nein, es war noch zu dunkel."

„Was thatest du nun?"

„Ich schlich wieder zurück, weil ich die Herren aus dem Walde kommen hörte."

„Und dann?"

„Dann hörte ich auf einmal etwas plätschern."

„War einer von ihnen in das Wasser gefallen?"

„O nein, sie hatten etwas hineingeworfen."

„Was denn?"

„Die Tasche, und in die Tasche hatten sie vorher die Steine gethan."

„Woher weißt du das?"

„Als ich sie nachher aus dem Walde kommen sah, hatten sie keine Tasche mehr, und die Steine waren auch fort."

„Das ist allerdings sehr merkwürdig. Und die Papiere?"

„Waren auch fort, bis auf das Päckchen, über das ich das Moos gedeckt hatte.“

„Und das hast du dann genommen? Das sind diese Papiere?“

„Ja.“

„Das ist ebensogut, als ob du sie gestohlen hättest. Du bist ein recht schlechter Kerl geworden, Miesko. Pfui, schäme dich!“

Der Bursche nahm eine zerknirschte Miene an. „Aber die beiden Männer — denen gehörten die Sachen doch auch nicht,“ wandte er nach einer Pause ein.

„Warum nicht?“

„Weil sie sich immer ängstlich umsahen, als sie aus dem Walde herauskamen.“

„Du meinst, sie hätten sie gestohlen?“

„Ganz gewiß — obgleich es feine Herren waren.“

„Es ist eine ganz sonderbare Geschichte. Allein selbst wenn es Diebe waren, hattest du doch kein Recht, sie wieder zu bestehlen.“

„Ich habe sie doch nicht bestohlen. Ich habe die Papiere gefunden.“

„Ein nettes Finden, das dir wohl ein Jahr Gefängnis eintragen kann.“

„Aber das gnädige Fräulein wird mich doch nicht verraten!“ rief der Bursche in heller Angst. „Ich will ja die Papiere dem wiedergeben, dem sie eigentlich gehören, und nichts von einer Belohnung haben — das heißt, vielleicht bekomme ich doch was. Man braucht ja nicht zu sagen, wie ich sie gefunden habe. Das meint die Mutter auch.“

„Dann ist sie ebenso schlecht wie du. Nein, der Eigentümer muß die Papiere wiederbekommen. Ich werde mit dem Onkel darüber sprechen.“

„Aber sage ihm das gnädige Fräulein nicht, wie ich sie gefunden habe.“

„Ich werde sehen, ich muß mir die Sache erst überlegen. Geh jetzt nach Hause und sei künftig brav, dann werde ich versuchen, dafür zu sorgen, daß du keine Strafe bekommst.“

Miesko schlich davon, augenscheinlich bereuend, daß er, dem Befehl seiner Mutter Folge leistend, dem Fräulein die Papiere gezeigt hatte, und doch wieder mit einem Zug von Pfiffigkeit im Gesicht, der zu dieser Reue nicht recht paßte und nicht so leicht zu deuten war. —

Gertrud untersuchte das Päckchen noch einmal aufmerksam. Aber die sämtlichen Schriftstücke, welche dasselbe enthielt, waren mit fremden Schriftzeichen, wohl mit griechischen oder russischen, geschrieben; sie konnte nichts davon entziffern. Sie nahm sich vor, den Onkel um Rat zu fragen, und schloß, da dieser inzwischen aufs Feld geritten war, die Papiere einstweilen in ihre Kommode ein.

Damit beschäftigt, die Zubereitung des Mittagmahls zu überwachen, wurde sie durch den Telegraphenboten aus Retschin überrascht. Er brachte eine Depesche an ihren Onkel. Mit jenem bangen Gefühl, das Leute, die selten Depeschen bekommen, bei dem Empfang einer solchen meist überfällt, legte sie das Telegramm auf den Schreibtisch des Onkels.

Als dieser zurückkam und es las, verfinsterte sich sein Gesicht.

„Es ist doch nichts Schlimmes passiert?“ frug Gertrud ängstlich.

Der Onkel reichte ihr das Telegramm. Es lautete: „Komme heute mit Abendzug. Bitte Wagen Retschin senden. Fritz.“

„Da muß irgend etwas vorgefallen sein,“ sagte der Onkel unruhig. „Fritz hat erst vor drei Monaten Urlaub gehabt — daß er ihn jetzt schon wieder bekommen haben sollte, ohne daß ein triftiger Grund vorliegt, ist kaum anzunehmen.“

„Aber wenn irgend etwas geschehen wäre, hätte er es doch wohl telegraphiert.“

„Geschehen ist etwas, verlaß dich darauf. Was, das weiß ich freilich nicht.“

„Hoffentlich nichts Schlimmes.“

„Etwas Gutes schwerlich. Wir müssen es in Geduld abwarten. Sage dem Johann, daß er abends zum Zug nach Retschin fahren soll. Er soll den Jagdwagen nehmen.“

Der Major aß wenig beim Mittagessen, und auch Gertrud nahm nur einige Bissen zu sich. Beide waren von einem bangen Vorgefühl kommenden Unheils bedrückt, und ihre Unterhaltung war nur sehr spärlich.

Nach Tisch ging der Major nicht wie sonst in sein Zimmer, um sein Mittagschläfchen zu halten, sondern ließ sich ein Pferd satteln und ritt nochmals hinaus, während Gertrud im Hause hin und her ging, bald dies, bald jenes anfangend, und, von einer quälenden Unruhe getrieben, nach kurzer Zeit die begonnene Arbeit wieder unterbrechend. Sie wünschte sehnsüchtig den Abend herbei, der Aufklärung bringen mußte, und dachte in ihrer Besorgnis kaum noch an die Papiere, welche sie ursprünglich gleich nach Tisch ihrem Onkel hatte zeigen wollen.

Der Gedanke kam ihr, Fritz bis Retschin entgegenzufahren, um die Zeit des Wartens abzukürzen, aber sie verwarf ihn wieder. Wenn der Oheim mit seiner Vermutung recht hatte, daß irgend etwas Schlimmes passiert war, so mußte der Sohn sich zuerst seinem Vater gegenüber aussprechen, und ihr Entgegenkommen hätte auf ihn eine peinliche Wirkung ausüben können. Es war besser, zu Hause zu bleiben und abzuwarten, wie die Dinge sich entwickeln würden.

Drittes Kapitel.

Als Kaspary die Absicht aussprach, die Flüchtigen zu verfolgen, war er sich wohl bewußt, daß dies seine großen Schwierigkeiten haben werde. Er hatte es augenscheinlich mit ebenso kühnen als gewandten Verbrechern zu thun, und es war kaum anzunehmen, daß sie so leicht eine Unklugheit begehen würden, welche zu ihrer Entdeckung führen konnte.

Eine kleine Strecke weit waren sie noch am Graben entlang gegangen, und solange dies geschehen, ließ sich ihre Spur einigermaßen verfolgen. Dann aber, als der Wald lichter wurde, hörten die Fußstapfen gänzlich auf, und es war gar kein Anhaltspunkt mehr dafür da, wohin sie sich gewandt hatten. Am meisten Wahrscheinlichkeit hatte noch die Annahme, daß sie nach Berlin zurückgekehrt seien.

Daß es sich hier nicht um ein durch die Gunst des Zufalls hervorgerufenes, sondern um ein planmäßig verübtes Verbrechen handelte, glaubte Kaspary mit Bestimmtheit annehmen zu können, da erfahrene Verbrecher sich selten zu ersteren, bei denen die Gefahr der Entdeckung immer eine größere ist, verleiten lassen, und sodann, weil der falsche Bart des Ermordeten mit Sicherheit dafür sprach, daß derselbe die Absicht gehabt hatte, sich zu verbergen. Daß diese Absicht der Furcht, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen, entsprungen sei, war wohl auch nicht anzunehmen, denn in diesem Falle hätte der Ermordete gewiß den Schutz der Polizei in Anspruch genommen. Die Frage, welcher Grund ihn sonst veranlaßt haben konnte, sich unkenntlich zu machen, mußte vorläufig offen bleiben. Vielleicht war inzwischen in Berlin etwas ermittelt worden, das Licht in dieses Dunkel brachte.

Vorläufig konnte er nichts weiter thun, als zu erforschen

trachten, wohin die Flüchtigen sich gewandt hatten. Aber auch in dieser Beziehung mußte er lediglich zu Vermutungen seine Zuflucht nehmen. Daß sie sich länger, als unbedingt nötig, in dieser Gegend aufhalten würden, war höchst unwahrscheinlich. Dieselbe wurde zwar ihrer landschaftlichen Reize wegen bisweilen von Touristen durchstreift, aber sie lag doch zu sehr abseits von den großen Heerstraßen des Verkehrs, als daß jetzt, wo das Gerücht von dem verübten Morde sich zweifellos rasch verbreiten würde, ein längerer Aufenthalt hier für Leute ratsam gewesen wäre, welche sich der Aufmerksamkeit zu entziehen bestrebt waren. War seine Annahme, daß er es mit routinierten Verbrechern zu thun habe, richtig, so lag die Vermutung am nächsten, daß sie sich nach Berlin begeben würden, sei es, um dort ihren Raub in unauffälligerer Weise, als dies in der Provinz möglich ist, genießen zu können, oder um dort sich zu verbergen, was trotz aller Wachsamkeit der Polizei in der Großstadt immer am leichtesten ist.

Diese Erwägungen bestimmten Kaspary, Wesner mit dem Auftrage nach Retschin zurückzusenden, unterwegs in möglichst unauffälliger Weise Erkundigungen einzuziehen, ob man die beiden gesehen habe, dann den Bahnhof zu beobachten und mit dem Abendzuge nach Herrnberg, der nächsten Station in der Richtung nach Berlin, zu fahren, um zu sehen, ob die Verdächtigen vielleicht dort einsteigen würden. Herrnberg war von dem Platz, an dem man die Tasche gefunden hatte, über vier Meilen entfernt, wie Kaspary aus der von ihm vorsichtigerweise mitgenommenen Karte ersah; weiter konnten sie am heutigen Tage schwerlich gelangen. Natürlich sollte Wesner auch den Zug bei dessen Ankunft in Retschin durchsuchen. Die Nacht über sollte er da bleiben, wo es ihm am geeignetsten schiene, während Kaspary zu der in einer Entfernung von mehreren Meilen südlich liegenden Station Groß-Wusterwitz

gehen wollte, von wo aus eine Zweigbahn nach Herrnberg führte, die dort an die Berliner Linie anschloß. Er vermutete, daß die Mörder dieser Linie den Vorzug geben würden. Am nächsten Morgen wollten sie sich dann beide im Gasthof zu Bredow wieder treffen, wenn nicht besondere Umstände eine Abänderung des Planes nötig machten.

Auf dem Marsch nach Groß-Wusterwitz kam Kaspary durch mehrere Dörfer. Ueberall frug er bei einem Glase Bier den Wirt, ob derselbe nicht seine beiden Reisegefährten gesehen habe, die er nach dem ihm von dem Kreisphysikus gegebenen Signalement so gut als möglich beschrieb, und die ihm, wie er sagte, abhanden gekommen seien, als er, um einen schönen Baum zu skizzieren, eine Stunde zurückgeblieben sei. Aber seine Hoffnung, auf diese Weise etwas zu erfahren, erfüllte sich nicht. Als er, ungefähr eine halbe Stunde vor Abgang des letzten Zuges nach Herrnberg, in Groß-Wusterwitz ankam, wurde ihm jedoch im Bahnhofrestaurant auf sein Befragen von dem Kellner mitgeteilt, daß zwei Männer, auf welche seine Beschreibung genau paßte und die sonst wohl noch nie in Groß-Wusterwitz gewesen, gegen Mittag eingetroffen seien. Besonders der junge Mann sei in hohem Grade erschöpft und kaum noch im stande gewesen, sich auf den Beinen zu halten.

„Wo sind sie?“ fragte der Kriminalkommissar erregt.

„Mit dem Mittagszuge abgefahren.“

„Wissen Sie vielleicht, wohin sie gefahren sind?“

„Jedenfalls nach Herrnberg, weiter geht ja der Zug nicht.“

„Hatten sie Gepäck bei sich?“

„Nur Umhängetaschen, aber sehr große.“

Kaspary zweifelte nicht mehr daran, daß er auf der Spur der Gesuchten sei.

„Hat der Zug in Herrnberg gleich Anschluß?“ frug er dann.

„Ja, das heißt nach Berlin nicht, sondern nach Königsberg zu.“

„Wie lange dauert es, bis der Berliner Zug kommt?“

„Zwei Stunden.“

Er überlegte. Wahrscheinlich benutzten sie diesen Zug. „Wann kommt er in Berlin an?“ frug er dann.

„Um sechs Uhr abends.“

Dann konnte möglicherweise eine sofort von ihm abgesandte Depesche noch Erfolg haben. Sofort setzte er sich nieder und richtete an das Polizeipräsidium ein Telegramm, in welchem er bat, den Zug bei seinem Eintreffen beobachten zu lassen und, falls zwei Personen in demselben wären, auf welche seine Beschreibung paßte, dieselben zu verhaften. Ratsam sei es, die Ueberwachung auch auf die nächsten Stationen vor Berlin auszudehnen.

Er versprach sich von dieser Depesche zwar nicht allzu großen Erfolg, weil wohl vorauszusetzen war, daß die beiden vorsichtig genug seien, um unterwegs sich voneinander getrennt zu halten und ihr Aeußeres möglichst zu verändern; immerhin durfte er den Versuch nicht unterlassen.

Nicht daran zweifelnd, daß er auf der richtigen Fährte sei, beschloß er, den Gesuchten nach Berlin zu folgen. Es war ja nicht unmöglich, daß sie aus Gründen der Vorsicht unterwegs irgendwo einen Zug überschlugen. Vielleicht traf er dann mit ihnen gleichzeitig in Berlin ein und konnte selbst die Aussteigenden beobachten.

Mehr aber noch als diese ziemlich schwache Hoffnung trieb ihn eine andere nach Berlin, die, daß es dort vielleicht gelungen sei, die Persönlichkeit des Ermordeten festzustellen. Dann erst konnte er hoffen, einen sicheren Pfad zu finden.

Die Sonne war bereits am Untergehen, als er in Herrnberg eintraf, wo er bis zum Abgang des Zuges

nach Berlin eine halbe Stunde Zeit hatte. Er benutzte dieselbe, um sich nach jenen beiden zu erkundigen. Aber weder der Kellner im Bahnhofrestaurant hatte sie gesehen, noch der Portier. Ersterer versicherte mit Bestimmtheit, daß niemand mit dem Zuge von Groß-Wusterwitz eingetroffen sei, um auf den nach Berlin zu warten. Die Passagiere, welche nicht nach Herrnberg hineingegangen seien, hätten sämtlich den Zug nach Königsberg bestiegen.

Damit stimmte überein, daß der Beamte am Schalter versicherte, in der fraglichen Zeit keine Fahrkarte nach Berlin oder einer in der Richtung dorthin gelegenen Station verkauft zu haben.

Sollten die Verfolgten vielleicht nach Königsberg gefahren sein, um von dort aus über die russische Grenze zu entkommen? Unmöglich war auch das nicht.

Kaspary überlegte, ob er nach Königsberg eine ähnliche Depesche wie nach Berlin richten solle. Aber nach reiflichem Nachdenken unterließ er es. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß sie diese lange Strecke nicht in einem Zuge zurücklegen, sondern unterwegs Halt machen und ihr Aeußeres so verändern würden, daß sein sich auf dieses beschränkendes Signalement vollkommen zwecklos sein würde. Sehr leicht möglich war aber auch, daß sie nur, um ihre Spur zu verwischen, eine Strecke nach Osten gefahren waren, vielleicht bis zu einer Station, auf welcher sie den Zug nach Berlin treffen mußten, um dann mit diesem zurückzukehren. Dies hielt er für das wahrscheinlichste. Jedenfalls war es klüger, nach Berlin zu fahren und nachzusehen, was dort ermittelt worden sei, als eine Jagd ins Blaue hinein nach Königsberg zu machen.

Er stieg demgemäß in den Zug nach Berlin, nachdem er bei der Einfahrt desselben alle Wagen einer raschen, aber scharfen Musterung unterzogen und sich überzeugt hatte, daß die Gesuchten nicht darin seien. Er wählte

dann ein Coupé, das stark besetzt war, in der Hoffnung, vielleicht etwas über den Mord zu hören. Man sprach auch davon, allein keiner der Mitreisenden wußte irgend etwas Genaueres anzugeben.

Er lehnte sich schließlich müde in seine Ecke zurück und schlummerte ein wenig, erwachte jedoch, als der Zug hielt, und die Mitreisenden sämtlich das Coupé verließen.

Das Alleinsein benutzte er, um die Reisetasche aus der Umhüllung, in welche er sie vorsichtshalber gesteckt hatte, hervorzuziehen und sie noch einmal genau zu untersuchen. Dabei fiel ihm auf, daß auch ein kleines Täfelchen, welches auf solchen Reisetaschen zu sein und das Monogramm des Besitzers zu enthalten pflegt, abgesprengt war. Die Löcher der beiden kleinen Krampen, mit welchen es am Leder befestigt gewesen, waren noch deutlich zu unterscheiden. Noch mehr: zwischen ihnen befand sich ein kleiner Spalt, und in diesem steckte eine Messerspitze. Sie war jedenfalls bei dem Versuch, das Täfelchen abzusprengen, abgebrochen. Er zog sie sorgsam heraus und legte sie, in Papier gewickelt, in seine Brieftasche. Dann wickelte er die Tasche wieder ein und prüfte auf jeder Station die Einsteigenden, bis in der Nähe von Berlin die Menge derselben diese Prüfung unmöglich machte.

Als der Zug in den Bahnhof einlief, war er der erste, der ihn verließ. Alle Passagiere ließ er an sich vorübergehen; erst als er sich überzeugt hatte, daß die Gesuchten nicht unter ihnen seien, begab er sich nach dem Polizeibureau des Bahnhofs, um sich nach dem Erfolg der von ihm veranlaßten Beobachtung zu erkundigen.

„Ihre Depesche traf noch rechtzeitig ein, Herr Kriminalkommissar," sagte ihm der dienstthuende Wachtmeister, „aber Erfolg hat sie nicht gehabt. Es war niemand unter den Passagieren, der auch nur die geringste Aehnlichkeit mit den von Ihnen Bezeichneten hatte."

„Und in den Vororten?“

„Ist das Gleiche der Fall gewesen; ich hörte es von dem Kollegen, der von draußen kam.“

„Wissen Sie, ob auf der Morgue etwas ermittelt ist?“

„Davon ist mir nichts bekannt.“

„Fragen Sie, bitte, bei dem Präsidium telegraphisch deswegen an.“

Mit fieberhafter Ungeduld harrte Kaspary auf die Antwort. Sie ließ ziemlich lange auf sich warten. „Bis jetzt ist der Tote nicht rekognosziert,“ lautete sie, als sie endlich eintraf. „Eine diesbezügliche Vermutung erwies sich als irrig.“

Kaspary nahm rasch eine Droschke und fuhr nach dem Polizeipräsidium. Er mußte wissen, um was für eine Vermutung es sich handle.

„Es ist nichts von Wichtigkeit,“ sagte ihm der Beamte, der mit dieser Angelegenheit betraut gewesen war. „Eine Zimmervermieterin meinte, es sei ein Student, der früher bei ihr gewohnt habe. Allein bei näherem Zusehen erkannte sie doch, daß sie sich geirrt habe. Ihr Mieter hatte einen braunen Bart gehabt, und der des Toten ist schwarz.“

„Sie haben ihn mit dem Barte ausstellen lassen?“

„Natürlich.“

„Aber der Bart ist ja falsch.“

„Davon hat mir kein Mensch etwas gesagt.“

Kaspary stampfte wütend mit dem Fuße auf die Erde, eine Aeußerung des Zornes, die er sich nur äußerst selten entschlüpfen ließ. Er hatte diesen Umstand in seinem Bericht ausdrücklich hervorgehoben; dadurch, daß man vergessen hatte, ihm Rechnung zu tragen, war kostbare Zeit verloren gegangen. Die Starre der Gesichtszüge macht das Wiedererkennen ohnedem schon schwierig, da nun noch der falsche Bart dazu kam, war es nahezu unmöglich geworden.

„Tragen Sie dafür Sorge, daß morgen der Tote ohne den falschen Bart ausgestellt wird," sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Ist sonst irgend etwas ermittelt worden?"

„Nein."

„Die beiden Freiwilligen von den Gardedragonern?"

„Haben, vom Urlaub zurückkehrend, fest geschlafen."

„Die Schaffner?"

„Helmert ist beobachtet worden, bis jetzt ohne jeden Erfolg."

„Es hat keinen Zweck, ihn weiter zu beobachten."

„So haben Sie eine andere Spur gefunden?"

„Allerdings — aber eben nur eine Spur. Hat die Kontrolle bezüglich der Fahrkarten stattgefunden?"

„Jawohl. Das ist das einzige Resultat, das ich Ihnen zu melden habe. Zwei Fahrkarten zweiter Klasse von Königsberg hierher, die zu jenem Zuge gelöst worden waren, sind nicht abgegeben worden. Alle anderen sind da."

„Das ist zwar etwas, aber wenig genug. — Ich muß jetzt wieder fort. Wenn etwas von Wichtigkeit ermittelt werden sollte, so telegraphieren Sie mir sofort nach Retschin, Telegraphenamt, für Wilhelm Schulze."

„Es soll geschehen."

„Jetzt möchte ich Sie bitten, mir noch einmal die Kleidung des Ermordeten zu geben."

Der Beamte schloß einen Schrank auf und nahm die Kleider heraus. Kaspary untersuchte jedes einzelne Stück auf das genaueste, wozu er bei dem ersten Male nicht Zeit gehabt hatte. Als er das Schweißleder des Hutes umwandte, fand er unter demselben eine zusammengelegte Zeitung. Der Hut war offenbar seinem Besitzer ein wenig zu weit gewesen, und dieses bekannte Mittel angewandt worden, um ihn passend zu machen.

Er entfaltete vorsichtig die Zeitung — es war ein russisches Blatt. Der Hut dagegen trug nur die Bezeichnung „Mode de Paris“, die übrigen Kleidungsstücke ermangelten einer solchen gänzlich, außer dem Ueberzieher, der Berliner Ursprungs war.

„Trug der Ermordete nicht sehr kurzes Haar?“ fragte Kaspary.

„Allerdings, Herr Kriminalkommissar.“

„Es ist wahrscheinlich, daß er es früher länger getragen hat.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Der Hut ist nicht mehr neu, wohl aber die Zeitung.“

„Aha, Sie meinen, er hat diese erst hineingelegt, als ihm infolge des Schneidens der Haare der Hut etwas zu weit wurde?“

„Ganz recht.“

Die weitere Untersuchung, so genau sie auch ausgeführt wurde, förderte nichts zu Tage.

Nun ließ sich der Kommissar noch einmal die bei dem Toten gefundenen Sachen geben: Taschenmesser, Schlüsselbund, Zigarettentasche und Streichholzschachtel.

„Ich glaube, daß der Ermordete ein Russe gewesen ist,“ sagte er nach einer Pause. „Erstens die russische Zeitung, die, wie Sie sehen, noch neueren Datums ist, dann die Zigarettentasche — die Russen rauchen, wie Ihnen bekannt sein wird, meist Zigaretten — und drittens schien er mir auch, soviel ich mich erinnere, den slawischen Gesichtstypus zu haben.“

„Allerdings. Wenigstens vorstehende Backenknochen und kleine Augen.“

„Schicken Sie morgen früh nach der russischen Botschaft und lassen Sie darum bitten, daß ein geeigneter Mann sich die Leiche ansehen möge.“

„Zu Befehl, Herr Kriminalkommissar.“

„Sollte die Identität desselben festgestellt werden, so melden Sie mir dies sofort telegraphisch!“

„Gewiß, sofort.“

„Für jetzt ist weiter nichts für Sie in der Sache zu thun; wir müssen eben abwarten, wie sie sich entwickelt. Adieu!“

Er ging. Draußen nahm er wieder eine Droschke und kehrte nach dem Bahnhof zurück, um den Nachtschnellzug bei seinem Eintreffen zu beobachten. Obwohl auch diese Maßregel ohne Erfolg blieb, empfahl er dem Beamten, welcher den Dienst auf dem Bahnsteig hatte, die Fortsetzung der Beobachtung, und ging dann in ein nahe gelegenes Restaurant, wo er endlich eine Mahlzeit zu sich nahm.

Nachdem dies geschehen, überlegte er, was er thun solle. In Berlin zu bleiben, schien ihm nahezu zwecklos. Was sollte er dort? Die Leute in der Morgue beobachten? Das konnte ein geschickter Kriminalschutzmann gerade so gut als er. Weiter aber gab es für ihn hier in dieser Angelegenheit keine Arbeit. Da war es immer noch besser, wenn er den Versuch machte, die ihm in Herrnberg verloren gegangene Spur wieder aufzufinden. Das hatte er sich vorher schon gesagt, und sein Ueberlegen bestärkte ihn noch in seiner Ansicht.

Mit einem durch gymnastische Uebungen gestählten Körper begabt, empfand er es wenig, daß ihm auf diese Weise die Ruhe auch der zweiten Nacht verloren ging. Zu derselben Zeit wie am Morgen vorher fuhr er mit dem Frühzug wieder hinaus nach Retschin. Auf dem Bahnhofe dort erkundigte er sich, ob tags zuvor zwei Männer, wie er sie beschrieb, mit dem Nachmittagszuge angekommen und dann in der Richtung nach Berlin zurückgefahren seien, und wiederholte, als man ihm sagte, dies sei nicht der Fall gewesen, seine Anfrage in der nächsten Station, in Wusterwitz.

Hier wurde ihm eine überraschende Auskunft. Die beiden waren ausgestiegen; der Portier erinnerte sich dessen bestimmt. Aber wieder eingestiegen waren sie nicht, weder in diesen noch in einen anderen Zug. Sie hatten vielmehr den Weg nach Retschin eingeschlagen.

Dann sind sie jedenfalls nachher in entgegengesetzter Richtung weitergegangen, überlegte Kaspary. Aber wohin? „Wie weit ist es denn bis zur nächsten Station?" fragte er.

„Bis Retschin?"

„Nein, in der entgegengesetzten Richtung."

„Ach so, also bis Trollwitz — na, gute zwei Stunden sind es schon."

Die hat der junge Mensch, der schon vorher so erschöpft gewesen ist, schwerlich zu Fuß zurückgelegt, schloß Kaspary weiter. Aber wo sollen sie dann geblieben sein? In Wusterwitz? Das war kaum wahrscheinlich. Sie mußten fürchten, in dem Dorfe aufzufallen. „Kann man hier einen Wagen bekommen?" frug er den Portier weiter, den ein gutes Trinkgeld gesprächig gemacht hatte.

„O ja, einen sehr guten Wagen sogar kann der Herr haben."

„Wo?"

„Im „Roten Ochsen"."

„Wo ist das?"

„Gleich vorn im Dorf linker Hand."

Kaspary fand bald den bezeichneten Gasthof, in dem er sich ein kleines Frühstück verabreichen ließ. Von den Gesuchten wußte man dort aber nichts. Obwohl er es kaum für möglich hielt, daß sie nach Trollwitz gegangen seien, nahm er doch einen Wagen dorthin, um Zeit zu sparen, da der nächste Zug in etwa vier Stunden abging. Der inzwischen passierende Schnellzug hielt weder in Wusterwitz noch in Trollwitz.

Nach Ablauf einer guten Stunde war er dort; aber er fand, wie er erwartet hatte, nicht die geringste Spur der Verbrecher.

Wo waren sie geblieben?

Daß sie sich in einem der kleinen Dörfer hier versteckt halten sollten, war wenig wahrscheinlich. Die Gefahr der Entdeckung war dort zu groß. Der einzige größere Ort in der Nähe war Retschin. Daß sie sich dahin gewagt hätten, wo der Mord entdeckt worden war, konnte ebensowenig als wahrscheinlich gelten. Und die dritte Möglichkeit, daß sie etwa nach Berlin gefahren waren, erschien auch ausgeschlossen. Irgendwo aber mußten sie doch geblieben sein. Am Tage konnten sie wohl das Land durchwandern, aber daß dies auch die Nacht hindurch geschehen sein solle, daran war bei der augenscheinlichen Erschöpfung des jungen Mannes nicht zu denken.

Kaspary fuhr von Trollwitz nach Bredow, wo Wesner ihn erwartete, sandte jedoch, um kein Aufsehen zu erregen, den Wagen kurz vor dem Orte zurück.

Wesner hatte ihn vom Fenster des Wirtshauses aus gesehen und kam ihm entgegen. Er hatte nichts zu melden. Seine Nachforschungen waren gänzlich resultatlos gewesen.

Kaspary teilte ihm mit, was er inzwischen in Erfahrung gebracht hatte. „Es sind lauter kleine Anhaltspunkte,“ schloß er, „aber keine sichere Spur. Seit gestern abend sind die beiden vollständig verschwunden.“

„Wo können sie nur stecken?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“

„Sie müssen hier in der Nähe sein.“

„Es scheint so, aber — es ist auch ebensogut möglich, daß sie in der Nacht oder heute vormittag nach Königsberg oder nach Berlin gefahren sind.“

„In letzterem Falle würden Sie bald Nachricht haben.“

„Ich glaube es kaum. Wer in so raffinierter Weise seine Spur zu verwischen versteht, wie diese beiden, der ist nicht so dumm, sein Aeußeres unverändert zu lassen."

„Allerdings. Da müßte man fast die Hoffnung aufgeben, sie zu finden."

„Oho, so weit sind wir denn doch noch nicht! Es ist mir in meiner Praxis oft passiert, daß gerade dann, wenn alles verloren schien, ein glücklicher Zufall zu Hilfe kam. Hoffen wir, daß es auch jetzt der Fall sei."

„Wo wollen Sie jetzt weitere Nachforschungen anstellen?"

„Vor allen Dingen hoffe ich, daß der Tote doch noch erkannt werden wird. Er muß doch irgendwo vermißt werden."

„Das kann lange dauern."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Jedenfalls müssen wir jetzt alles aufbieten, um den Verbleib der Mörder festzustellen. Ist ein Gendarm hier am Ort?"

„Ja. Ich habe vorhin einen hier vorbeireiten sehen und mich nach ihm erkundigt. Er soll ein sehr tüchtiger Mann sein."

„Gut. Gehen Sie zu ihm und bitten Sie ihn, zu mir zu kommen."

„Wohin?"

„In das Wirtshaus. Ich werde in diesem ein Zimmer nehmen, damit ich mich ungestört mit ihm unterhalten kann."

„Schön. Ich gehe sofort zu ihm."

Der Gendarm war auf einem Patrouillenritt abwesend, aber nach seiner Rückkehr stellte er sich sofort dem Kriminalkommissar zur Verfügung. Er machte den Eindruck eines sehr ruhigen und gewandten Mannes, und Kaspary zögerte daher nicht, ihm mitzuteilen, was er von der Sache wußte.

„Hm," meinte der Gendarm, seinen langen, blonden

Vollbart streichend, „ich glaube kaum, daß die Gesuchten hier in der Gegend noch sind.“

„Warum nicht?“

„Ich habe, der Vorschrift gemäß, mir überall, wo ich durchgekommen bin, die Fremdenbücher der Gasthöfe vorlegen lassen, aber es ist hier niemand über Nacht geblieben.“

„Könnte nicht auch irgendwo eine Eintragung unterlassen worden sein?“

„Das glaube ich nicht.“

„Auch nicht, wenn dem betreffenden Wirt dafür ein tüchtiges Stück Geld in die Hand gedrückt worden wäre?“

„Je nun, unmöglich wäre es ja gerade nicht, aber wahrscheinlich ist es auch nicht. Es wäre vielleicht ganz gut, wenn Sie einmal nach dem Landratsamt in Retschin führen, Herr Kriminalkommissar.“

„Zu welchem Zweck?“

„Damit der Landrat sämtliche Gendarmen des Bezirks anweist, auf die Verdächtigen zu fahnden.“

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber ich habe ein Bedenken. Die Sache kommt dadurch zu leicht an die große Glocke, und die Verbrecher werden gewarnt.“

„Wenn aber keine Nachforschungen stattfinden, so muß ihnen das erst recht verdächtig erscheinen. Sie vermuten dann um so eher, daß ein Berliner Kommissar die Untersuchung leitet, wenigstens wenn es so geriebene Burschen sind, wie Sie annehmen.“

„Darin haben Sie allerdings auch nicht so unrecht. Ich werde nach Retschin gehen. Wer ist denn hier am Ort Amtsvorsteher?“

„Herr Major v. Bredow. Er weiß schon von der Sache.“

„Durch wen?“

„Durch mich. Ich hörte gestern nachmittag von einem

Herrn, der aus Retschin kam, davon und teilte es heute morgen dem Herrn Major mit.“

„Was ist das für ein Herr?“

„Man kann sich keinen Besseren wünschen. Heute morgen allerdings war er sehr mißgestimmt.“

„Wissen Sie, warum?“

„Ich vermute, daß es mit der gestern abend plötzlich erfolgten Rückkehr des jungen Herrn Fritz zusammenhängt, der ein bißchen viel Geld verbrauchen soll.“

„Und der alte Herr ist wohl ein wenig geizig?“

„O nein, durchaus nicht. Wenn irgend ein Unglücksfall vorgekommen ist, giebt er immer am ersten und am meisten.“

„Dann hat es der junge Herr wohl sehr toll getrieben?“

„Das mag wohl sein. — Haben der Herr Kriminalkommissar sonst noch etwas zu befehlen?“

„Nein, ich danke Ihnen. Wenn ich Sie wieder brauche, darf ich doch auf Sie rechnen?“

„Gewiß, Herr Kriminalkommissar.“

Der Gendarm grüßte militärisch und ging.

Kaspary aber begab sich sofort nach Retschin, nachdem er noch Wesner angewiesen hatte, in unauffälliger Weise nachzuforschen, ob sich in der Nähe des Fundortes der Tasche vielleicht noch etwas entdecken lasse. Der Landrat sagte ihm bereitwilligst die von ihm erbetene Maßregel zu. Eine Depesche für ihn war nicht eingetroffen.

Unschlüssig, was er nun thun solle, schlenderte er nach dem Bahnhofe, wo das Signal der Bahnwärter das Herannahen eines Zuges verkündete. Nur wenige Passagiere stiegen aus, unter ihnen eine junge Dame von auffallend schönem Wuchs und pikantem Gesicht, der ein galonnierter Diener, aus einem Wagen dritter Klasse springend, die Thür des Coupés öffnete.

„Welches ist der beste Gasthof hier?“ frug sie mit leichtem fremdländischen Accent den Stationsvorsteher.

„Der „Goldene Adler“, gnädiges Fräulein,“ antwortete dieser.

„Ist ein Wagen des Gasthofs da?“

„Er hält hinter dem Stationsgebäude.“

„Ich danke.“

Sie rauschte an ihm vorbei, von dem Diener gefolgt, dem sie einige Worte in russischer Sprache zurief.

Als Kaspary dieselben hörte, durchzuckte ihn plötzlich der Verdacht, daß diese Fremde zu dem Morde in irgend einer Beziehung stehen könne, und er beschloß, ihr zu folgen. Höflich grüßend, nahm er gleichfalls in dem Wagen Platz. Sie dankte ihm nur mit einem kurzen Kopfnicken.

Im Gasthof angekommen, hörte er sie zu seinem Erstaunen fragen, ob vielleicht der Herr Kriminalkommissar Kaspary aus Berlin auch in diesem Gasthof wohne.

Viertes Kapitel.

Fritz v. Bredow trat nicht wie sonst bei seiner Ankunft sofort in das Familienzimmer, sondern begab sich nach dem seines Vaters. Er war sicher, daß dieser ihn dort erwarte. Wohl hatte er unterwegs sich zu wiederholten Malen überlegt, in welcher Weise er dem alten Herrn das, was ihm auf dem Herzen lag, mitteilen wolle, aber jetzt, als er von demselben nur noch durch die dicke Thür von Eichenholz getrennt war, schien ihm dies doch ungleich schwerer als vorher. Endlich drückte er mit einer raschen Bewegung den Dolman in der Taille nieder und trat ein.

Sein Vater kam ihm entgegen und reichte ihm mit einem einfachen „Willkommen!“ die Hand, zugleich ihm

so ernst und fest in das Auge blickend, daß er das seine unwillkürlich niederschlagen mußte.

Eine Pause entstand, in welcher der junge Offizier vergeblich nach Worten suchte.

„Du wirst dich gewundert haben, lieber Vater,“ begann er endlich, nicht mit dem leichten, sorglosen Ton, der ihm sonst eigen zu sein pflegte, sondern in ernsterer, gehaltenerer Weise, „daß ich nach so kurzer Zeit schon wieder auf Urlaub komme.“

„Allerdings,“ entgegnete einfach der Major.

„Es hat aber seinen sehr natürlichen Grund,“ fuhr Fritz fort. „Prinz August unternimmt eine größere Reise, auf welcher er nur einen Adjutanten bei sich haben will. Ich hätte ihn gern begleitet, aber der Prinz giebt in solchen Fällen stets dem älteren Adjutanten, in diesem Falle also Putlitz, den Vorzug. Da es sich nicht lohnen würde, mich für vier oder sechs Wochen dem Regiment zu überweisen, hat Prinz August mich einfach auf Urlaub gesandt.“

„Ah!“ Der alte Herr atmete erleichtert auf; er hatte offenbar gefürchtet, daß die plötzliche Ankunft seines jüngeren Sohnes einen anderen, einen schlimmen Grund habe. Seine Miene verdüsterte sich jedoch wieder, als dieser fortfuhr:

„Ich habe die Reise schleunigst angetreten, weil ich dir ein Geständnis zu machen habe, lieber Vater.“

„Du hast Schulden?“ frug der Major kurz und scharf.

„Ja.“

„Wieviel?“

„Es sind gegen dreitausend Thaler.“

„Gegen dreitausend Thaler!“ Der Major zog die weißen, buschigen Augenbrauen fest zusammen, ein Zeichen des in ihm aufsteigenden Zornes. „Seit wann schuldest du eine so beträchtliche Summe?“ sprach er, mühsam an sich haltend.

„Seit einigen Tagen."

„Seit einigen Tagen erst? Ich kann mir dann denken, woher deine so plötzlich aufgetretenen Schulden stammen. Du hast gespielt."

„Nein, Vater."

„Auf dein Wort?"

„Auf mein Wort."

„Gut, ich glaube dir. Das Ehrenwort eines Bredow ist heilig wie ein Eid. Woher stammt deine Schuld?"

„Ich habe Bürgschaft geleistet für einen Kameraden, der — sich erschossen hat."

„Wer war es?"

„Hallein von den Dragonern."

„Hallein hat sich erschossen?"

„Am Montag Abend."

„Schulden halber?"

„Er sah wohl keinen Ausweg mehr, war in Wucherer-hände gefallen."

Der Major ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. „Ich werde dir das Geld geben, Fritz," sagte er nach einer Pause. „Ich will dir kein Hehl daraus machen, daß ich Schlimmes gefürchtet habe. Aber die Sache ist nicht so einfach. Bredow liefert einen guten Ertrag, aber drei Viertel davon geht an deinen Bruder und an dich — und zwar an dich doppelt so viel wie an ihn. Ich habe keine dreitausend Thaler liegen — fünfhundert Thaler, die ich gestern an dich gesandt habe, und die du bei deiner Rückkehr vorfinden wirst, waren fast die Hälfte meines Barbestandes. Auf größere Einnahmen habe ich in der nächsten Zeit nicht zu rechnen. Die Ernte auf dem Halme verkaufen, das war in Bredow noch nie Sitte, und soll es auch nicht werden. Trotzdem ist mir um das Geld nicht bange. Ich habe persönlichen Kredit genug. Wenn ich hinüber nach Trollwitz zu Platen fahre, der erst vor

einem Jahr etwa fünfzigtausend Thaler geerbt hat, so borgt er mir gern ein paar tausend Thaler, das ist sicher."

„Lieber Vater, ich kann mir denken, wie schwer dir ein solcher Schritt fällt. Kann ich ihn dir nicht ersparen?"

„Nein. Du bekommst höchstens Geld zu Wucherzinsen, und ich will nicht, daß du in die Klauen dieser Harpyien gerätst. Aber das Geld, welches ich mir jetzt für dich leihe, sollst du zurückzahlen."

„Ich?"

„Ja, du! Du mußt dich eben künftig einschränken. Daß du es jetzt nicht kannst, wo dein Kommando als Adjutant bei dem Prinzen dir immerhin Mehrausgaben verursacht, sehe ich ein. Aber du mußt es thun, wenn du in deine Garnison zurückgekehrt sein wirst. Karl Wilhelm dient auch bei der Gardekavallerie und kommt mit der Hälfte von dem aus, was du gebrauchst. Was er kann, kannst du auch."

„Es wird nicht leicht sein."

„Es wird mir auch nicht leicht sein, hinzugehen und für dich Geld zu borgen," rief der Major, und in seiner Stimme klang es wie fernes Donnergrollen. „Nur unter der Bedingung gebe ich dir das Geld, daß du mir versprichst, dich einzuschränken, um das Geld zurückzuzahlen. Willst du das?"

„Ich will es."

„Gut. Bis dies geschehen sein wird, entsage ich dem einzigen Vergnügen, das ich mir noch gönne, der Jagd."

„O nein, lieber Vater, das darfst du nicht."

„Das darf ich, und das wird geschehen. Fünfzehnhundert Thaler jährlich Jagdpacht sind mir von einigen Berliner Herren geboten worden, wenn ich die Jagd auf fünf Jahre weggebe. Ich werde den Herren schreiben, daß ich ihr Anerbieten annehme. Dann ist in zwei Jahren deine Schuld getilgt, was in den anderen drei Jahren

einkommt, mag dazu dienen, einen Reservefonds anzulegen für den Fall, daß du wieder einmal einen leichtsinnigen Streich machst — denn leichtsinnig war es, daß du die Bürgschaft übernommen hast."

„Vater — Hallein war immer ein so guter Kamerad."

„Na ja, ich begreife, daß du ihn nicht in der Patsche sitzen lassen wolltest; ich hätte es vielleicht ebenso gemacht. Aber leichtsinnig war es doch und darf nicht wieder vorkommen. Hörst du? Es darf nicht wieder vorkommen. Ich will euch Bredow so hinterlassen, wie ich es von meinem Vater übernommen habe, rein von Hypotheken und Schulden, und davon gehe ich nicht ab."

Der junge Offizier senkte das Haupt; er hatte nichts zu erwidern.

„Wenn die Versuchung, Geld zu verschleudern, wieder an dich herantritt," fuhr der Major fort, „so denke an deinen alten Vater, der sich seines einzigen Vergnügens beraubt, um deine Ehre und Bredow intakt zu erhalten, und es wird dir leichter fallen, die Gefahr zu überwinden. — So, und jetzt geh und begrüße Gertrud."

Der junge Offizier verließ das Zimmer mit feuchten Augen. Die einfachen, herzlichen Worte seines Vaters hatten ihn tiefer gerührt, als eine Strafpredigt, wie er sie eigentlich gefürchtet hatte, dies zu thun im stande gewesen wäre. Er dachte nach, wie er es wohl anfangen könne, seinem Vater das schwere Opfer zu ersparen. Aber kein Mittel bot sich ihm dar. Vielleicht wußte Karl Wilhelm Rat. Es würde ihm zwar sehr schwer fallen, dem Bruder ein gleiches Bekenntnis abzulegen wie dem Vater, aber lieber noch das, als der Gedanke, daß der alte Herr, der so gern im Herbst und Winter hinausgezogen war auf die Birsch oder auf den Anstand, der stets eine solche Freude gehabt hatte, wenn es ihm gelungen war, ein paar feiste Hasen oder einen Rehbock oder gar einen der

Hirsche, die bisweilen als Wechselwild das Revier durchzogen, zu erlegen — daß dieser so herzensgute alte Mann nun zu Hause bleiben sollte, wenn die Gutsnachbarn dem fröhlichen Weidwerk oblagen, daß er mit verhaltenem Ingrimm die Schüsse hören sollte, die draußen im Walde fielen und seinem Wilde galten. Nein, nein, das durfte nicht sein, es mußte sich ein Mittel finden, das zu verhindern.

Vielleicht, wenn er Gertrud heiratete — sie war ja reich; zehnfach konnte er dann dem Vater zurückgeben, was er von diesem erhalten hatte. Aber rasch verwarf er diesen Gedanken wieder. Er wollte Gertrud heiraten, gewiß, er sah es als selbstverständlich an, daß sie sein Weib werde, aber um des Geldes willen — nein, das durfte ein Bredow nicht thun.

Dieser Gedanke bewirkte, daß der junge Offizier mit einer an ihm ganz ungewohnten Befangenheit in das Familienzimmer trat, in dem Gertrud, um ihre Unruhe niederzuzwingen, sich an das Piano gesetzt hatte, auf dem zuerst ihre schlanken Finger herumirrten, ohne daß sie sich der Töne, die sie erweckte, recht bewußt wurde. Als Fritz eintrat, sprang sie auf, ihm entgegenzueilen, und blieb dann leicht errötend stehen. Auch er fand nicht gleich das rechte Wort zur Begrüßung. So standen sie wortlos einander gegenüber, bis endlich Gertrud in ein Lachen ausbrach, das ihr so natürlich vom Herzen kam, daß Fritz, so wenig ihm eigentlich danach zu Mute war, für einen Augenblick einstimmen mußte.

„Ist es nicht eigentlich zu drollig,“ rief sie, ihm die Hand reichend, die er herzlich drückte, „daß wir uns hier gegenüber stehen, als wären wir einander eben erst vorgestellt worden? Wir, die wir mitsammen aufgewachsen sind und stets wie Bruder und Schwester miteinander gelebt haben!“

„Ja, in der That, es ist drollig," stimmte er zu, aber sein Gesicht war sofort wieder ernst geworden.

„Und das sagst du mit einer solchen Leichenbittermiene? Was ist denn eigentlich vorgefallen? Deine Depesche hat uns einen heillosen Schrecken eingejagt. Es ist doch nichts Schlimmes?"

„Etwas Gutes auch nicht."

„Aber was denn eigentlich? So sprich doch!"

„Nun, wenn du es durchaus wissen mußt — ich habe Schulden gemacht."

„Viel?"

„Gegen dreitausend Thaler."

„Du, höre mal, das ist aber auch wirklich ein bißchen stark. Da mußt du ja das Geld nur so rein weggeworfen haben."

„Das nicht."

„Aber wie ist es sonst möglich?"

„Ich hatte eine Bürgschaft für einen Kameraden übernommen und muß nun zahlen."

„Warum zahlt der denn nicht?"

„Weil er — tot ist."

„O! Das ist freilich traurig."

„Es ist ein schönes Stück Geld, das weiß ich wohl. Aber es ist nun nicht mehr zu ändern."

„Der Onkel war wohl sehr böse?"

„Nein, das war er nicht. Ich wollte, er wäre es gewesen. Das wäre mir lieber, als daß er ... Nein, das darf unter keinen Umständen geschehen."

„Was denn?"

„Auf sein einziges Vergnügen, auf die Jagd, will er verzichten."

„Da hast du recht, das darf nicht sein. Es ist ja auch gar nicht nötig; er hat doch immer Geld genug."

„Genug? Du — zwei Söhne bei der Gardekavallerie

kosten mehr, als du denkst. Besonders wenn der eine ein leichtsinniger Mensch ist wie ich."

„Ich hoffe, dein Leichtsinn wird sich noch bessern lassen."

„Das hoffe ich auch, aber Thatsache ist, daß ich meinem Alten schon ein gehöriges Stück Geld gekostet habe."

„Deinem Alten? Pfui, sage nicht so, das klingt so häßlich!"

„Die Sache selbst ist noch viel häßlicher."

„Höre einmal, Fritz — kann ich dir nicht helfen?"

„Du?"

„Ja, ich."

„Meinst du, ich würde eine Dame anpumpen? Davor soll mich denn doch der Himmel in Gnaden bewahren."

„Eine Dame? Ich bin doch deine Base, fast deine Schwester."

„Nein, daran ist nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß es unausführbar wäre."

„Warum?"

„Du bist noch nicht mündig, kannst gar nicht einmal über dein Geld verfügen ohne Zustimmung deines Vormundes."

„Das ist doch aber der Onkel. Wenn ich ihn darum bitte . . ."

„Er würde eher verhungern, als einen Pfennig von deinem Vermögen für sich oder für mich verwenden. Nein, Gerta, gieb diesen Gedanken auf. Ich erkenne gern an, daß du es von Herzen gut meinst, und bin dir sehr dankbar dafür, aber es geht nicht, es geht wirklich nicht."

„Und mein Sparkassenbuch? Ueber das kann ich frei verfügen, das hat mir der Onkel selbst gesagt. Es sind über tausend Thaler darin, dreitausend und sechshundert Mark ungefähr. Willst du es haben?"

„Nein, liebe Gerta. Ich danke dir von Herzen für

deinen guten Willen, aber es geht nicht, es ist ganz unmöglich."

„Warum denn?"

„Meine Ehre verbietet es mir."

„Merkwürdig! Schulden zu machen verbietet dir deine Ehre nicht, aber das Geld zu nehmen, um sie zu bezahlen, das verbietet sie dir."

„Gerta!"

„Ach, wenn du auch böse bist — ich bin es auch."

„Ich bin dir ja nicht böse; ich erkenne an, daß du das beste, das liebste Mädchen von der Welt bist, aber ..."

„Aber?"

„Aber annehmen kann ich dein Anerbieten doch nicht. Es geht absolut nicht."

„Wenn du mir nur einen einzigen vernünftigen Grund dafür anführen könntest."

„Liebe Gerta, das sind Sachen, die du, so klug du sonst bist, doch nicht verstehst."

„Eine Pille mit Zucker, aber ich schmecke die Pille doch heraus."

„Quäle mich doch nicht, liebe Gerta! Hilf mir lieber nachdenken, wie wir den Vater von seiner unglücklichen Idee abbringen können."

„Wie soll ich das? Wenn der Onkel sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat —"

„So ist er schwer davon abzubringen, ich weiß es."

„Fritz!"

„Was denn?"

„Ich habe eine Idee."

„Laß hören."

„Wie wäre es, wenn ich die Jagd pachtete?"

„Ach geh, das ist eine Kinderei."

„Nicht doch. Ich meine natürlich nicht, daß es unter meinem Namen geschehen sollte, da würden mich ja alle

auslachen. Aber vielleicht könnte ein anderer es thun in meinem Auftrage. Zwölfhundert Thaler habe ich — reicht das nicht?"

„Beinahe. Fünfzehnhundert Thaler haben die Herren aus Berlin geboten."

„Dreihundert Thaler wirst du wohl auch noch schaffen können oder vierhundert, damit wir sie ausstechen. Und wenn du es nicht kannst, Rose v. Rhoden borgt mir gewiß die paar hundert Thaler. Sie ist meine beste Freundin und hat so viel Geld."

„Und wenn der Vater dahinter käme, daß wir ihn getäuscht haben?"

„Ja, erfahren müßte er es schließlich, sonst hätte die ganze Sache ja gar keinen Zweck."

„Dann würde er sehr, sehr böse sein. Nein, liebe Gerta, das geht leider auch nicht."

„Dann weiß ich freilich keinen Rat mehr."

„Vielleicht fällt uns noch einer ein. Die Sache eilt ja nicht so sehr; der Wechsel, um den es sich handelt, ist erst in ungefähr vier Wochen fällig."

„Dann hättest du besser gethan, dem Onkel gar nichts davon zu sagen."

„Ich kann doch nicht von heute auf morgen eine solche Summe von ihm verlangen."

„Bis dahin hätten wir aber vielleicht anderweitig Rat gefunden."

„Vielleicht — vielleicht aber auch nicht. Ich glaube doch, es ist besser, daß ich ihm alles offen gesagt habe."

„Es mag sein, daß du recht hast. Jedenfalls aber müssen wir suchen, einen Ausweg zu finden. — Wenn ich mein Reitpferd verkaufte, was kann es wohl bringen?"

„Das sollst du nicht um meinetwillen."

„Nein, gar nicht um deinetwillen, du eingebildeter Mensch. Nur um des guten Onkels willen, der stets wie

ein Vater zu mir war, um ihm einen Kummer zu ersparen."

„Gerta — du hast ein goldenes Herz."

„Bitte, keine Schmeicheleien, und am allerwenigsten so abgeschmackte. Ein goldenes Herz! Was ich wohl mit einem solchen anfangen sollte! Aber im Ernst, sage mir, was kann „Ali" wohl bringen?"

„Tausend Thaler etwa, wenn du es durchaus wissen willst."

„Da hätten wir also schon zweitausendzweihundert Thaler. Und die achthundert, die dann noch fehlen, würden wir auch noch beschaffen können. Meine Schmucksachen haben auch Wert."

„Ach Kind, das ist ja alles Thorheit."

„Thorheit? Na, erlaube 'mal."

„Ja, es ist Thorheit. Denn eher würde ich meinen Dienst quittieren, als solch ein Opfer von dir annehmen."

„Wie oft soll ich dir denn sagen, daß ich es nicht dir bringe, sondern dem Onkel?"

„Gleichviel — ich nehme es unter keinen Umständen an."

„Dann bin ich dir ernstlich böse — so böse — so sehr, sehr böse."

„Gertrud!"

„Ich will nichts mehr von dir hören. Geh, du schlechter Mensch!"

„Du schickst mich fort?"

„Soll ich es dir noch deutlicher sagen?"

„Das ist wohl kaum möglich."

„So geh doch! Du siehst ja, ich hasse — ich verabscheue dich."

„Wirklich?" Er versuchte, ihre Hand zu ergreifen, sie entzog ihm jedoch dieselbe mit einer heftigen Bewegung.

„Still, der Onkel kommt."

Man hörte in der That draußen auf dem Gang seinen festen Tritt.

Wider Erwarten war der Eintretende fast heiter: Gertrud stimmte unbefangen in den munteren Ton, den er anschlug, ein, und nur Fritz konnte sich eines in seiner Lage sehr natürlichen Gefühls des Gedrücktseins nicht erwehren.

Es war ihm lieb, daß die Abendtafel zeitiger, als es sonst zu geschehen pflegte, aufgehoben wurde, und unter dem Vorwande der Ermüdung zog er sich auf sein Zimmer zurück. —

Als am nächsten Morgen Gertrud, die sich vollständig in die Rolle einer deutschen Gutsfrau eingelebt hatte, aus der Milchkammer kam, wo sie die Mägde zu überwachen pflegte, war sie nicht wenig erstaunt, hinter dem Zaun des Obstgartens Miesko zu sehen, der sie zu erwarten schien und ihr ein Zeichen machte, daß sie in den Obstgarten kommen möge. Sie hatte eigentlich wenig Lust, der Aufforderung des Burschen Folge zu leisten, aber der Gedanke, daß er ihr etwas Wichtiges mitzuteilen haben müsse, bestimmte sie schließlich doch, es zu thun.

„Weiß das gnädige Fräulein, was es mit den Papieren ist?" frug er, scheu um sich blickend.

„Nein. Was soll es sein?"

„Hat das gnädige Fräulein von dem Mord in der Eisenbahn gehört?"

„Allerdings, mein Onkel hat mir von dem entsetzlichen Vorfall erzählt."

„Die Papiere sind von da."

„Wie kommst du darauf?"

„Ich habe gestern den Zaun an dem Garten vom Baumann, dem Gastwirt, ausgebessert. Mit einem Male sehe ich den Gendarmen kommen. Ich habe gedacht, daß es wegen der Schlingen sein könnte, und bin rasch auf

einen Baum ins Laub geklettert, damit er mich nicht finden sollte."

„Das böse Gewissen!"

„Es ist manchmal zu etwas gut, das böse Gewissen," lächelte Miesko schlau. „Wie ich auf dem Baum sitze, schaut ein Herr zum Fenster des Gastzimmers bei Baumann heraus und sieht sich überall um. Gleich darauf höre ich in demselben Zimmer den Gendarmen reden. Ich wollte gern wissen, ob sie von mir reden, und bin ein Stück heruntergeklettert, so daß ich durch das Fenster hören konnte, was sie sagten."

„Nun?"

„Sie haben nicht von mir gesprochen, sie haben von dem Mord gesprochen. Der fremde Herr, der auch von der Polizei sein wird, hat dem Gendarmen erzählt, daß er die Mörder verfolgt hat, immer nach auf ihrer Spur, und daß er im schwarzen Luch eine Reisetasche gefunden hat, die sie hineingeworfen haben. Also sind die beiden, die ich gesehen habe, die Mörder gewesen, also sind die Papiere von dem Morde."

Gertrud konnte sich der Richtigkeit seiner Schlußfolgerung nicht verschließen. „Dann muß man die Papiere sofort der Polizei übergeben," sagte sie. „Und du mußt sagen, was du von der Sache weißt."

„Um Gottes willen nicht, gnädiges Fräulein! Dann wäre alles verloren."

„Was wäre verloren? Ich verstehe dich nicht."

„Passen Sie auf, gnädiges Fräulein," rief Miesko erregt. „Wenn die Mörder nicht gefunden werden, sagt die Mutter, dann wird eine Belohnung ausgesetzt für den, der dazu hilft, daß man sie findet; manchmal hundert Thaler, manchmal dreihundert, manchmal fünfhundert, manchmal tausend Thaler."

„Ah, ich verstehe! Darauf spekulierst du?"

„Ich weiß nicht, was das ist. Aber ich weiß, daß ich keine Belohnung bekomme, wenn ich der Polizei die Papiere jetzt gebe, und daß ich sie bekomme, wenn ich sie der Polizei erst später gebe. Das gnädige Fräulein wird nicht so grausam sein, den armen Miesko um die Belohnung zu bringen, die er ehrlich verdient hat."

„Ehrlich? Mit einem Diebstahl."

„Es ist kein Diebstahl gewesen, ich habe sie gefunden. Und wenn ich sie gestohlen hätte, wem hätte ich sie gestohlen? Den Mördern. Den Leuten, denen man, wenn man sie fängt, den Kopf abschlägt. Wem man den Kopf abschlägt, dem wird man doch auch die Papiere nehmen können, die er gestohlen hat."

„Jeder darf das auch nicht thun. Stehlen darf man niemand etwas, und wenn es ein Mörder ist. Wenn es herauskommt, bekommst du vielleicht Strafe."

„Ich werde keine Strafe bekommen, wenn ich den Herren von der Polizei helfe, die Mörder zu finden," meinte Miesko mit zuversichtlicher Hartnäckigkeit.

Es war klar, daß der Gedanke an die Belohnung sich fest genug in seinen Ideenkreis eingenistet hatte, um diesen vollständig zu beherrschen.

Seine Zuversicht war allerdings nicht ungerechtfertigt. Aber Gertrud war nicht willens, ihm ohne weiteres nachzugeben. „Wenn die Polizei nun aber die Mörder findet, ehe du ihr die Papiere gegeben hast?" fragte sie.

Miesko zuckte die Achseln. „Dann braucht sie vielleicht die Papiere doch noch. Der liebe Gott wird nicht haben wollen, daß der arme Miesko um die Belohnung für seinen Fund kommt. Ich habe auch schon zu ihm gebetet deswegen, und die Mutter auch zweimal. Da kann er schon nicht gut anders. Ich habe keine Furcht."

Gertrud sah, daß mit dem Burschen nichts anzufangen war. „Ich werde mir die Sache überlegen," meinte sie.

„Wenn der Herr von der Polizei hier im Dorfe ist, so wird er jedenfalls auch zu meinem Onkel kommen, weil dieser ja Amtsvorsteher ist. Ich werde sehen, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit sprechen kann, und ihn fragen, ob er wohl dem, der ihm Papiere brächte, die auf den Mord Bezug haben, eine Belohnung zu teil werden lassen wolle. Seine Antwort werde ich dir dann mitteilen; du kannst gelegentlich wieder einmal vorbeikommen und mich in meinem Zimmer aufsuchen.“

„Ach nein, gnädiges Fräulein. Das thue ich lieber nicht.“

„Warum nicht?“

„Der junge gnädige Herr ist hier.“

„Der thut dir nichts.“

„Aber ich habe Angst vor ihm.“

„Weswegen?“

„Er hat mich, als er im Frühjahr hier war, getroffen, wie ich nachsehen wollte, ob die Radieschen bald gut sind. Da hat er mich schlagen wollen. Aber ich bin schnell fortgelaufen. Da hat er mir nachgerufen, wenn er mich noch einmal hier treffe, wolle er die Hunde auf mich hetzen.“

„So? Also du bist der Radieschendieb gewesen? Na, das wird ja immer netter. Da hat der Fritz freilich recht, wenn er dich mit den Hunden fortbringen will.“

„Ich hatte so großen Hunger,“ klagte der Pole.

„Von Radieschen wirst du ganz gewiß nicht satt.“

„Ich kann ja sonst irgendwo auf das gnädige Fräulein warten,“ schlug Miesko in dem Bestreben vor, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, da ihm die Sache mit den Radieschen offenbar sehr peinlich war.

„Nein. Mit so einem Burschen wie du mag ich keine Zusammenkunft haben,“ erklärte Gertrud streng.

„Aber das gnädige Fräulein wird doch ihr Versprechen

halten und den Herrn von der Polizei wegen der Belohnung fragen?" In seinem Ton lag nun doch eine ziemliche Angst, in seinen Hoffnungen getäuscht zu werden.

„Ich habe es dir einmal versprochen und will es auch halten, obgleich du es nicht verdienst, du Radieschendieb! Wenn ich dann von dem Herrn von der Polizei Antwort bekommen habe, gehe ich hinunter in das Dorf und teile sie deiner Mutter mit."

Miesko machte einen Luftsprung vor Freude. „Ich werde Geld bekommen, ich werde viel Geld bekommen!" rief er jauchzend. „Und es ist doch gut, daß ich ihr nicht alle Papiere gegeben habe," fügte er in Gedanken hinzu.

„Freue dich nur nicht zu früh," warnte Gertrud.

Aber er hörte sie nicht mehr, sondern rannte mit einer Geschwindigkeit, wie sie nur ein solcher Naturbursche entfalten konnte, dem Dorfe zu, seiner Mutter die frohe Botschaft zu bringen.

Gertrud hatte das Gefühl, als sei es eigentlich nicht recht, daß sie Miesko das erbetene Versprechen gegeben hatte. Sie fühlte dunkel, daß es eigentlich ihre Pflicht sei, die Polizei sogleich von dem Vorhandensein der Papiere in Kenntnis zu setzen. Aber andererseits sagte sie sich mit mädchenhafter Naivität, daß es doch dem Staat auf ein paar hundert Thaler nicht ankommen könne, und daß Miesko vielleicht, wenn er im Besitz von etwas Geld sei und sich einen kleinen Acker zu dem, welchen Herr v. Bredow seiner Mutter geschenkt hatte, dazu kaufen könne, schließlich noch ein ordentlicher Mensch werde. Jedenfalls brachte sie es nicht über das Herz, seine freudigen Erwartungen zu zerstören; sie nahm sich im Gegenteil vor, bei dem Polizeibeamten, den sie sich so ungefähr nach dem Muster des Ortsgendarmen vorstellte, ein gutes Wort für den Polen einzulegen. Vielleicht ließ sich auch ihr Onkel dazu herbei, das Gleiche zu thun, und Fritz — ja,

auf den war eigentlich wenig zu rechnen, weil er Miesko nie hatte recht leiden können, aber ihr zuliebe würde er es schließlich doch thun.

Fünftes Kapitel.

Als Kaspary von der fremden Dame seinen Namen nennen hörte, war seine erste Regung gewesen, ihr zu sagen, daß sie den Gesuchten vor sich habe. Daß sie zu dem Ermordeten in irgend welcher Beziehung stand, schien ihm zweifellos. Nur durch das Polizeipräsidium konnte sie erfahren haben, daß ihm die Untersuchung übertragen worden war, und daß dieses eine solche Mitteilung nur jemand machen würde, der ein dringendes Interesse an der Sache nachweisen konnte, war selbstverständlich. Vielleicht konnte er von ihr wichtige Mitteilungen erhalten, vielleicht hellte sich das Dunkel mit einem Schlage auf.

Dennoch zögerte er, sich ihr vorzustellen. Ein Neuling in seinem Fach würde dies ohne Zweifel gethan haben, Kaspary aber besaß zu viel Erfahrung, um ohne weiteres einem ersten Impuls zu folgen. Dem echten Kriminalisten scheint nichts unmöglich. So hielt er es denn zwar für sehr unwahrscheinlich, aber doch nicht für ganz ausgeschlossen, daß sie auf anderem Wege zur Kenntnis des Umstandes, daß er die Untersuchung führe, gelangt sei. Wie das geschehen sein könne, darüber zerbrach er sich den Kopf vorläufig nicht, das war von nebensächlicher Bedeutung für ihn.

Uebrigens mußte er ja bald erfahren, wie die Sache zusammenhing. Hatte sie die fragliche Mitteilung dem Polizeipräsidium zu verdanken, so mußte sie ein Interesse zur Sache nachgewiesen haben. Hatte sie das gethan, so mußte diese eine Aufklärung nach irgend einer Seite hin

erfahren haben. War dies der Fall, so hatte man ihm sicher telegraphiert.

Er lief mehr, als er ging, nach dem Telegraphenamt.

„Eben, als Sie fort waren, kam eine Depesche für Sie an, Herr Schulze," rief ihm der Beamte entgegen.

„Wo ist sie?"

„Hier."

Hastig entfaltete Kaspary das Telegramm. Es lautete: „Wilhelm Schulze, Retschin, telegraphenamtlagernd. Betreffender von Botschaft als Agent der russischen politischen Polizei Iwan Merischoff rekognosziert."

Hatte Kaspary schon von Anfang an Zweifel daran gehegt, daß es sich hier um einen gewöhnlichen Raubmord handle, so war jetzt die Berechtigung dieser Zweifel glänzend festgestellt. Es war eine Sache von hoher Bedeutung, die hier vorlag. Die Mörder waren zweifellos Nihilisten und nach einer solchen That sicherlich nicht nach Rußland zurückgekehrt. Ob aber nach Berlin? Auch das war kaum anzunehmen nach den Feststellungen, die er bereits gemacht hatte. War aber keines von beiden der Fall, so mußten sie noch in der Nähe sein. Wo? Diese Frage konnte er sich freilich ebensowenig beantworten, als die, warum sie sich noch in der für sie immerhin gefährlichen Umgegend des Thatortes aufhalten sollten. Vielleicht hatten sie noch etwas aus dem Wagenfenster geworfen und bisher vergeblich gesucht. Das war das wahrscheinlichste. Jedenfalls aber mußten sie sich sehr sicher fühlen, um ein solches Wagnis zu unternehmen.

Diese Erwägungen bestimmten ihn, im Gasthof zu bleiben, um zu beobachten, was die Dame unternehmen werde, um ihn zu finden, und sich ihr erst zu erkennen zu geben, wenn er Sicherheit über ihre Person hatte.

Er begab sich in die mit der Aufschrift „Speisesaal" versehene Wirtsstube in der Hoffnung, daß die

Fremde dorthin kommen werde, um das Abendessen einzunehmen.

Sie erschien auch in der That bald und nahm, da es noch nicht Zeit zur Abendmahlzeit war, in einer Fensternische Platz, sich mit den neuesten Zeitungen eifrig beschäftigend. Unter diesen befand sich auch das Retschiner Wochenblatt, an dessen Spitze ein langer Artikel über den Mord prangte, der, wenig Thatsächliches enthaltend, sich in allerhand von einer lebhaften Phantasie zeugenden Vermutungen über die Mörder erging.

Kaspary hatte die Vorsicht gebraucht, seinen Ueberzieher, bald nachdem sie in der Fensternische Platz genommen hatte, anzuziehen und auf wenige Minuten das Lokal zu verlassen. Bei seiner Rückkehr hing er ihn in der Nähe der Nische auf, und es konnte nicht auffallen, daß er dem Kleidungsstück seine Zigarrentasche entnahm. Dabei bemerkte er, daß bei der Lektüre ein leises, fast gänzlich unterdrücktes Lächeln um ihre etwas vollen, roten Lippen spielte.

Dieses Lächeln gab ihm zu denken. Sollte sie vielleicht über die Persönlichkeiten der Mörder besser unterrichtet sein? Auch der Blick, mit dem sie bald darauf das Blatt niederlegte, ohne dem übrigen Inhalt desselben die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, sprach dafür. Es lag eine gewisse Ueberlegenheit in demselben, ein freudiger Triumph.

Aber noch ein Umstand kam hinzu, der seinen Verdacht bestärkte. In dem kleinen Städtchen hatte sich die Kunde von der Ankunft der Fremden rasch verbreitet, und die sonst an Wochentagen ziemlich leere Wirtsstube füllte sich mit Gästen, welche gekommen waren, sie zu sehen. Die Fremde winkte den Kellner heran und führte mit ihm ein längeres Gespräch, so leise, daß der Kriminalkommissar davon nichts zu verstehen vermochte. Augen-

scheinlich aber bezog es sich auf die Anwesenden, denn bald ruhte ihr Blick auf diesem, bald auf jenem derselben, und der Kellner, ein noch junger, aber gewandter Mensch, schien ihr, stets der Richtung ihres Blickes folgend, Auskunft zu erteilen, wer die Betreffenden seien. Aus der Art und Weise, in welcher die Herren bei ihrem Eintreten sich begrüßt hatten, war leicht zu ersehen, daß sie einander sämtlich kannten und wohl dem Ort angehörten. Nur zwei deutlich den Typus der Handelsreisenden tragende junge Leute waren noch im Zimmer. Kaspary hielt es für klüger, es zu verlassen, ehe die Reihe auch an ihn kam, was ziemlich zuletzt geschehen mußte, da er hinter der Dame Platz genommen hatte.

Als er nach etwa einer halben Stunde, die er auf seinem Zimmer zugebracht, wiederkehrte, war die Fremde nicht mehr dort.

Er erkundigte sich bei dem Kellner nach ihr.

„Ich glaube," vertraute ihm dieser an, „daß ihr die allgemeine Aufmerksamkeit, deren Ziel sie war, lästig geworden ist."

„Wird sie zum Abendessen herunterkommen?"

„Nein, sie hat befohlen, es ihr auf ihren Zimmern anzurichten."

„Hat sie gesagt, wie lange sie hier bleiben will?"

„Nein. Aber sie hat für morgen früh einen Wagen bestellt."

„Wohin?"

„Das hat sie noch nicht gesagt."

„Hat sie sich in das Fremdenbuch eingetragen?"

„Ja."

„Zeigen Sie es mir."

Der Kellner brachte es. „Vera Lassowitsch" stand dort mit ziemlich kräftigen Buchstaben. Als Ort der Herkunft war Berlin angegeben, die Rubrik „Ziel der Reise"

mit „unbestimmt“ ausgefüllt. Unter „Stand der Reisenden“ hatte sie „Gutsbesitzerin“ geschrieben.

„Es ist auffällig, daß sie ohne weibliche Begleitung reist,“ bemerkte Kaspary zu dem Kellner.

„Allerdings, aber bei Russinnen kommt das wohl öfters vor.“

„Sie ist eine Russin?“

„Das sagt wohl schon der Name,“ versetzte der Kellner mit überlegenem Lächeln. „Aber sie spricht auch russisch mit ihrem Diener.“

„So?“

„Ja, ich habe es ganz deutlich gehört. Ich kenne das Russische, wenn ich es auch nicht spreche. Ich war früher eine Zeitlang in Frankfurt an der Oder im Hotel Tauentzien, und da kehrten zur Zeit der Messe oft Russen ein.“

„Wo ist der Diener?“

„Drüben im Zimmer für die gewöhnlichen Leute.“

„Was macht er?“

„Er unterhält sich mit den anderen. Aber verzeihen Sie, mein Herr, ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr, ich muß das Abendessen servieren. Vielleicht hat der Herr die Güte, sich auch in das Fremdenbuch einzutragen.“

Der Kellner enteilte, und Kaspary schrieb sich als Wilhelm Schulze, Maler aus Düsseldorf, in das Fremdenbuch ein. Er nahm dann an der Abendtafel teil und versuchte aus der Unterhaltung seiner Tischnachbarn, an der er sich nur wenig beteiligte, etwas über den Mord zu erfahren. Aber dies gelang ihm nicht. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß eine ganze Räuberbande thätig gewesen sein müsse, vor der man sich sehr in acht zu nehmen habe, denn es sei nicht unmöglich, daß dem Mord im Eisenbahnwagen Einbrüche in Retschin folgen würden.

Der Apotheker des Ortes, ein mit riesenhaftem Körper-

bau ausgestatteter Herr, versicherte, daß er jeden Abend unter alle Betten leuchte, ob sich auch niemand darunter versteckt habe, und der Bürgermeister versuchte vergeblich, ihn mit dem Hinweis auf die ausgezeichnete Retschiner Polizei zu beruhigen.

„Ueber den Mord haben Sie ja noch gar nichts herausgebracht,“ warf der Gymnasialdirektor ein.

„Er geht uns nichts an. Die Berliner Kriminalpolizei hat die Sache in die Hand genommen und es nicht für nötig gehalten, sich unserer Mitwirkung zu versichern. Wäre dies geschehen, so säßen die Mörder vermutlich schon hinter Schloß und Riegel.“

„Na, na.“

„Ich bin überzeugt davon. O, wir haben tüchtige Leute hier.“

„Haben Sie denn irgend einen Verdacht?“

„Allerdings.“

Kaspary horchte auf. Manchmal findet ja ein blindes Huhn auch ein Korn, dachte er, von nicht allzu großem Zutrauen in die Findigkeit der Retschiner Polizei erfüllt.

„Erzählen Sie doch,“ riefen die anderen, um den Bürgermeister zusammenrückend.

Dieser ließ sich nicht lange nötigen. „Ich habe den Polizeidiener Sauermann, der in jener Nacht den Dienst im Bahnhofrevier hatte,“ erzählte er, „hart deswegen angelassen, weil er, statt zu verlangen, daß die Leiche hier bliebe, und mich sofort zu benachrichtigen, dieselbe nach Berlin weiterfahren ließ. Hätte ich von vornherein die Untersuchung in der Hand gehabt, so würde man nicht wie jetzt vollständig im Dunkeln sein.“

„Da hat der Herr Bürgermeister wohl recht,“ warf der Apotheker ein. „Sauermann hat einen unverzeihlichen Fehler begangen.“

„Das habe ich ihm auch gesagt,“ fuhr der Bürger-

meister fort. „Er war am nächsten Vormittag, nachdem er seinen Rapport bei mir abgestattet hatte, dienstfrei. Statt nun wie sonst zu schlafen, ging er, weil er sich über die wohlverdiente Zurechtweisung ärgerte, von meinem Bureau aus nach seinem Garten in der Langen Gasse. Vor ihm gingen zwei Fremde, die er nicht weiter beachtet hätte, wenn ihm nicht aufgefallen wäre, daß sie plötzlich von der Landstraße abbogen und in weitem Bogen um Retschin herumgingen."

„Das ist allerdings sehr verdächtig," gab der Wirt zu, der inzwischen auch an der Tafel Platz genommen hatte.

„Nicht wahr? Das ist aber noch nicht alles."

„Was denn noch?"

„Tags darauf hat er die beiden wieder, jeden einzeln, beobachtet, wie sie am Bahnhof herumlungerten."

„Das sind die Mörder!" rief der Apotheker im Ton der Ueberzeugung. „Und Sie haben sie nicht festnehmen lassen?"

„Sauermann hat mir erst vor einer Stunde von dem letzteren Umstande Meldung gemacht. Wäre dies eher geschehen, so hätte ich verlangt, daß sie sich legitimierten, und wenn dabei mein Verdacht nur die geringste Bestätigung gefunden hätte — marsch ins Loch mit ihnen! Aber sie werden mir nicht entgehen. Der eine, ein großer, schlanker Mann mit starkem Schnurrbart und dem Aussehen eines früheren Offiziers, war vor einigen Stunden noch am Bahnhof, abgefahren ist er aber nicht. Sauermann giebt scharf obacht; sowie er den Zug besteigen will, wird er gefaßt. O, die Herren in Berlin sollen schon sehen, daß in Retschin auch noch Leute wohnen, die wissen, wo Barthel den Most holt!"

Kaspary saß wie auf Kohlen. Der Bürgermeister sprach offenbar von ihm und Wesner. Wenn man ihn

arretierte, so war es ihm zwar ein leichtes, durch Vorweisung seiner Legitimation den gegen ihn herrschenden Verdacht zu widerlegen, allein es war nicht daran zu zweifeln, daß die Kunde von seiner Anwesenheit dann wie ein Lauffeuer durch das Städtchen und über dasselbe hinaus gehen und den Verbrechern, wenn sie sich noch in der Nähe aufhielten, zur Warnung dienen werde. Das mußte um jeden Preis vermieden werden.

Wäre er plötzlich aufgestanden, so hätte das auffallen müssen. Er griff daher mit anscheinend gelangweilter Miene nach einem Zeitungsblatt und stellte sich, als ob er dasselbe mit großer Aufmerksamkeit lese. Erst nach einer halben Stunde, nachdem das Gespräch sich wieder Gegenständen zugewandt hatte, die für ihn gleichgültig waren, erhob er sich und ging, den Herren eine gute Nacht wünschend, nach seinem Zimmer.

Was sollte er thun? Auf dem Bahnhof durfte er sich vorläufig nicht mehr sehen lassen, das stand fest. Er wäre vielleicht noch an demselben Abend nach Bredow zu Wesner zurückgekehrt, um denselben zu warnen, wenn nicht seine plötzliche Abreise, nachdem er bereits ein Zimmer für die Nacht bestellt, ebenfalls hätte Verdacht erregen müssen. Auch lag ihm daran, die fremde Dame zu beobachten. Ferner erwartete er am anderen Morgen auf der Post ein Schreiben vom Polizeipräsidium mit ausführlicheren Nachrichten über die Person des Ermordeten, über die Umstände, welche die Rekognoszierung der Leiche begleitet hatten, und über den Zusammenhang, in welchem Wera Lassowitsch mit derselben stand, zu erhalten. Dieses Schreiben mußte er unter allen Umständen abwarten.

Er dachte einen Augenblick daran, den Bürgermeister auf sein Zimmer bitten zu lassen und ihm die Sachlage klarzustellen. Allein er fürchtete, daß dieser doch nicht reinen Mund halten werde, und verwarf deshalb diesen

Gedanken wieder. In der Nacht hatte er ja auch schwerlich etwas zu fürchten, und am nächsten Morgen, wenn er erst seinen Brief hatte, konnte er Retschin verlassen.

Das reichliche Trinkgeld, welches er am Abend bei der Bezahlung seiner Rechnung dem Kellner gegeben, veranlaßte diesen, am anderen Morgen auf die Frage, ob Fräulein Lassowitsch bereits ausgefahren sei, bereitwilligst Auskunft zu erteilen.

„Die Dame hat den Wagen um neun Uhr bestellt, nachdem sie erfahren hatte, daß um diese Zeit der Herr Landrat in seinem Bureau zu erscheinen pflegt," lautete diese Auskunft.

Sie frappierte den Kriminalkommissar ein wenig.

„Wenn Fräulein Lassowitsch zu den Behörden ihre Zuflucht nimmt," überlegte er, „so muß sie ein Interesse an der Entdeckung des Mordes haben, und dann ist es zweifellos am besten, wenn ich mit ihr Hand in Hand gehe. Jedenfalls werde ich von ihr Näheres über die Person des Ermordeten erfahren und vielleicht auch eine Andeutung erhalten, wo ich die Mörder zu suchen habe."

Da inzwischen die achte Stunde herannahte, zu welcher das Postamt geöffnet wurde, ging er zunächst dorthin und frug nach Briefen für Wilhelm Schulze. Ein solcher wurde ihm eingehändigt. Er kehrte damit nach seinem Gasthof zurück und erbrach ihn erst auf seinem Zimmer.

Nach kurzer Bestätigung des Telegramms teilte ihm der Brief mit, daß die russische Botschaft Iwan Merischoff mit Spannung erwartet habe, da dieser einen ausführlichen und wichtigen Bericht über die Thätigkeit der Nihilisten in einigen unfern der russischen Grenze gelegenen Sammelpunkten derselben brieflich in Aussicht gestellt habe. Merischoff sei einer ihrer tüchtigsten und eifrigsten Agenten gewesen, und es unterliege keinem Zweifel, daß er einem bei den Nihilisten aufgetauchten Verdacht zum Opfer ge-

fallen sei. Er sei meist auf Reisen gewesen, habe jedoch in Berlin in der Mauerstraße ein Absteigequartier gehabt, wo er unter falschem Namen bisweilen eingekehrt sei. Die Rekognoszierung habe durch den Chef der russischen politischen Polizei in Berlin stattgefunden, der jedoch über die sonstige Thätigkeit Merischoffs eine Zurückhaltung bewahrt habe, die man sich wohl daraus erklären könne, daß er nicht gewillt sei, seine deutschen Kollegen einen Einblick in das Verfahren thun zu lassen, nach welchem er mit seinen Untergebenen arbeite.

Von Wera Lassowitsch war in dem Briefe kein Wort gesagt. Dieser Umstand veranlaßte Kaspary, entgegen seinem früheren Vorsatze, sich ihr zu offenbaren, im Gegenteil möglichst zu verhindern, daß sie in ihm den mit der Untersuchung des Verbrechens betrauten Kriminalkommissar vermute. Er begab sich deshalb, sobald er mit seinen Schlußfolgerungen im reinen war, zu dem Landrat, um diesem noch ganz besonders zu empfehlen, auch Fräulein Lassowitsch gegenüber Verschwiegenheit in Bezug auf seine Person zu beobachten, welche Gründe dieselbe auch für ihre Teilnahme an der Entdeckung des Verbrechens anführen möge.

Der Landrat, den er bei seinem Morgenkaffee stören mußte, zögerte natürlich nicht, ihm vollständige Zurückhaltung nach dieser Richtung hin zu versprechen. „Ich glaube zwar," fügte er lächelnd hinzu, „daß Ihr kriminalistischer Genius Ihnen da einen Streich spielt und Sie verhindert, einen vielleicht sehr wertvollen Beistand zu benutzen, aber ich beuge mich Ihrer überlegenen Erfahrung."

„Es ist sehr leicht möglich, daß ich mich täusche," gab Kaspary zur Antwort, „allein ich kann mich eines Mißtrauens nicht erwehren. Durch das Präsidium weiß die Dame nicht, daß ich hier bin, sonst hätte man mir unbedingt eine Mitteilung über sie zukommen lassen."

„Woher aber soll sie dann von Ihnen Kenntnis haben?"

„Vielleicht durch die russische Botschaft, der man wohl schwerlich ein Geheimnis aus meiner Sendung zu machen Veranlassung genommen hat."

„Dann müßte sie also in Beziehungen zur russischen Botschaft stehen?"

„Das glaube ich allerdings."

„Und in welchen?"

„Die russische Botschaft hat auch weibliche Agenten."

„Eine Polizeiagentin vermuten Sie in ihr?"

„Ich suche nach einer Erklärung und finde momentan keine bessere."

„Da ist es also so eine Art Eifersucht, die Sie treibt? Sie möchten den Ruhm, die Mörder zu entdecken, gern für sich allein haben?"

„Ich wäre ein schlechter Kriminalbeamter, wenn eine solche Aussicht mich nicht lockte. Allein das einzige Motiv meiner Handlungsweise ist sie nicht."

„Welches haben Sie denn noch?"

„Ihr plötzliches Erscheinen hier hat mir einen Argwohn eingeflößt, den ich zwar nicht recht zu begründen vermag, von dem ich mich aber dessenungeachtet nicht losmachen kann. Vielleicht könnten Sie, Herr Landrat, ihr ein wenig auf den Zahn fühlen?"

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich zu einer solchen Aufgabe gar kein Talent habe."

„Das ist schade."

„Außerdem dürfte die Zurückhaltung, die ich nach Ihrem Wunsche ihr zeigen soll, schwerlich sie veranlassen, mir ihr Vertrauen zu schenken."

„Man könnte ihr ja ein wenig Entgegenkommen zeigen, ihr bestätigen, daß ich hier sei, ohne sie auf meine Spur zu bringen. Das würde die Dame vielleicht veranlassen, Mitteilungen zu machen, die für mich wertvoll wären."

„Wenn die Dame mir ein solches Vertrauen schenkte, so würde ich es nicht mißbrauchen. Ich will Ihnen gern jedes Entgegenkommen zeigen, das in meiner Macht steht, Herr Kriminalkommissar, aber die Dame auszuspionieren — verzeihen Sie dieses Wort, aber ich finde kein anderes — dazu kann ich mich nicht hergeben. Wenn Sie es thun, so liegt das in Ihrem Beruf, und kein Mensch kann es Ihnen verdenken, aber mir ist es nicht möglich.“

Kaspary verabschiedete sich, ärgerlich darüber, daß diese gute Gelegenheit, Genaueres über Wera Lassowitsch zu erfahren, ihm entschlüpfte. Er ging wieder nach dem Gasthofe zurück, nachdem er vorher noch an das Polizeipräsidium in Berlin eine Depesche abgesandt hatte, in welcher er bat, möglichst eingehende Nachforschungen über Iwan Merischoff und Wera Lassowitsch anzustellen.

Dann wartete er, bis die Letztgenannte von ihrem Besuch bei dem Landrat zurückkehrte. Sie stieg in ihre Zimmer hinauf, der Wagen blieb jedoch vor der Thür halten.

Er klingelte, der Kellner erschien.

„Fährt Fräulein Lassowitsch noch einmal aus?“ frug er.

„Ja.“

„Wohin?“

„Der Herr interessiert sich wohl für das Fräulein?“ frug der Kellner mit einem so unverschämten Lächeln, daß Kaspary ihm am liebsten eine derbe Abfertigung hätte zu teil werden lassen. Es konnte aber leicht sein, daß die Dienste Jeans ihm noch wünschenswert erschienen, und er hielt es daher für besser, ihm eine Erklärung zu geben.

„Nicht in dem Sinne, den Sie meinen,“ sagte er. „Aber ich bin, wie Sie wohl aus dem Fremdenbuch gesehen haben, Maler, und als solcher möchte ich von Fräulein Lassowitsch, die ja auffallend hübsch ist, gern eine Skizze machen. Ich zweifle aber, daß eine so vor-

nehme Dame, wie sie es augenscheinlich ist, mir sitzen würde, und möchte daher gern eine Gelegenheit erhaschen, sie zu skizzieren, ohne daß sie es merkt."

„Da werden der Herr sich nach Bredow begeben müssen."

„Nach Bredow?"

„Ja, sie fährt dahin."

„Hat sie gesagt, zu wem?"

„Der Wagen soll bei dem Schloß vorfahren."

„Hat die Dame gesagt, ob sie den Herrn Major kennt?"

Ein scheinbar unabsichtliches Spiel mit einem aus der Westentasche gezogenen Thaler unterstützte die Frage.

„Sie kennt ihn nicht; sie hat sich erst bei dem Wirt nach ihm erkundigt."

„Und sie will doch zu ihm? Das ist auffallend."

„Allerdings. Wissen Sie, was ich glaube, Herr Schulze?"

„Nun?"

„Daß die Sache mit dem Morde in Zusammenhang steht."

„Woraus schließen Sie das?"

„Sie haben gesehen, daß sie Trauer trägt."

„Ein schwarzes Seidenkleid tragen viele Damen auf Reisen."

„Sie hat sich gestern spät abends mit Genehmigung des Wirtes aus allen Zeitungen, die wir haben, das herausgeschnitten, was auf den Mord Bezug hat."

„Das ist allerdings seltsam."

„Nicht wahr?" triumphierte der Kellner. „Und ihr Diener hat im Schänkzimmer alle Leute ausgefragt, ob sie etwas über den Mord wüßten."

„Sie auch?"

„Mich auch. Er hat auch gefragt, ob wir wüßten, wo der Berliner Kriminalkommissar wohnt, der die Sache untersucht."

„Was haben Sie gesagt?"

„Ich habe ihm gesagt, ich wüßte es nicht."

„Sie wissen es auch wirklich nicht?"

„Nein."

„Das ist schade."

„Warum?"

„Ich hätte gern einmal so einen Herrn kennen gelernt."

„Wenn ich etwas von ihm erfahre, werde ich es Ihnen mitteilen."

„Thun Sie das. Und hierfür — er reichte ihm den Thaler — können Sie einmal auf meine Gesundheit trinken."

Der Kellner verabschiedete sich mit respektvollem Bückling. Während er, die Serviette über die Schulter geschwungen, die Treppe hinabtänzelte, dachte er darüber nach, ob er nicht vielleicht gut thue, die russische Fürstin — er war überzeugt, daß er es mit einer solchen zu thun habe, trotz des einfachen Namens, den sie in das Fremdenbuch geschrieben hatte — von der Absicht des Malers in Kenntnis zu setzen. Er gönnte ja diesem das Vergnügen, eine Skizze der schönen Fremden aufzunehmen, noch mehr aber sich das Trinkgeld, das ihm die Genehmigung des Gesuchs, an der er nicht zweifelte, wahrscheinlich einbringen würde. Freilich trug er auch Bedenken, sich so ohne weiteres unaufgefordert zu ihr zu begeben, denn wenn sie auch gestern abend sich mit ihm eine Zeitlang unterhalten hatte, so hatte diese Unterhaltung doch eigentlich nur aus ihren Fragen nach den anwesenden Herren und seinen Antworten auf diese Fragen bestanden; und als er sich im Anschluß hieran erlaubt hatte, auf diplomatische Weise sich nach dem Zweck ihrer Reise zu erkundigen, hatte sie ihn, ohne ein Wort zu erwidern, mit einem Blick angesehen, der noch jetzt ein leises Gefühl der Beschämung in ihm erweckte.

Mit ihr direkt sich in Verbindung zu setzen, dazu fehlte ihm also der Mut. Wäre nur der Diener dagewesen, der Peter Petrowitsch, mit dem ließ sich eher ein Wort reden, obwohl er schon ein älterer Mann war, ein hoher Vierziger mindestens, und am vergangenen Abend, als der Wirt den Versuch gemacht hatte, ihn über seine Herrschaft auszufragen, so geschickt ausgewichen war, daß jener weiter nichts von ihm herausbekommen hatte, als daß seine Herrin noch unverheiratet und sehr reich sei.

Leider fand Jean den Diener weder im Speisesaal, wo er ja eigentlich auch nichts zu suchen hatte, noch im Schänkzimmer. Er strich treppauf und treppab, ohne den Gesuchten treffen zu können. Endlich sah er ihn aus dem Zimmer seiner Herrin kommen. Er tänzelte auf ihn zu und frug, ob seine gnädige Herrschaft vielleicht Befehle für ihn habe.

„Für Sie? Nein," sagte der Diener kurz.

So leicht aber ließ Jean sich nicht abweisen. „Gehen Sie jetzt in das Schänkzimmer?" frug er. „Ich möchte Ihnen gern etwas erzählen."

„Das können Sie hier auch. Ich habe nicht viel Zeit; in zehn Minuten will meine Herrin fortfahren."

„Ich weiß jemand, der darüber untröstlich sein wird."

„Meinetwegen."

„Jemand, der sich immerfort nach ihr erkundigt hat."

„So? Wer ist denn das?"

„Da ließe sich viel erzählen, aber Sie haben ja zu wenig Zeit."

„Dazu langt es schon noch."

„Ihre Herrschaft will ja in zehn Minuten fortfahren."

„In zehn Minuten läßt sich mancherlei erzählen. Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, Jean, wenn ich vorhin ein wenig kurz war. Glauben Sie nur, ich habe auch meinen Aerger. Wenn Sie aber wirklich etwas zu er-

zählen haben, das für uns, das heißt für meine Herrin, von Interesse sein könnte, so kommt es ihr sicherlich nicht darauf an, dem ohnedem für Sie bestimmten Trinkgeld noch einen Thaler zuzulegen."

„Interessant wird es jedenfalls sein. Denken Sie, der Herr auf Nummer fünf hat schon gestern abend sich ganz genau nach Ihrer Herrschaft erkundigt und heute früh wieder."

„So. Was ist er denn?"

„Maler."

„Ein Maler! Für solche Leute interessiert meine Herrin sich nicht."

„Er ist aber ein sehr feiner Mann. Er hat mir einen Thaler Trinkgeld gegeben."

„Das muß allerdings seine besonderen Gründe gehabt haben."

„Er hat mich über sie ausgefragt."

„Ueber mich?"

„Nein, über Ihre Herrin meine ich natürlich."

„Was haben Sie ihm geantwortet?"

„Ich habe ihm gar nichts gesagt."

„Weil Sie nichts wußten. Nach was frug er denn hauptsächlich?"

„Ob Sie noch einmal weg wollten, wohin und so weiter."

„Das haben Sie ihm doch jedenfalls gesagt."

„Allerdings ... ich dachte ..."

„Beruhigen Sie sich, das schadet gar nichts. Wie heißt denn der Herr?"

„Wilhelm Schulze."

„Auch ein Name, so gut wie gar keiner. Wie sieht er denn aus?"

„Eine hohe, schlanke Figur, aufrecht, militärische Haltung, starker Schnurrbart, an den Schläfen schon etwas ergrautes, kurzgeschnittenes Haar."

„Schade, daß Sie mir das nicht früher gesagt haben, ich hätte mir ihn gern einmal angesehen. Wer für uns solches Interesse zeigt, interessiert auch uns, selbst wenn es nur ein Maler ist.“

„Er sagte mir, er möchte von Ihrer Herrin gern eine Skizze machen. Sie gefällt ihm außerordentlich, sagte er.“

Peter Petrowitsch ließ einen leisen, pfeifenden Ton hören, und seine Augen funkelten einen Moment ganz eigentümlich. Im nächsten Augenblick aber verschwanden sie wieder fast ganz unter den breiten Lidern, und sein Gesicht hatte denselben gleichgültigen Ausdruck wie vorher.

„Ich kann nur wiederholen, es ist schade, daß ich das nicht früher erfahren habe. Ich hätte mir dann den Herrn wenigstens einmal genau angesehen. Sie können sich ja denken, daß es meiner Herrin nicht gleichgültig sein kann, wenn sie so heimlich beobachtet und wegporträtiert wird.“

„Sie können ihn sich ja heute bei dem Mittagessen ansehen.“

„Wir wollen doch gleich abreisen.“

„Ja freilich, daran dachte ich nicht.“

„Können Sie ihn nicht veranlassen, einen Augenblick herunterzukommen?“

„Ich wüßte nicht, wie ich das anstellen sollte. Uebrigens, Sie müssen ihn ja kennen, Sie sind ja gestern abend mit ihm im Hotelwagen angekommen.“

„Der also war es? Aha, der war mir gleich verdächtig!“

„Verdächtig? Inwiefern?“

„Weil er schon auf dem Bahnsteig immer um meine Herrin herumging wie die Katze um den heißen Brei. Da sagte ich mir gleich: Peter Petrowitsch, Brüderchen, paß auf, halt die Augen offen!“

„Soll ich ihm sagen, es hätte jemand nach ihm gefragt?“

„Thun Sie das.“

„Wenn aber nachher niemand da ist?“

„So sagen Sie, es sei ein Irrtum gewesen.“

„Das glaubt er nicht.“

„Wenn Sie nicht wollen, so lassen Sie es bleiben. Zwei Thaler hätte es Ihnen sicher eingebracht.“

„Zwei Thaler? Ganz gewiß?“

„So gewiß, daß ich sie Ihnen vorher geben würde, ohne meine Herrin erst zu fragen.“

„Dann thue ich's. Soll ich ihn unten einen Augenblick im Gespräch festhalten?“

„Das ist nicht nötig; wenn ich ihn nur einen Moment aus der Nähe sehe, so genügt mir das schon, um ihn stets wiederzuerkennen.“

„Sie müssen ein gutes Gedächtnis haben.“

„Nun aber flink, sonst will meine Herrin abfahren.“

Während Jean dem Kriminalkommissar sagte, daß ihn jemand zu sprechen wünsche, der nicht hinaufkommen wolle, war Peter Petrowitsch in die Zimmer seiner Herrin geeilt, um diese von dem, was ihm Jean erzählt, und was er mit ihm verabredet, zu verständigen.

(Fortsetzung folgt.)





Der Henker von Burzi.

Erzählung von **Franz Wichmann.**

Mit Illustrationen von G. Schöbel.

1.

(Nachdruck verboten.)



Nach der Errichtung des Königreiches Griechenland und Einsetzung des Prinzen Otto von Bayern zum König hörten zwar die blutigen Kämpfe mit den Türken auf, aber die wilden Stammesfehden, das Räuberwesen, Mord und Aufstand dauerten fort unter dem durch jahrhundertelange Bedrückung jeden gesetzlichen Sinnes baren Griechenvolke. Die Regierung suchte durch eiserne Strenge Ordnung zu schaffen, aber das gelang nicht so schnell, als man gedacht hatte. Der Henker hatte stets vollauf zu thun, und die Gefängnisse waren überfüllt. Besonders die der Hafenstadt Nauplia am argolischen Meerbusen, die bis zum Jahre 1835 Hauptstadt des jungen Königreichs gewesen war, nun aber seit kurzem diese Würde zu Gunsten Athens eingebüßt hatte. Auf der Citadella Palamidhi saßen schwere Verbrecher und Kettengefangene aus allen Ständen.

— — — — — — — — — — — —

Es war Nacht. In der dicken Außenmauer des Palamidhi regte es sich, raschelte und kratzte, als ob Mäuse in einem Kornspeicher nagen. Doch die Wache, die draußen im kalten, grauen Morgendämmern auf dem aus Felsgeröll gebildeten Steilplateau gleichmäßig auf und nieder schritt, vernahm nichts davon.

Vorsichtig tastend, wühlte und bohrte es weiter in dem finsteren Loch. Die Kraft der Verzweiflung stemmte das spitze Eisen in die kleinste Fuge, die sich bot. Aber der letzte, mächtige Quaderstein, der noch zwischen Kerker und Freiheit lag, wich und wankte nicht.

Dem Manne, der da gleich einem Maulwurf sich abmühte, rann der Angstschweiß von der Stirn. Deutlich drangen schon die leisen Geräusche der Außenwelt an sein Ohr: das dumpfe Rauschen des Meeres, das sich am Strand der Felsenhalbinsel brach, das Sausen des Windes, der um die trotzige Bergfeste strich, und der heisere Schrei der Möwen.

Markus Balbis lauschte, aber nur der Tritt der Schildwache beschäftigte ihn. Solange er eintönig, ohne Unterbrechung fortklang, war keine Gefahr zu befürchten. Und einmal draußen in der Freiheit wollte er, wenn auch waffenlos, mit dem einzelnen Manne schon fertig werden. Ein Sprung von hinten auf den Ueberraschten, ein Griff an die Gurgel, ehe er schreien konnte — und es mußte gelingen.

Aber der Stein, der Stein! Von neuem begann er zu stechen, zu stemmen und zu bohren. Endlich eine Bewegung! Er sah sie nicht, aber er fühlte sie, und sein Ohr trank gierig das leise Knistern des niederbröckelnden Mörtels. Jetzt galt es, die äußerste Vorsicht zu beobachten, denn der Stein mußte mit wenig Geräusch entfernt werden, damit die Wache nicht vorzeitig aufmerksam wurde.

Mit der Linken hielt er den Stein, während die Rechte vorsichtig und möglichst lautlos weiterarbeitete. Die schwere Masse verschob sich, rückte aus ihrer Lage, und jetzt kroch der Gefangene in die Lücke und wand sich schlangenartig durch den engen Spalt, bleich, zitternd und scheu, sinnlos vor Ueberanstrengung und Aufregung.

Draußen lag bleiches Dämmerlicht. Und jetzt — schon war er halb aus dem Loche heraus — stieß der Gefangene einen wilden Schrei aus und fuhr zurück.

„Alle Heiligen — sein Geist!“

Der gellende Aufschrei riß die Wache, die eben in entgegengesetzter Richtung ihren Weg fortsetzen wollte, herum. Die scharfen Augen des Soldaten glitten suchend im fahlen Licht die Mauer entlang. Jetzt hatte er es entdeckt: dort, der finstere Spalt, der aus seiner Lage geschobene Stein — blitzschnell begriff er alles. Und mit dem Sprung einer Katze, die sich auf ihre Beute stürzt, stand er neben der verdächtigen Stelle.

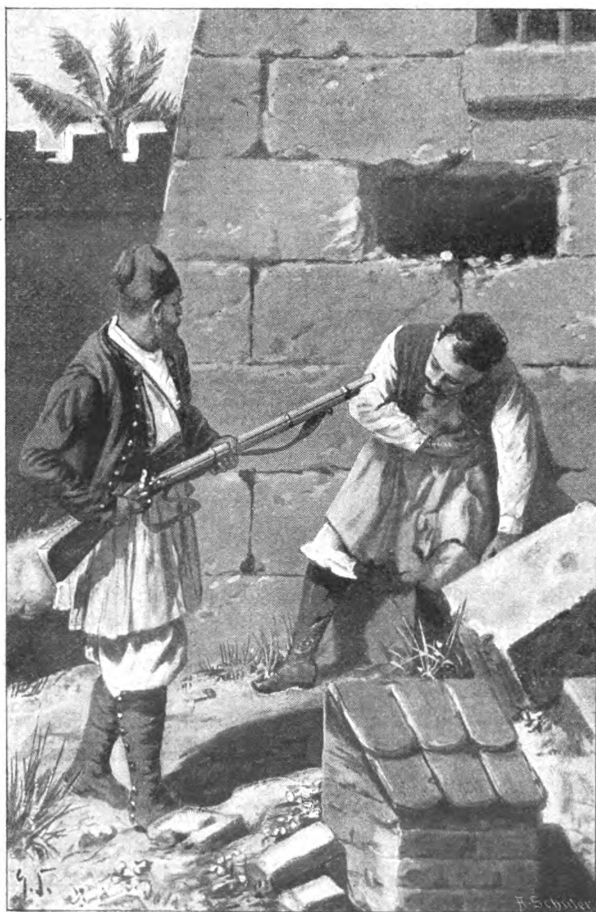
„Rührt Euch nicht oder Ihr seid des Todes!“

Die Mahnung war überflüssig. Der in dem tiefen, düsteren Loch ausgestreckt Liegende vermochte sich nicht mehr zurückzuschieben. Von Grauen geschüttelt, konnte er kein Glied bewegen, wie Bergeslast drückte es auf seine Brust, die gräßliche Erscheinung seiner überreizten, abergläubischen Phantasie hatte ihn gleich einem Zauber gelähmt.

Der Soldat stieß mit dem Eisenlauf des Gewehres gegen den Stein. Er schwankte und fiel nach außen. Ein bleiches, schreckentstelltes Antlitz mit gesträubtem Haar, mit vor Fieberfrost klappernden Zähnen starrte ihm entgegen.

„Markus Balbis! So war es gemeint? Ah, Euer Fluchtplan ist vereitelt!“ Unwillkürlich trat er einen

Schritt zurück, der furchtbare Anblick des Gefangenen flößte ihm Schrecken ein, doch er vergaß nicht, die Mün-



dung seiner Büchse unausgesetzt auf den Kopf des Verbrechers in Anschlag zu halten.

„Zurück in Eure Zelle, oder ich schieße!“

„Ich kann nicht!“ stöhnte Markus.

„So kommt heraus!“

Der Mann knirschte mit den Zähnen, ohne zu antworten. Dann steckte er Kopf und Arme durch die Oeffnung, aber sein zitternder Körper schien zu schwach zu sein, um sich ohne Hilfe völlig hervorzuarbeiten.

Da packte die Wache seine Hände, zog und zerrte, bis er mit schlotternden Knieen draußen stand.

„Fort — in den Hof zurück! Und versucht nicht, zu fliehen, meine Kugel ist schneller als Eure Füße.“

Ein tiefer, schwerer Atemzug hob die Brust des Verbrechers, als wollte er nur einmal einen vollen Zug dieser süßen, freien Himmelsluft trinken. Seine Blicke, des immer heller werdenden Lichtes ungewohnt, irrten scheu und blinzelnd umher.

Mit freudigem Glanze hob sich eben die Morgensonne über dem blauen Meer, die rotbraunen Berge rings um die stolz geschweifte Bucht schienen in warmem Feuer zu erglühen, am Fuß der nackten Höhen leuchtete es auf von frischem, lebenschwellendem Grün, aus dessen Kranz die Häuser der weit verstreuten Dörfer schimmerten, und fernhin zogen weiße Segel durch die reglose Flut.

Des Gefangenen Auge aber blieb auf einem winzigen Punkte in dem stahlblauen Wasser haften. Schwarz und unheimlich, gleich dem Wrack eines gestrandeten Schiffes, ragte es dort empor: die kleine Felseninsel Burzi mit dem altersgrauen, zinnengekrönten Turme, an deren Ufer schon so manches verlorene Dasein für ewig gescheitert war. Jetzt warf die steigende Sonne ihren flammenden Schein über das düstere Eiland und beleuchtete die altersgrauen Mauern, die festen Thore und vergitterten Fenster mit glühendem Rot.

Die Wache schien den Blick des Gefangenen zu ver-

stehen. „Werdet bald genug da drüben sein. Euer Fluchtversuch bringt Euch nur um so schneller nach Burzi. Vorwärts jetzt!"

Schweigend gehorchte Markus und schritt mit wankenden Knieen unter dem drohend auf ihn gerichteten Lauf der Büchse voran. Einige Ziegen, die zwischen den Kaktusbüschen am steilen Hang umherkletterten, sprangen erschreckt durch das Geklipp davon, als fürchteten sie, den Weg des todgeweihten Mannes zu kreuzen.

Ja, der Soldat hatte recht, er wußte es selbst nur zu gut, daß er nun bald da drüben auf der schrecklichen Insel den letzten Gang thun mußte. Mit magischer Gewalt zog es von neuem seine Blicke zurück, mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach dem Eiland des Todes hinüber. Doch die Wache stieß ihn mit der Muskete vorwärts.

Das Thor des Palamidhi öffnete sich knarrend, Flüche und Verwünschungen tönten dem Entsprungenen entgegen. Der Soldat trat zurück und überließ ihn den Wärtern, die den Gefangenen wieder die schmalen, ausgetretenen Steinstufen hinab in die Tiefe führten. Eine eisenbeschlagene, schwere Thür that sich auf — noch ein paar Tritte hinunter, und Markus stand in dem von gewaltigen, schwarzen Mauern umgrenzten Gefängnishof. In diesem Raume erwarteten die schwersten Verbrecher des Landes in dauernder Gefangenschaft das Ende ihres trostlosen Daseins, oder sie harrten ihrer Abführung nach Burzi, um dort die irdischen Fesseln mit dem Jenseits zu vertauschen.

Rings um den engen, in den Felsboden eingeschnittenen Hof gähnten die Eingänge zu den fast lichtlosen Zellen, welche die Gefangenen nur zum Schlafen benutzten. Den ganzen Tag über starrten sie aus dem schauerlichen Felsenhofe nach dem winzigen Stückchen freien Himmels empor,

das sich hoch über ihnen wölbte. Unter ihm aber sahen von der Brüstung die scharfgeladenen Gewehre der wachhabenden Soldaten nieder und belehrten sie, daß es ein lebendiger Tod war, der sie in seinen steinernen Krallen hielt. Und doch war es in diesem furchtbaren Hofe noch erträglicher als in den niederen, dumpfen Zellen, in denen eine erstickende Hitze brütete und in die nur kleine, über den Thüren angebrachte, dicht vergitterte Fensteröffnungen einen schwachen Schein von Licht warfen. Ueber hundert Gefangene, von denen fast ein Drittel dem Tode geweiht war, drängten sich da draußen auf dem Steinboden.

Seit Monden kannte Markus Balbis dieses entsetzlich gleichmäßige Schauspiel stiller Ergebung oder lauten Jammers, das sich jetzt wieder wie alltäglich vor seinen Augen abspielte: diese von Kerkerluft gebleichten Gesichter, aus denen stumpfe Gleichgültigkeit sprach; diese anderen, von Schmerz oder Reue Gequälten, zum Sterben Verdammten und noch am Leben Hängenden, die unter dem Galgenhumor und Spott der Gefühlloseren litten; jenes gellende Lachen der Verzweiflung, den wilden blutdürstigen Haß auf den eingefallenen Zügen freiheitsgewohnter Räuber, die jetzt, um ihr erbärmliches Dasein zu fristen, gierig nach dem Brote und den Pfennigen griffen, die sie zur Selbstbeköstigung täglich erhielten. Wenn es eine Folter für Markus Balbis gab, so war es dieses gräßliche Einerlei. Und vor wenig Stunden noch hatte er gehofft, ihm für immer zu entrinnen!

Während er am Tage wie die anderen sein karges Mahl bereitete, seine Wäsche reinigte oder wie ein gefangenes Raubtier im engen Raum des Käfigs hin und wieder hastete, bisweilen auch spielte oder dem Spiel der Unglücksgenossen zuschaute, war ihm die träge Zeit bis zur Nacht vergangen. Dann erst hatte seine eigentliche

Arbeit begonnen, die ihm wochenlang fast jeden Schlaf raubte, und der er doch, vom Hoffnungstraum der Freiheit umgaukelt, mit schier übermenschlichen Kräften oblag. Er wollte nicht sterben, und wenn sie zehnmal sein Todesurteil gesprochen hatten, er mußte frei werden, wieder in jene goldene, sonnige Welt gelangen, in der Olympia lebte.

Mit dem Messer, das man ihm zur Anfertigung von Schnitzarbeiten gelassen, hatte er das Riesenwerk begonnen, von der Wand seiner Zelle aus die gewaltige Mauer zu durchbrechen. Die nur lässige Ueberwachung hatte es ermöglicht, daß sein nächtliches Schaffen unentdeckt blieb, und er den ausgebrochenen Schutt unter dem fast niemals untersuchten Lager bergen konnte. Auch würde auf dem Palamidhi niemand an die Möglichkeit eines solchen Ausbruchversuchs geglaubt haben.

Und nun hatte eine Wahnvorstellung seiner fiebernden, überhitzten Phantasie ihn um den Triumph seines Schweißes, seiner Angst, seiner mondenlangen Mühen gebracht. Er hätte sich den Kopf an der Mauer einrennen mögen für diese Thorheit, die ihn sich selbst verraten ließ, für diese feige Schwäche, die nun die Ursache seines frühen, schmählichen Todes durch Henkershand wurde. Denn jetzt, unter dem hellen Licht der Sonne, erkannte er, daß alles leerer Trug gewesen, daß nicht der Geist des Erschlagenen durch die Mauerlücke ihn angeblickt, sondern nur das fahle Licht des Morgens nach dem stundenlangen Aufenthalt in nächtiger Finsternis seiner abergläubischen Einbildungskraft die Erscheinung vorgegaukelt.

Aber es war so greifbar wirklich, so entsetzlich deutlich gewesen. Gerade wie damals hatte er ihn vor sich gesehen: das geisterhaft-bleiche Grau auf dem Antlitz des vorher so blühend frischen Mannes, das lichtblonde Haar, die eben noch so warmen, blauen Augen des jungen Deut-

schen, die nun gebrochen so entsetzlich
anblickten, daß fröstelnde Schauer seinen
Damals war es gewesen, als er im
Leiche des Erstochenen zum Fluß ges
in der gurgelnden Flut zu versenken.

Ein Maler aus Deutschland war
später, als er vor den Richtern stand,
losen Künstler hatten sie ihn genann
besser. Dieser blonde Fremde, der
pia zu scherzen, ihr wider Willen
war ein Verführer, und wenn er
— wer konnte wissen, was geschehe
ein Weib, und der Fremde war sch
Bei einer einsamen, verlassenen Hü
zu der der Maler im Morgengrau
um auf den Sonnenaufgang zu
rasender Eifersucht ihm auf. Un
das Messer in die Brust — das
räter werden sollte. Denn als
um ihn in das Wasser zu werfen
tige Waffe herausreißen. Doch a
nicht wich, packte ihn plötzlich
Besinnung, ohne Gedanken an
Messer in der Wunde stecken.
werde die Leiche schnell ins Meer
nur wenige hundert Meter entf
Leichnam an das Land gespül
zahlreichen Zeugen als Markus'
hatte trotz allen Leugnens seine
zu seiner Verurteilung genügt.

Nur eine verdammte ihn n
nichts von seinem Vorhaben
billigt; aber als sie geschehen,
That. So heftige Vorwürfe si

in so wilde Klagen sie auch ausbrach — ihre Liebe zu ihm war nicht erkaltet, eher noch heißer, noch glühender geworden, denn Eifersucht beim Manne ist dem Weibe eine Tugend, die ihm beweist, wie sehr es geliebt wird. Und Olympia war ein Weib, dem Leben und Lieben gleichbedeutend waren.

2.

„Draußen steht eine, die mit Euch reden will."

Markus fuhr aus seinem dumpfen Brüten auf. „Was sagt Ihr — ein Weib?"

„Ein Mädchen in schwarzem Gewande," sprach der Wärter.

„Olympia!"

„Sie harrt am Gitter."

In der nächsten Minute stand Markus vor der durch die Hofmauer gebrochenen viereckigen Oeffnung, an der die Gefangenen mit den sie besuchenden Angehörigen verkehren durften. Doch hier bei den schwersten Verbrechern fand sich nur selten jemand ein. Zehn Jahre wohl währte die Treue der griechischen Frauen; die aber in diesen Mauern länger oder gar für immer blieben, die waren tot für die Welt, denen blieb selten eine Geliebte treu, von denen ließen die Gattinnen sich scheiden. Sich selbst und ihrem Elend überlassen, wurden sie zuletzt auch von den Angehörigen vergessen.

So war es ein Ereignis, daß heute vor dem Gitter ein Weib erschien, und selbst die Stumpfsinnigsten unter den Gefangenen schauten verwundert auf, als Markus durch den Hof schritt.

„Olympia, du bist zu mir gekommen!"

„Ich konnte nicht anders. Noch einmal mußte ich dich sehen." Durch das Gitter streckte sie ihre gebräunte Hand, die er mit seinen Fingern umklammerte.

Der Wärter trat zurück, den Schmerz des schönen Mädchens ehrend, dem die hellen Zähren über die Wangen liefen.

„O Markus, ist es wahr, daß sie dein Todesurteil sprachen?“ schluchzte sie.

Er nickte finster. „Heute wäre ich frei gewesen, um in deine Arme zu eilen; aber sein Geist trat dazwischen, sein Schatten hat es nicht gewollt.“

Ein Fieberschauer schüttelte ihn, als er Olympia die schreckliche Erscheinung schilderte, die seinen Fluchtversuch vereitelt.

„Ich weiß es, ich hätte dem Gespenst Trotz bieten sollen, aber der Schrecken war stärker als die Vernunft. Nun bin ich rettungslos verloren.“

Der kräftige Mann barg sein Gesicht in den Händen, und ein jammervolles Stöhnen rang sich aus seiner Brust herauf.

Olympia aber trocknete ihre Thränen, und mit Gewalt nach Fassung ringend, richtete sie sich stolz empor.

„Gott hat es so gewollt, Markus, wir müssen es tragen. Droben waltet wie drunten jene gerechte Blutrache, der sich keiner entziehen darf. Auch ich müßte dich töten, hättest du unwissend meinen Vater, meinen Bruder erschlagen. Blut ist geflossen, wenn auch das eines Fremden, und Gott verlangt wieder Blut. Auge um Auge, Zahn um Zahn ist sein furchtbares Gesetz!“

„So kannst du sprechen, deren Leben kein Henkerschwert bedroht. Ich aber soll sterben — so jung, so gesund, und mit diesem Herzen voll heißer, glühender Liebe zu dir!“

„Glaubst du, ich sterbe nicht auch mit dir? Mein Leben ist tot, wenn du gegangen bist; dies Herz braucht Liebe und stirbt, wenn es sie entbehren soll. Ich kann keinen anderen mehr lieben, Markus. Darum sei getrost:

ich folge dir bald, und drüben trennt uns keine Gewalt der Menschen mehr."

Doch ihre Worte verhallten wirkungslos an seinem Ohr.

„Sterben — und dich verlieren, dich; ich kann, ich will es nicht, und müßte ich neue Verbrechen begehen, Blutschuld auf Blutschuld häufen. Ich will leben!"

„Markus," entgegnete sie, und ihre schwarzen Augen leuchteten in seltsamem Feuer auf, „ich habe dich niemals feige gesehen. Soll ich nun ein häßliches, falsches Bild von dir im Herzen behalten? Sieh, als ich erfuhr, daß du auf den Palamidhi gebracht seiest, da wußte ich, daß du mir ewig verloren bist. Aber ich schaute nicht wie andere nach einem neuen Geliebten aus, ich ruhte nicht eher, bis ich Nauplia erreichte und gewiß war, dich noch einmal zu sehen. Von dem Manne, den ich geliebt, wollte ich Abschied nehmen, ihn trösten und ihm sagen, daß meine Liebe hinauswährt über das Grab ... Und nun finde ich einen Feigling. Ich habe dir nicht gezürnt wegen der That, die du begangen, aber wenn du zu schwach bist, für sie einzustehen, so könnte ich es. Nein, Markus, wenn es denn sein muß, stirb als ein Mann!"

„Stirb als ein Mann!" wiederholte er mechanisch. Und plötzlich, da er in ihre Augen blickte, glühte es wie ein heldenhafter Mut in ihm auf. „Ja, du hast recht, Olympia, verachte mich nicht, nur deinen Anblick brauchte ich, um die alte Kraft, den alten Mut wiederzufinden. Hab Dank für deinen Trost, ewigen Dank! Ja, ich will sterben wie ein Mann."

Der Wärter trat dazwischen. „Die erlaubte Zeit ist um, ich darf eine längere Dauer der Unterredung nicht dulden."

Noch einmal umkrampfte Markus ihre Hände, als könne er sie nicht von sich lassen. Sie näherte ihr Ge-

sicht den Eisenstäben, und es gelang ihm, seine Lippen zu einem letzten Kusse auf ihren Mund zu pressen.



Ein Glanz freudigen Stolzes durchhellte den trüben Thränenschleier vor Olympias Augen.

„Leb wohl, mein Markus, mein Geliebter — leb wohl!“

Er ahnte nicht, daß es ihr schier übermenschliche Anstrengung und Qual gekostet hatte, so ruhig und gefaßt zu erscheinen, um dem Verlorenen Mut einzuflößen, und daß sie, wenige Schritte von dem Gitter entfernt, von einem Weinkrampf befallen, zusammengebrochen war und von den Wärtern hatte ins Freie getragen werden müssen.

— — — — — — — — — — — —

Tag um Tag verging. Eine Zeitlang hielt der von der Geliebten künstlich angefachte Mut in Markus' Seele vor. Dann aber ward ihr Bild in seinem Innern mächtiger als ihr Wort. O, er wäre leichter gestorben, wenn sie ihm nie mehr vor Augen getreten wäre! Aber noch einmal ihm alles das zeigen, das Glück, die seligen Freuden, die er verlieren sollte — das war mehr als Grausamkeit! Und heftiger noch als zuvor begann ihn die Angst vor dem Tode zu packen. Jeden Morgen glaubte er den Tag gekommen, vor dem sich seine Haare sträubten, doch immer noch dehnte sich die Stunde hinaus, da man ihn abrief zur letzten Fahrt nach der grausigen Insel.

So lange war noch nie mit der Hinrichtung eines Verurteilten gezögert worden wie dieses Mal; alle seine Mitgefangenen bestätigten das, und schon regte sich bisweilen eine leise Hoffnung, daß dieses Zaudern mit einer Begnadigung enden könne. Da erfuhr er eines Tages von seinem wortkargen Wärter den wahren Grund. Auf Burzi war der Henker gestorben. Man hatte ihn, der schon lange Jahre das Bluthandwerk versah, eines Morgens mit einem Dolche in der Brust gefunden. Es war ungewiß, ob der Trunkenbold, seines entsetzlichen Daseins überdrüssig, selber Hand an sich gelegt, oder einem Fremden, der heimlich auf der Insel gelandet sein mußte, zum Opfer gefallen war.

Die meisten glaubten das letztere. Denn fast jeder der Henker von Burzi, die meist aus den zum Tod verurteilten Verbrechern genommen und nach fünfzehnjährigem Blutamte wieder frei wurden, hatte noch auf der Insel selbst oder später in der Freiheit auf gleiche Weise geendet. Galt doch im Volke der Henker als Mörder des von ihm Gerichteten, und nach der Sitte des Landes suchte auch ihn der Dolch des Bluträchers so lange, bis er ihn gefunden hatte.

Das also war die Ursache, der Markus die Verlängerung seines Lebens verdankte. Man hatte noch keinen neuen Henker, und sobald dieser gekommen war, schlug seine Stunde.

3.

An einem Sonntag war's. Die Messe in der kleinen Kapelle, die in dem geräumigen Hof der leichteren Verbrecher stand, war beendet. Des Popen monotoner Gesang war an Markus' Ohr vorübergegangen wie das eintönig leere Rauschen der Meereswellen, die in der Seele keine Erinnerung ihres Klanges zurücklassen.

Er hatte sich auf einen Stein im Gefängnishofe gesetzt und starrte zu den grünen Schlingpflanzen empor, die sich hoch droben um den Rand der Mauer rankten, der einzigen Vegetation, die in dieser Grabesöde gedieh. Nur ein Vöglein hatte die Furcht vor den Schauern des Orts überwunden und sein Nest darin gebaut. Hin und wieder flatterte es mit munterem Flügelschlag, den Jungen Nahrung zutragend, über den Häuptern dieser Todgeweihten dahin.

Das muntere Zwitschern mahnte Markus an Olympias Stimme. So hatte einst ihr süßes Geständnis an sein Ohr getönt, damals, als der junge Steinmetz und die schöne Teppichweberin sich kennen und lieben lernten.

Und das alles war vorbei für immer. Er mußte sterben — sterben!

Des Schließers rauhe Stimme schlug an sein Ohr: „Der Herr Platzkommandant hat befohlen, Euch vor ihn zu führen, Markus Balbis."

Er und alle Mitgefangenen wußten, was das bedeutete. Man würde ihn zum letztenmal in diesem Hofe sehen. Das Schiff, das ihn hinüberführen sollte nach Burzi, lag am Fuß des Palamidhi bereit.

Alle sahen auf ihn; Schrecken, Neugier, Mitleid prägte sich auf den Gesichtern der Leidensgenossen aus, selbst Neid in den Blicken zweier Räuber, freiheitstrunkener Söhne des Gebirges, denen ein rascher Tod willkommener dünkte als das elende Dasein im Kerker.

Mit wankenden Knieen durchmaß Markus Balbis den engen Hof und stieg die verwitterten Steinstufen empor. Alles Blut war aus seinem Antlitz gewichen, als er vor dem Platzkommandanten stand.

„Ihr kennt Euren Urteilsspruch, Markus Balbis," sprach dieser. „Es giebt indessen ein Mittel, die verhängte Todesstrafe umzuwandeln —"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Markus den Hauptmann an. „Umwandeln, Herr? Wie das?" stieß er mit stockendem Atem heraus. „Bin ich begnadigt?"

Es war, als ob ein mitleidiges Lächeln über des Hauptmanns Gesicht glitte. „Nein; Ihr seid durch das schwerste Verbrechen dem Richtschwert verfallen. Indessen könnte man Euch das Sterben erlassen, wenn Ihr bereit wäret —"

„O zu allem, zu allem, Herr!"

„Wenn Ihr bereit wäret, ein ehrloses Leben zu führen. Der bisherige Henker auf Burzi ist gestorben, und es hat sich noch kein Ersatz für ihn gefunden. Man würde daher Eure Strafe in eine fünfzehnjährige Haft verwandeln,

die Euch auf der Insel selbst die Freiheit läßt und Euch nur das Amt eines Scharfrichters auferlegt."

„Mich — mich wollt Ihr zum Henker machen!"

„Da Ihr schon einen Menschen getötet habt, wird es Euch so schwer nicht werden."

„Herr, es geschah in der Wut — ohne Ueberlegung."

Der Hauptmann zuckte die Achseln. „Ihr habt eine Stunde Zeit, Euch zu bedenken. Schlagt Ihr ab, so wird das Urteil in allernächster Zeit an Euch vollzogen."

Das Zimmer drehte sich vor Markus' Augen. „Ich, ich soll — kalten Blutes — Menschen töten!"

„Im Namen der Gerechtigkeit, die Euch entlastet. Ihr seid an dem Blute unschuldig, das Ihr vergießt. Indessen, wenn es Euch widerstrebt —"

Er wollte sich zum Gehen wenden, da klammerten sich Markus' Hände an seinen Waffenrock.

„Herr, geht nicht — es braucht keine Ueberlegung, ich will leben, ich bin bereit. Laßt mich — nach Burzi führen!" *)

Es war ein schwerer Kampf, den seine Seele in wenigen Sekunden durchgerungen hatte. Olympias Mahnung: „Stirb als ein Mann!" war vergessen, und doch dachte er nur an sie. Er wollte, er mußte leben, um sie zu besitzen. Konnte sie zürnen, wenn er aus Liebe schwach war? Nein, nein, das konnte sie nicht wollen, daß er sterben sollte, wenn er leben konnte. Jeder war sich selbst der Nächste, und um seiner Weigerung willen blieben die Verurteilten nicht am Leben. Vielleicht vergingen Wochen, bis er genötigt war, sein schreckliches Amt auszuüben. Und dann, was ihm hier schon beinahe geglückt war — konnte es ihm dort nicht ganz gelingen? Er war ein ausgezeichneter Schwimmer. Dieser Gedanke gab den Aus-

*) Thatsächlich. Vergl. Paul Elsner, „Nauplia".

schlag. Und jede Stunde, die er dem Tode entriß, war gewonnenes Leben.

Mit eigenartigem, fast mitleidigem Lächeln nahm der Hauptmann Markus Balbis' Einwilligung entgegen, und der Schließer führte den Gefangenen ab. Für die Nacht wurde ihm eine besondere Zelle angewiesen. Aber die Einsamkeit erweckte ihm keine Furcht; wenn ihn etwas nicht schlafen ließ, war es die Freude über das Leben, dem er wieder gehörte, das wieder sein war. —

Ein unwirscher Wind tobte, weißschäumige Wellen aufwerfend, dem kleinen Boote entgegen, das am nächsten Morgen den neuen Henker nach Burzi überführte. Finster, drohenden Gespenstern gleich, tauchten aus fliegendem Gewölk die Mauern und zinnenbewehrten Gebäude der von dunklem Grauen umwobenen Felseninsel vor ihm auf.

Drei-, viermal wehrte der Sturm, der heulend um die düsteren Warttürme strich und im verwitterten, dem Einsturz nahen Gemäuer wie ein gefangenes Raubtier schnob und raste, dem kleinen Kahne die Landung, als wollte eine höhere Macht den unseligen Mann abhalten, den schauerlichen Strand zu betreten. Immer wieder flog das taumelnde Fahrzeug zurück in den gischtenden Schaum der Brandung, bis es endlich knirschend auf dem Uferkies festsaß.

Auf schmalem Pfad, an der rollenden Flut entlang, ging es zum Eingangsthor.*) Und wieder klang wie mahnend und warnend das schrille Pfeifen, Stöhnen und Aechzen des Windes, der an den vergitterten Fenstern rüttelte. Wie Geisterstimmen Gerichteter tönte es Markus entgegen. Der aber achtete nicht darauf, denn aus allem, was ihn umtobte, sprach ja die brausende, süße Stimme des Lebens.

---

*) Siehe das Titelbild.

Ein turmhoher fester Bau, der am Haupthofe aufragte, nahm als Wohnung den Henker auf. In dem kleinen Gemache, das durch drei vergitterte Fenster spärliches Licht empfing, herrschte das Schweigen des Grabes; die einzigen Laute, die bisweilen von der Außenwelt hereindrangen, waren der dumpf aufdonnernde Wogenschlag des Meeres, der gegen die Umfassungsmauern wütete. Für das Auge aber, das suchend aus diesen Fenstern schaute, gab es nur einen Anblick: die kochende, tosende, wallende oder einförmig bleiern sich hinbreitende See, welche die Todgeweihten trennte von der Welt der Lebenden.

Und doch erschien Markus das enge Zimmer mit dem rohen Bett in der Ecke, den paar Stühlen und einem kleinen Tische als einzigen Möbeln wie ein Palast gegen den bisherigen Kerker. Er fühlte, daß er hier, wenn auch gefangen, doch Herr einer kleinen Welt war; und nur zu der schrägen, rot angestrichenen Decke mochte er nicht aufblicken, denn jedesmal erinnerte ihn die Farbe an den Blutpreis, um den er sich die Berechtigung seines jetzigen Daseins erst noch erkaufen sollte. —

Zwei Wochen vergingen jedoch, ohne daß es für ihn eine Arbeit gab; um so rastloser schaffte sein Geist im Ersinnen eines Fluchtplans. Je mehr er nachdachte, desto schwieriger deuchte ihm aber eine erfolgreiche Ausführung. Das einzige Ausgangsthor war wohl bewacht, und jeden Abend wurde er selbst in seinem Turme eingeschlossen. Am Tage aber war eine Flucht über das Wasser unmöglich, davon hatte er sich schon in der ersten Woche überzeugt. Denn Soldaten mit geladenen Flinten umwanderten unablässig das felsige Ufer des kleinen Eilandes. Der beste und schnellste Schwimmer hätte durch ihre Kugeln den Tod gefunden, ehe er fünfzig Schritte weit gekommen wäre.

So kam er bald zu der Gewißheit, daß ein Entkommen

nur gelingen konnte, wenn er sich nachts eines der beiden an der Insel liegenden Kähne bemächtigte und nach dem Festland hinüberruderte. Doch wie an das Ufer gelangen, ohne das Thor zu passieren? Bange Stunden brachte Markus damit zu, der schwarzen Katze, die sein unheimlicher Vorgänger als einziges Erbstück hinterlassen, ihre Schleichwege abzupassen. Doch die Gänge, die das behende Tier über steile Dächer und senkrechte Wände, über Kanten und Vorsprünge der Türme machte, waren für ihn unmöglich, und wenn er sich an einem Seil aus dem Fenster ließ, so stand er immer erst im Hofraum und unter haushohen, unersteiglichen Mauern. Das Thor blieb also stets der einzige Ausweg.

Er hatte bald bemerkt, daß der Thorwart und die Soldaten einem guten Trunk nicht abgeneigt waren, aber auf der Insel hatte selten jemand Geld dazu, und vorderhand blieb ihm nichts übrig, als seine Wächter in Sicherheit einzuwiegen und nicht den leisesten Gedanken an eine beabsichtigte Flucht in ihnen aufkommen zu lassen.

Ein anderes noch quälte Markus besonders: die Welt, in der sein Herz weilte, war für ihn mit hundert Thoren verschlossen. Der Henker von Burzi stand außer dem Leben, er durfte mit niemand von draußen verkehren, keinen Brief absenden und keinen empfangen. Ehe er nicht frei wurde, war es unmöglich, Olympia ein Lebenszeichen zu geben. Sie mußte ihn für tot halten, sie konnte nicht ahnen, daß er ihrer noch gedachte, sich glühend nach ihr sehnte. Denn die Welt erfuhr nichts davon, wer auf der schreckensvollen Insel das blutige Amt verwaltete; für die Menschen war Markus nur noch der gefürchtete Henker, dessen Namen niemand erfuhr.

Und dann, selbst wenn die Flucht gelang, wie sollte er ihr Nachricht geben? Bei ihr in der Heimat würde man ihn ja zuallererst suchen. Doch, sagte er sich

immer wieder, wenn er nur frei war, würde sich schon alles finden.

4.

Der neue Henker von Burzi sollte zum erstenmal seines grausigen Amtes walten.

Der Verurteilte, ein kraftvoller Jüngling in der Blüte der Jugend, den man eines Morgens in dem roten Boote gebracht, hatte sich nur kurze Zeit auf dem Palamidhi befunden. Man schien Eile zu haben, ihn aus der Welt zu schaffen, und zog ihn einer Reihe von Räubern und Mördern vor, die schon lange ihrer Hinrichtung entgegensahen.

Der todgeweihte Ankömmling war ein politischer Gefangener, Mitglied einer jener Verschwörungen gegen die Regierung, wie sie damals an der Tagesordnung waren. Niemand wußte seinen wahren Namen, denn der von ihm geführte hatte sich als ein falscher herausgestellt, und vor Gericht den richtigen zu nennen oder seine Heimat anzugeben, hatte er sich hartnäckig geweigert.

Der junge Mann hatte einen Mordanschlag auf einen hohen Staatsbeamten in Athen unternommen, der aber mißglückt war. Der Prozeß des auf der That Ergriffenen war kurz gewesen; die Ausführung des Urteils sollte ebenso schnell folgen.

Auf Burzi wie auf dem Palamidhi blieb der Gefangene sich selber treu, sein stolzes und todverachtendes Wesen imponierte selbst den Wächtern, und nur der Priester erfuhr unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses den wahren Namen des Verurteilten und seinen Grund, ihn zu verschweigen. Er habe, vertraute der Verurteilte dem Seelsorger an, eine arme, kranke Mutter, die ihn gesund und glücklich in der Fremde glaube und seine That nicht verstehen könne. Wenn sie aus der Leute Mund erführe, daß ihr einziger, schon früh in die Welt gegangener Sohn

als Mörder unter des Henkers Beil geendet habe, würde es ihr den Tod und ihm selbst ihren Fluch bringen.

Doch während der Verurteilte ruhig und fast heiter dem Tode entgegensah, verlebte sein Henker fürchterliche Stunden. Weigerte er sich, den entsetzlichen Streich zu führen, so war er selbst dem Tode verfallen, und wieder siegte in Markus' Brust der Drang zum Leben. Mit dem ersten kleinen Gehalte, das er inzwischen bezogen, suchte er sich in Wein zu betäuben. Mut mußte er sich trinken zu der gräßlichen Arbeit. Wenn auch Staat und Gesetz die Verantwortung auf ihre eigenen starken Schultern nahmen, er fühlte dennoch, daß es wie ein Fluch auf ihm lasten werde.

— — — — — — — — — — — —

Der Streich war gefallen, das Haupt des Verurteilten in den blutigen Sand gerollt. Mit glasigen, ausdruckslosen Augen, mit weingerötetem, krampfhaft verzerrtem Gesicht taumelte der Henker in sein Gemach zurück.

Das berauschende Gift hatte geholfen. Wie ein Schleier hatte es ihm vor den Augen gelegen, durch den er die Züge des Opfers nur undeutlich gesehen. Ein hoher bleicher Mann, der mit kalter Ruhe dem Unvermeidlichen entgegenging — das war der einzige Eindruck, den er davon gehabt. Und es war leichter gegangen, als er gedacht. Er wußte nicht, was seine Hand gelenkt, aber das Schwert war niedergefallen, und das Grausige geschehen.

Nur die Augen, diese dunklen Augen, die zuvor noch so warm geleuchtet und dann so groß und starr zum heißen, erbarmungslosen Himmel aufgeblickt, als sie das Haupt zum Rumpfe in den Sarg gelegt, diese erloschenen, toten Augen wollten ihm nicht aus dem Sinn. Es war ihm, als hätte der stumme Blick mit beredter Stimme gesprochen: Auch deine Stunde schlägt; bald genug wirst du mir folgen dahin, wo ein Höherer richtet als du.

Eiskalte Schauer der Furcht durchfröstelten Markus. Das vergossene Blut schrie nach Rache, und von irgend einer Seite mußte sie kommen; plötzlich, wie ein finsterer Räuber, dessen Nähe er nicht ahnte, würde sie sich über ihn werfen und ihn erwürgen.

In wüsten Träumen wälzte er sich die Nacht hindurch auf dem Lager, und einmal, als er zu erwachen glaubte, sah er an der kahlen Mauer in rotem Lichte einen stahlblauen Dolch schweben, dessen Spitze auf ihn gerichtet war. Die gräßliche Waffe näherte sich, von unsichtbarer Hand geführt, seiner Brust, kalt wühlte und bohrte sie sich ein, er fühlte das eisige Metall in seinem warmen Blute und lag doch regungslos wie gelähmt.

Dann, als endlich ein wilder Aufschrei der Angst ihm Luft machte, fuhr er erwachend auf und erkannte, daß alles ein Traum gewesen sei. Dennoch verließ ihn das grausige Bild auch im Wachen nicht mehr. Ueberall, wo er ging und stand, verfolgte ihn der fürchterliche Dolch, der Gedanke an die Blutrache, der auch sein Vorgänger zum Opfer gefallen war.

Und wenn schon dieser eine grauenhafte Schatten ihn also verfolgte, wie sollte es werden, wenn noch mehr zum Tod Verdammte, die seinem Schwerte verfielen, wider ihn aufstanden? Nein, nie mehr, genug an diesem einen! Er mußte fliehen, fliehen um jeden Preis, weit fort, wo ihn die Rache nicht mehr suchen würde, in ferne, fremde Welt, in Einsamkeit und Wüste, wenn es sein mußte; aber mit ihr, deren Seele an ihm hing, die ihm folgen würde bis ans Ende der Welt, mit Olympia! In ihren Armen allein konnte er Ruhe finden vor dem blutigen Schatten.

Das Blutgeld, das er am anderen Tage erhielt, brannte ihm in den Händen. Es waren hundert Drachmen, die der Henker für jede Hinrichtung bekam. Markus hatte

noch nie so viel Geld beisammen gehabt, aber der Anblick, der ihn sonst berauscht haben würde, bereitete ihm jetzt Höllenqualen, und er ruhte nicht eher, bis er auch das letzte Stück hinweggeschwemmt in einer Flut von Wein.

Die Wärter und Soldaten sahen darin nichts Besonderes, auch der frühere Scharfrichter hatte es so gehalten, und seit sein Nachfolger das gelungene Probestück seines neuen Berufes abgelegt hatte, mißtrauten sie ihm nicht mehr.

Das war es, worauf Markus gerechnet hatte. . . .

Von dem späten Trinkgelage zogen die zwei vor dem Außenthor wachhabenden Soldaten auf Posten. Sie sangen wilde, ausgelassene Lieder, als sie den Hof durchschritten, und der Wärter, der das Thor öffnen und schließen sollte, wankte mühsam und lallend die freiliegende Treppe aus dem Gemach des Henkers hinab.

Markus, der nur im Anfang den Zechenden fleißig Bescheid gethan und die anderen ermuntert, hatte zuletzt nur noch scheinbar getrunken und den Wein unter den Tisch gegossen. Ueberdies hielt die Aufregung, mit der das Bevorstehende ihn erfüllte, ihn nüchtern. Seinen Arm fassend, geleitete er den Thorwächter die Stufen hinunter, und der sonst so verschlossene und finstere Mann, der im Rausche allemal gerührt und zärtlich ward, umarmte seinen Führer, nannte ihn Freund und Bruder und dankte für die Hilfe.

Draußen war es stockfinstere Nacht; kein Stern war zu sehen, nur fern im Süden züngelte zuweilen die bleiche, bläuliche Schlange des Wetterleuchtens über den schwarzen Himmel. Wie der tote Leib eines Riesen lag vor der Insel das Meer, lang ausgestreckt, unbeweglich, von keinem Windesatem die schlafende Brust gehoben. Des Henkers Herz schlug in heißer, freudiger Hoffnung. Der Thorwächter beachtete es in seiner Trunkenheit nicht, daß die

Flügel des Thores nach dem Heraustreten der Soldaten noch ein wenig offen standen, und der Riegel nicht faßte; er suchte sogleich in seine Wohnung, die sich in dem rechtsseitigen Thorturm befand, hinaufzusteigen. Aber schon beim ersten Schritt stolperte er in der Dunkelheit und fiel fluchend die Stufen wieder herab. Markus hob ihn auf, stützte ihn und führte ihn die enge Treppe hinan. Aber er bekam keinen Dank. Der Wächter wußte nicht mehr, was mit ihm vorging. Mit schwindenden Sinnen sank er schwer auf das Lager nieder, und die schnarchenden Laute, die aus seinem Munde drangen, bewiesen, daß er fest eingeschlafen war.

Jetzt fühlte Markus sich sicher; er trat an die kleine, schießschartenähnliche Fensteröffnung und lauschte hinab. Da tönten von drunten, wo am Thorturm die Wachen auf und ab zu schreiten hatten, die gleichen Laute herauf. Der Wein hatte auch dort den gewünschten Erfolg erzielt. Die beiden Soldaten waren auf der Steinbank hart am Thore, auf der sie müde sich niedergelassen hatten, in tiefen Schlaf verfallen.

Markus' Herz klopfte zum Zerspringen. Der Weg in die Freiheit war offen. Denn wenige Schritte von den Schlafenden lag unbefestigt am Ufer das Boot, das dem Transport der Gefangenen diente.

Schon hielt er den Thürgriff in der Hand, als er, sich eines anderen besinnend, noch einmal umkehrte. Der Anzug, den er trug, konnte ihn verraten, und dort in der Ecke des niederen Gemachs stand unverschlossen der Kasten, in dem der Wächter seine Kleider aufbewahrte. Rasch entschlossen wechselte er das Gewand, hing das eigene an die Stelle des entwendeten und sah nun wie ein unverdächtiger Landmann aus.

Mit einem Sprunge stand er wieder an der Thür, noch einmal horchend. Aber der Wächter schlief fort, und

zu aller Vorsicht drehte Markus außen den schweren Schlüssel herum und barg ihn in seinem Kleide. Der Thorwart von Burzi war in seinem Turme gefangen.

5.

In dem kleinen Häuschen des weltentlegenen Gebirgsdorfes war es finster wie ringsum in allen übrigen, aber die Bewohner schienen noch nicht zu schlafen. Vor der Thür kauerte in der lauen Sommernacht eine weibliche Gestalt und schaute regungslos zu einem fernen Sterne auf, der über dem westlichen Höhenzuge flimmerte.

Es war Olympia. Sie sah bleich und verhärmt aus, und ihre Augen schienen noch größer geworden zu sein als früher.

Da huschte eine Männergestalt aus dem sie rings umgebenden Dunkel lautlos heran und stand plötzlich vor dem überraschten Mädchen.

Olympia fuhr empor und schaute sprachlos, mit entsetzten Blicken auf den Mann; ein Fieberschauer der Furcht schüttelte ihren schlanken Leib.

„Die Toten stehen auf aus ihren Gräbern," stammelte sie.

„Nein, Olympia," flüsterte eine heisere Stimme. „Ein Lebender ist es, der vor dir steht."

Ein einziger, halb unterdrückter Aufschrei der Freude, und die Wiedervereinigten hielten sich in den Armen.

„Markus, Liebster — du lebst! Man hat dich begnadigt?"

„Ich bin entflohen."

„Noch einmal vom Palamidhi?"

„Von Burzi bin ich entkommen."

Olympia schauderte. „Auf Burzi warst du schon, so nahe dem Schwert des Henkers, und doch noch entronnen?"

Die schreckliche Erinnerung stieg wieder in Markus

auf, seine Lippen bewegten sich, aber er brachte das Wort nicht darüber.



„Um aller Heiligen willen, so werden sie dich verfolgen, dich aufs neue zum Tode schleppen, wenn sie dich finden!“

„Das fürchte ich auch, und deshalb darf ich nicht weilen. Ich habe meine Verfolger zwar irre geführt, indem ich anfangs eine ganz andere Richtung einschlug, aber man wird mich doch finden. Zwei Wochen schon streife ich in den Bergen umher. Heute endlich hab ich's gewagt, mich ins Dorf zu schleichen."

„Du mußt fort, schnell! Und ich folge dir. Ich habe nichts mehr, was mich hier fesselt."

„Was hat dich betroffen? Du bist im Trauergewand —"

„Was ich nebst dir am meisten liebte, ist nicht mehr: die Mutter — der Bruder —"

„Du hattest einen Bruder und sagtest mir nie ein Wort davon?"

„Ich hatte Grund, es zu verschweigen, gegen jedermann. Auch war er seit Jahren fern."

„Und deine Mutter?"

„Starb aus Schmerz über seinen Tod. Er war ihr immer das Liebste auf der Welt, der Letzte unseres Namens, auf den der Vater einst so stolz war. Ach, an Demetrius hing unsere ganze, nun so grausam zerstörte Hoffnung — und der Name Glaukos stirbt mit mir!"

„Dein Leid schmerzt mich tief. Aber jetzt, da wir einander wieder haben, wollen wir an das Leben denken."

Sie lehnte den Kopf an seine Brust. „O Markus, in mir wohnt eine Angst, die ich nicht nennen, nicht deuten kann! Ich glaube nicht mehr an ein Glück, seit ich das erlebte. Der eine mir wiedergegeben — die anderen mir genommen."

Markus suchte ihr krampfhaftes Schluchzen zu stillen. „Beruhige dich, Olympia, man könnte dein Weinen hören, und ich darf es nicht wagen, länger hier am Orte zu bleiben. Noch in dieser Nacht muß ich weiter."

„Und ich mit dir."

In heißer Freude schlang er den Arm um ihre Schul-

tern. „Ist es dein Ernst — du willst mit mir, auf rauhen Wegen ins Ungewisse wandern? Ich bin ein Flüchtling, ein Geächteter."

„Gleichviel. Du bist jetzt meine Welt. Was hab' ich sonst noch auf der Welt zu thun? Die Heimat ist mir mit der Mutter gestorben. Zwei Pflichten nur kenn' ich noch: dich zu lieben und den Bruder zu rächen an seinem Mörder."

Unwillkürlich erschauerte Markus.

„Seinem Mörder?" wollte er fragen. Aber schon hatte sie sich umgewendet und war in die Hütte gegangen. Nach kurzer Zeit kam sie mit einem kleinen Bündel wieder heraus.

„Ich bin fertig. Komm!"

Er faßte sie bei der Hand, und so schritten sie aus dem Dorfe, den steinigen Pfad entlang, der sich nach kurzer Strecke oberhalb der Klippen der Küste hinzog. Drunten rauschte das Meer, aber sicher schritten sie auf dem schmalen Pfade weiter, trotz der Finsternis, die sie umgab. Keines von beiden sprach, schweigend hastete Markus voran, als seien die Verfolger hinter ihm drein, und schweigend folgte Olympia.

Endlich nach zwei Stunden machte Markus Halt. Er schien erschöpft zu sein, war er doch schon tagelang umhergewandert bei knapper Nahrung, hatte im Freien geschlafen und vor den Häschern gezittert.

Jetzt warf er sich auf den Boden, da, wo oberhalb der steil abfallenden Klippen eine kleine, mit Gras bewachsene Fläche war, von der aus man auf weithin einen Ueberblick der Küste haben mußte, sobald es hell zu werden begann.

Eine Weile hatte Markus ganz ruhig dagelegen, plötzlich fuhr er mit allen Zeichen des Entsetzens empor.

„Was ist dir, was erschreckt dich, Liebster?" fragte

Olympia. „Siehst du wieder Gespenster, wieder den Schatten jenes Deutschen —"

„Nicht jenes Fremden," stammelte er, „nein, einen zehnmal schrecklicheren, den Schatten eines Menschen, den ich tötete mit kaltem Blut, um mich zu retten, um dich wiederzusehen."

„Was redest du?"

„O, du weißt es noch nicht, das Entsetzliche, dem ich das Leben verdanke! Ich — ich war — der Henker von Burzi."

Mit starrem Blick wich Olympia von ihm zurück.

„Der Henker von Burzi, du? Um dein Leben zu retten?"

„Für dich, Olympia —"

„Blut eines Menschen, der nie dir ein Leid gethan, klebt an diesen Händen!" Mit Schauder im Blicke starrte sie ihn an.

„Das Blut eines einzigen nur — ich konnte nicht anders; nie wäre mir sonst die Flucht gelungen. Aber sein gräßliches Bild steigt immer wieder vor meiner Seele auf."

„Unseliger!" Olympia rang verzweifelt die Hände. „Und wann — wann warst du Henker auf Burzi?"

„Zwei Monde sind's, daß ich mein Amt antrat, zwei Wochen, seit ich entfloh. Graust es dir vor dem vergossenen Blut? Meine Hände sind rein davon; in des Staates, des Gesetzes Namen ist es geflossen."

Wie versteinert, mit leichenfahlem Antlitz stand sie vor ihm.

„Sage mir alles!"

„Olympia — zürnst du mir?"

Sie konnte nicht sprechen, nur mit der Hand bedeutete sie ihn, zu sprechen. Und da begann er und verschwieg ihr nichts.

Kein Stern stand in der Höhe, undurchdringlich düster wie ein riesenhaftes Grabtuch lag der Himmel, in nachtschwarze Wolken gehüllt, über der finsteren Erde. Olympia war während seiner Schilderung immer weiter an den Rand der Klippen zurückgewichen, und er ihr unwillkürlich Schritt für Schritt gefolgt. Jetzt stand sie still. Sie konnte nicht weiter, ohne über den schroffen Abhang hinabzustürzen.

Das Lichte, Weißleuchtende, das in der Tiefe sich abhob, war die schäumende Brandung, die sich gegen den Fuß der Felsen warf. Olympia schaute eine Weile stumm hinab. Dann begann sie mit dumpfem Tone: „Ich habe deine Beichte gehört, Markus. Nun will ich dir auch eine Geschichte erzählen — von meinem Bruder."

„Der ermordet wurde? Den du rächen willst?"

„Den ich rächen muß. So ist es Pflicht."

„Laß solche grausigen Gedanken. Denk' an uns und unsere Liebe."

„Daß ich es könnte — und glücklich sein! Aber sein Schatten verbietet es. O Demetrius!" — aufschluchzend hob und senkte ihre Stimme sich in bitterem Weh. „Er liebte mich, die Mutter, wie selten ein Bruder und Sohn. Und sie haben ihn ermordet — ermordet — weil er die Hand erhob gegen die Knechter unseres Volkes."

„Dein Bruder war ein Verschwörer?"

„Sie nannten ihn so, weil er sein, unser schönes, teures Vaterland mehr liebte als sich selbst, weil er es befreien wollte von einer verhaßten Herrschaft, die es schwächen und den Feinden in die Hände liefern muß. Er wollte die feigen Machthaber stürzen. Sie aber ergriffen ihn und überantworteten ihn dem Henker."

„Dem Henker von Burzi?" Ein qualvolles Stöhnen, das kaum einem menschlichen Laut mehr glich, entrang sich Markus' Brust.

Mit entsetzlicher Ruhe, die ihm das Blut in den Adern gerinnen machte, fuhr sie fort:

„Unsere Mutter durfte nichts von seinen Plänen ahnen, ich aber, ich verstand seine freiheitsdurstige Seele, und mir vertraute er alles an. Seit Jahren wußte ich um seine geheimen Verbindungen und Vorbereitungen, aber ich schwieg wie das Grab, denn jedes unbesonnene Wort, selbst dem Freund, dem Geliebten gegenüber, konnte vor der Zeit zum Verräter werden und alles verderben. Da kam vor acht Tagen einer der Mitverschworenen und meldete mir seinen Tod. Ohne der ahnungslosen Mutter zu achten, die verborgen in der Ecke des Zimmers saß, stieß er die fürchterliche Nachricht hervor. Und meine arme kranke Mutter warf der Schreck zu Boden. Sie starb noch am selben Tag."

„Und wie starb dein Bruder?"

„Er war den Schergen lebend in die Hände gefallen und nach schnell gefälltem Urteil auf den Palamidhi verbracht worden. Wenige Tage später fiel auf Burzi sein Haupt unter dem Schwert des Henkers. Und dieser Henker warst du."

Mit einem wilden Schrei sprang Markus empor. „Ich — ich! Ich habe deinen Bruder getötet. Und du — Olympia, du liebst mich. Was willst du thun?"

„Blut um Blut." Sie lächelte eisig. „Es ist Gottes Wille. Ich hab's bei meiner Seligkeit geschworen, den Bruder und die Mutter zu rächen."

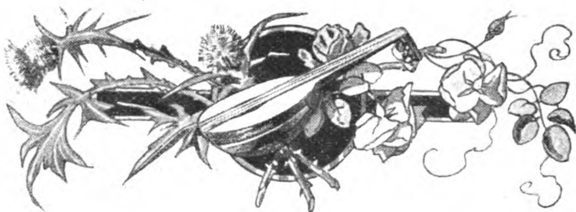
„An mir, Olympia — an mir?"

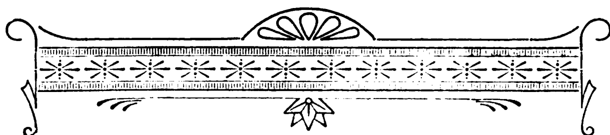
„An dir!" gellte Olympias Schrei. Und aufschnellend wie die Tigerin nach ihrer Beute, sprang sie auf ihn zu, und ihr Gesicht mit dem glutheißen Atem an das seine pressend, rief sie mit heiserem, irrem Lachen: „Sterben mußt du für ihn! — Ich aber kann nicht leben ohne dich."

„Wahnsinnige, was hast du vor, laß mich!"

Er suchte sich zu befreien, aber mit der Kraft der Verzweiflung, die als letztes Ziel nur den Tod kennt, hing sie an ihm. Und er war matt und erschöpft.

Ein paar kurze Sekunden nur währte das schauerliche Ringen über der entsetzlichen Tiefe. Markus' Kniee brachen unter der Last, die sich um seinen Hals klammerte. Sein Fuß glitt aus — noch ein taumelnder Tritt, dann ein wilder Schrei, und eng umschlungen stürzten zwei dunkle Körper hinab in die Tiefe.





Neues aus Klondyke.

Ethnographische Skizze von **Rud. Immann.**

Mit 11 Illustrationen.

Bereits in Band 4 des vorigen Jahrgangs führten wir unsere Leser nach Alaska und gaben eine allgemeine Beschreibung jenes arktischen Gebietes, das seit den Goldfunden am Jukon und seinen Nebenflüssen, besonders dem Klondyke und neuerdings auch dem Bonanza Creek, zu so großer Berühmtheit gelangt ist.

Seitdem hat der Zufluß von Abenteurern aller Länder beständig angehalten, die trotz aller Gefahren und Beschwerden, trotz Kälte und drohendem Nahrungsmangel die Jagd nach dem Glücke hinauflockt in jene eisigen Gefilde. Zwar ist der Chilcootpaß, der noch vor einem Jahre fast unpassierbar war, und das Grab vieler kühner Goldsucher wurde, neuerdings durch eine Drahtseilbahn überbrückt worden, durch welche die schwierigste Partie überwunden wird, aber denen, die ihn glücklich überschritten haben, stellt sich eine pfadlose schaurige Oede entgegen, die sich Hunderte von englischen Meilen erstreckt, nur bevölkert von ganzen Wolken stechlustiger und blutgieriger Mücken. Wild ist so gut wie gar nicht vor-

handen, selten erscheint einmal ein Elen- oder Musetier, und eine Kette von Seen und Quellflüssen des Jukon bildet ein zweites Hemmnis, das erst nach neuen Mühen und zeitraubenden Arbeiten überschritten werden kann.

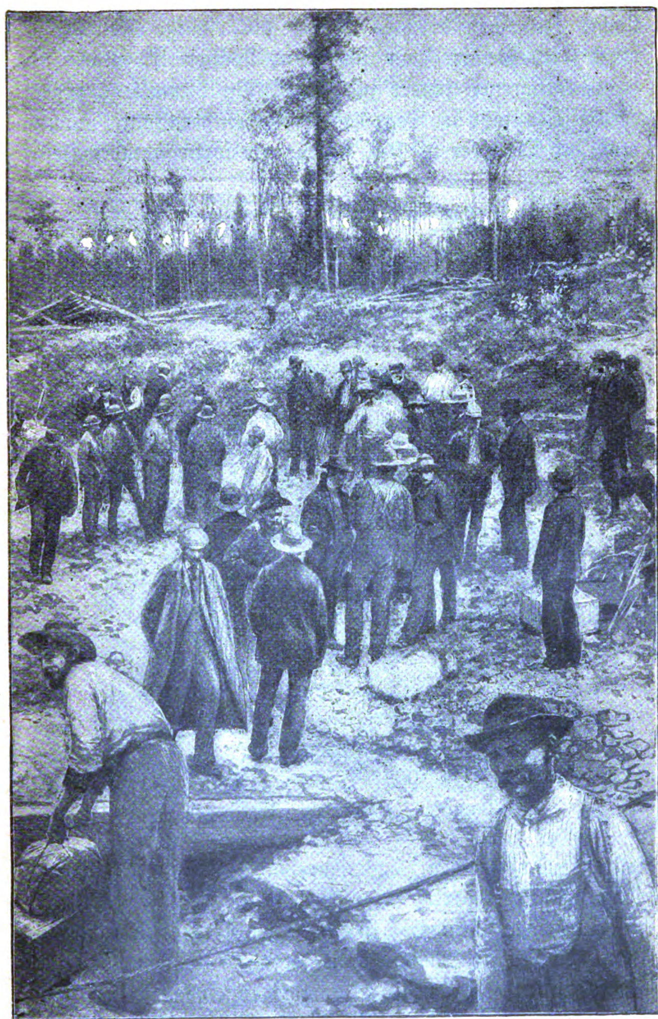
Trotz aller Verbesserungen der Wege und Verkehrsmittel sind die Strapazen und Entbehrungen, die der Goldsucher harren, noch ungeheuer; die Glücklichen, die ein kleines Vermögen gewinnen, sind spärlich gegenüber der Anzahl derer, die krank, elend und mittellos zurückkehren, und eine Reise dorthin ist ein Unternehmen, bei dem man Gesundheit und Leben wagt.

Um so interessanter ist es freilich, als ruhiger Beobachter zu schauen, wie hier ein wildes Land allmählich der Kultur gewonnen wird.

Als Führer dient uns ein amerikanischer Unternehmer, der das Goldland kürzlich zur Anlage einer Postverbindung bereiste, und uns in anschaulicher, fesselnder Weise ein Bild von Land und Leuten giebt. Seine Schilderungen haben den großen Vorzug, daß sie ungeschminkte Wahrheit enthalten und von der bekannten amerikanischen Uebertreibungssucht frei sind. Unser Gewährsmann benutzte nicht den kürzeren und billigeren, dafür aber um so beschwerlicheren und gefährlicheren Landweg, sondern den zwar weiteren und kostspieligeren, dafür aber verhältnismäßig bequemen Wasserweg, den gewaltigen Jukonstrom hinauf.

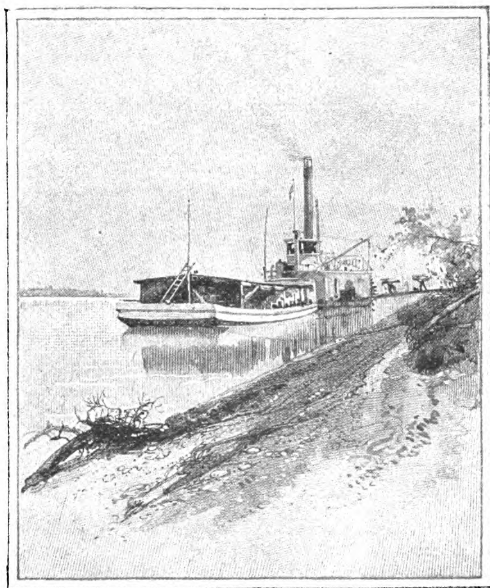
Der Jukon bildet ungefähr einen Halbkreis an seiner Mündung. Fast zwanzig deutsche Meilen von dieser entfernt liegt der Ort St. Michaels, eine Station der großen nordamerikanischen Pelzgesellschaft. Acht Monate des Jahres hindurch ist der Nortonsund, an dem St. Michaels gelegen ist, gänzlich vereist; die Mündung des Jukon ist fast nur ein Vierteljahr eisfrei. Besondere Schwierigkeiten für die Schiffahrt bietet sein mit vielen hundert





Die Gründung von Rampart City.

flachen Inselchen besetztes Delta; die richtige Fahrstraße durch dies Gewirr von Land und Wasser ist selbst für die Eingeborenen schwer zu finden. Buntbemalte Stangen ermöglichen jetzt bei Tage das Auffinden der Route, nachts muß der Dampfer oft still liegen, um fortwährendes Fest-



Dampfer „Bella“ mit Anhänger.

fahren zu vermeiden, das jedesmal einen stundenlangen Aufenthalt erfordert.

An seiner Mündung ist der eigentümliche Strom fast hundert englische Meilen breit, und in seinem weiteren Laufe finden sich, mehrere hundert englische Meilen vom Behringsmeer entfernt, bei der Schneeschmelze im Spät-frühling sumpfartige Ausbuchtungen, die noch breiter sind

und für die Schiffahrt ein großes Hindernis bilden. Allmählich werden mit der Zeit und der fortschreitenden Kultur auch dort Zeichen aufgestellt werden.

Bei der Fahrt des erwähnten Agenten zeigte sich tagelang ein morastiges, dunkles, fast unermeßliches, von



Jack Mc Questen.

Sandbänken und Inseln unterbrochenes Gewässer, das nur langsam durchfahren werden konnte. Der Weg nach Dawson City im Klondykegebiet ist 1850 englische Meilen lang und kann in fünfzehn Tagen, wenn alles gut geht, zurückgelegt werden. Da an Fichten- und Kieferngehölz kein Mangel ist, entbehrt die landschaftliche Scenerie an

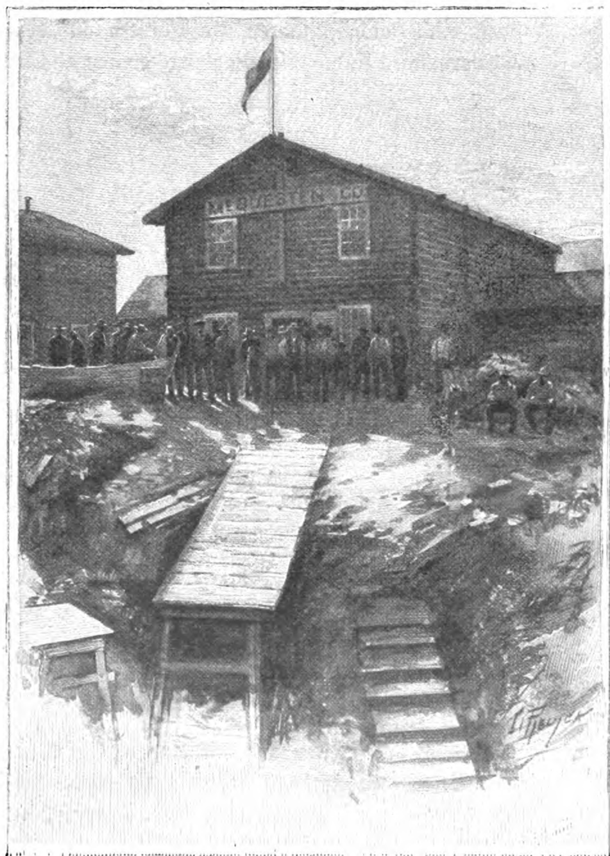
manchen Punkten nicht eines eigenartigen Reizes. Vor allem macht die Nacht einen mächtigen Eindruck durch das tiefe Schweigen, in der diese von Menschen teilweise noch nie betretene, geheimnisvolle und großartige Wildnis schlummernd liegt.

Der erste größere Fluß, der in den Jukon einmündet, und an dessen Ufern ebenfalls Gold gefunden wurde, ist der Kuikuk. Der Kuikuk hat, wie der Jukon, flache Ufer, im oberen Laufe dagegen romantische Felspartien; er soll mehrere hundert englische Meilen schiffbar sein und wird eines Tages noch viel besucht und durchforscht werden. Er läuft fast parallel mit dem Jukon und ist daher leicht zu erreichen.

An der Mündung des Menookbaches liegt die Ortschaft Rampart City, deren Gründung, so erzählt unser Reisender, vor kurzem erfolgt war. Ein einziges Blockhaus war zwar erst errichtet, Hunderte von Goldsuchern lebten noch unter Zelten, aber alle Vorbereitungen für Errichtung einer Stadt waren schon getroffen. Einen Monat später, als der Reisende Rampart City wiedersah, stand bereits neben zahlreichen Zelten eine Reihe von festen Wohnungen da. Wie unsere Abbildung zeigt, hatte man angefangen, eine Lichtung durch Feuer zu schaffen, um das Unterholz schneller zu beseitigen. Viele Goldsucher, die in der funkelnagelneuen „Stadt“ ausstiegen, hatten sich trotz der überaus urwüchsigen Zustände vorgenommen, den Winter über dort zu verleben, um im nächsten Frühjahr in der Umgebung oder weiter aufwärts ihr Heil zu versuchen.

Dem Dampfer „Bella“, mit dem unser Reisender im Juli stromaufwärts fuhr, war ein großes Flachboot angehängt, um Raum für Menschen und Güter zu gewähren und doch zu starken Tiefgang zu vermeiden. An Bequemlichkeiten war auf dem Fahrzeug wenig oder nichts vor-

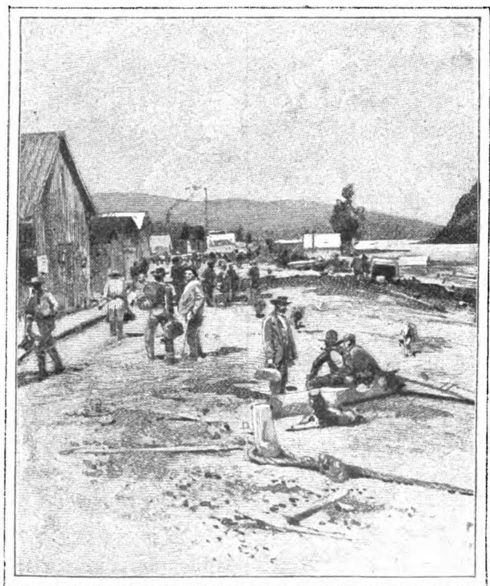
handen. Jeder mußte sich behelfen, so gut er konnte, und niemand kümmerte sich um seinen Nachbar. Eine



Jack Mc Questens Warenhaus.

dauerhafte dicke Decke, zusammengerollt als Kopfkissen, und eine zweite, in die man sich wickelt, sind die not-

wendigste Reiseausrüstung; an kalten Tagen benutzt man auch den Mantelsack als Kopfkissen und kriecht unter zwei Decken. Selbst Leute, die hunderttausend Dollars besitzen, können nicht anders fahren, da Kajüten auf dem Schiffe nicht vorhanden sind. Als Nahrung dienen allerlei

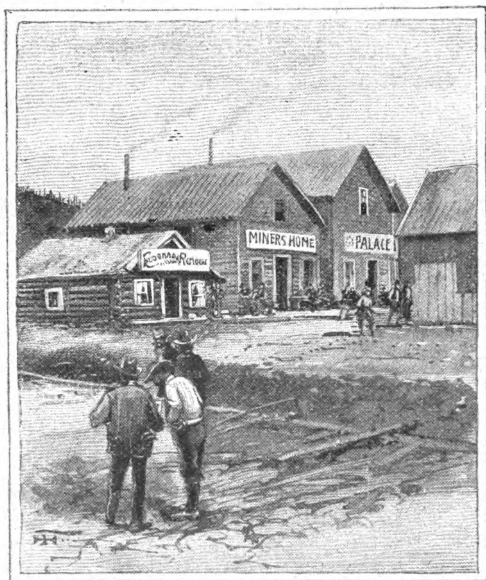


Eine Straße in Dawson City.

Konserven, welche die Reisenden mitbringen, und die Theemaschine liefert den nötigen Trank. Es gehört viel Selbstüberwindung dazu, den ortsüblichen Dörrfisch zu essen, und doch giebt es Goldsucher, die sich im Winter monatelang allein durch diese ekle Speise am Leben erhalten mußten.

Einer der ältesten Jukonpioniere ist Jack Mc Questen, wie man ihn genannt hat, ursprünglich heißt er Leroy

Napoleon; er ist schon 25 Jahre in dieser Wildnis und nicht unvermögend. Der Wechsel der Namen in den Goldfeldern ist charakteristisch; sehr selten behält der Goldgräber seinen ursprünglichen Namen, meist wird ihm ein Name angehängt, der seinem Wesen entspricht oder Zu-



Goldgräberkneipen in Dawson City.

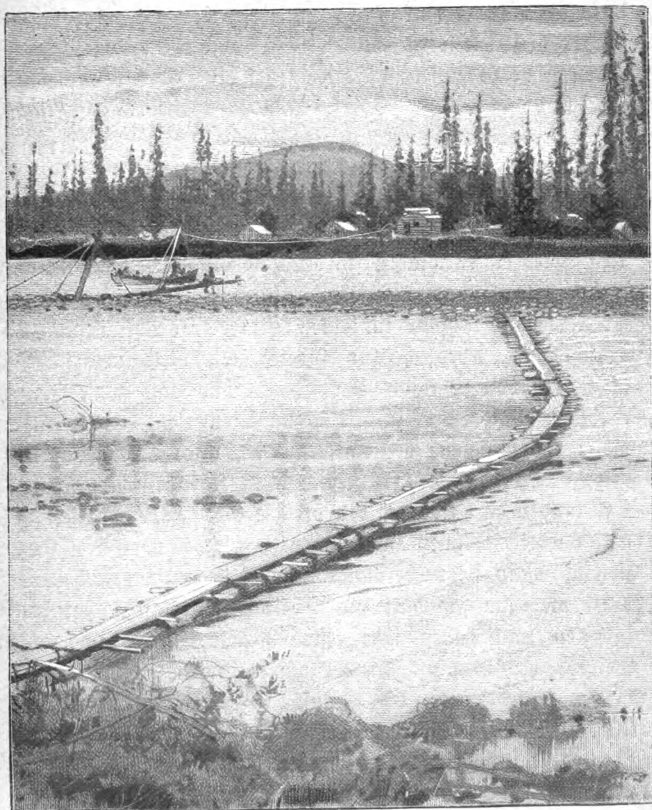
sammenhang mit einer Episode aus seinem Leben hat: Jimmy der Zähe, Buckskin-Müller, Schuster-Braun, der große Aleck, Salzwasser-Jack, Seeräuber-Dick, der Schweine-Peter, der Nigger-Jim und andere noch drastischere Bezeichnungen finden sich. Jack Mc Questen hat das Goldgraben längst aufgegeben, er hat in der Ortschaft Circle City ein Warenlager, das ihm ebensoviel einträgt, als

wenn er Gold graben wollte. Er ist eine populäre Persönlichkeit und gilt für einen Gentleman, weil er kein Blutsauger und Wucherer ist, sondern schon manchem armen Fremdling durch seinen Rat genützt und ihm auf Kredit Waren gegeben hat, damit er in der schrecklichen Winterszeit nicht verhungerte. Er ist an das rauhe und rohe, aber zugleich an Aufregungen aller Art reiche Leben unter den Goldgräbern so gewöhnt, daß er keine Sehnsucht hat, in die Zivilisation zurückzukehren.

Allgemeine Aufregung pflegt im Minendistrikt zu herrschen, wenn die Nachricht von einem größeren Goldfund eingetroffen ist. Die jüngeren und unerfahrenen Leute pflegen dann ungesäumt nach dem Fundorte aufzubrechen, während die älteren genauere Resultate abwarten. Regelmäßiges fleißiges Graben an einer als goldhaltig bekannten Stelle zeitigt gemeinhin gute Ergebnisse, oft aber kommt auch das Glück plötzlich und ganz zufällig. „Pflaster-Georg“ schlug eines Tages sein Zelt auf und grub ein Loch, um den Pfahl zu befestigen; dabei fand er Gold in bedeutenden Massen. Er eilte zum nächsten Kommissar, erwarb die Gerechtsame für den Platz und war in zwei Monaten ein reicher Mann. Die neben ihm arbeitenden Kameraden, die auf die Nachricht von dem Glücksfunde die benachbarten Grundstücke schnell an sich gebracht hatten, fanden so gut wie nichts und waren froh, ihr Leben zu fristen.

Die Hauptstadt dieses Gebietes ist Dawson City, ein elender und greulicher Aufenthalt. Die Straßen sind eben notdürftig abgesteckt, aber selbstverständlich ungepflastert, kotig oder staubig, mit Unrat und leeren alten Blechkannen übersät. Hie und da steht ein roh zusammengeschlagenes Haus, und auch der Geschäftsmittelpunkt, wo der „Palast“ und das „Miners Home“ und andere Kneipen oder „Saloons“ stehen, macht nur einen trübseligen Ein-

druck. Gegen Ende der Saison naht die Erntezeit der Ladeninhaber. Dann kommen die Goldgräber aus ihren



Drahtfähre über den Klondykefluß.

Lagern herbei und bringen den Ertrag ihrer Arbeit, von dem ein erheblicher Prozentsatz sofort in allerlei notwendig gewordenen Ausrüstungsgegenständen für die Heimreise

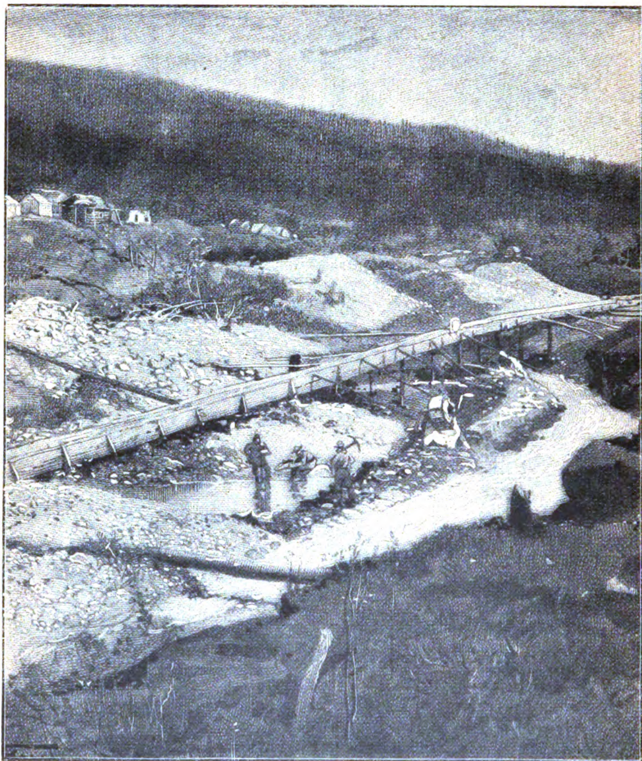
oder für den Winteraufenthalt, oder in den Schenken für Whisky und im Kartenspiel angelegt wird. Es ist die gefährlichste Zeit im Jahr; denn unter dem Einfluß des Alkohols wird der sonst so ruhige und arbeitsame Goldgräber nicht selten zur wilden Bestie, die des besten Kameraden nicht schont, und Bowiemesser oder Revolver spielen ihre Rolle.

Ueber den Klondykefluß führt bei Dawson City eine Drahtfähre, die Ueberfahrt kostet eine Mark, an Sonntagen und nach sechs Uhr abends zwei Mark. Am jenseitigen Ufer hat sich gleichfalls schon eine Ortschaft, eine Art Vorstadt entwickelt, im Walde auf etwas erhöhtem Boden gelegen und entschieden gesünder als Dawson City, wo Fieber und Typhus im letzten Winter arge Verwüstungen anrichteten. Nördlich und südlich von dieser Vorstadt, aber auch von Dawson City selbst, hat man die ertragreichsten Goldfelder in „Vierzigmeilen“ und „Sechzigmeilen“ erschlossen; die Entfernungen sind zu Ortsnamen geworden, wie dies früher auch in Kalifornien geschah. Oft landen dort zwanzig bis dreißig Goldgräber auf selbstgezimmerten Kähnen in Gruppen von zwei oder drei Genossen. Man sieht überhaupt nur selten einzelne Arbeiter; die Leute thun sich dort zur Arbeitsteilung fast immer zusammen und haben ihre festen Regeln, nach denen die Teilung des Gewinstes vorgenommen wird. In Vierzigmeilen wurden am 17. August 1898 an einem Platze 20,000 Dollars Gold innerhalb 24 Stunden gefunden. Nach dem kanadisch-englischen Gesetz gilt eine Grube für verlassen, und das Eigentumsrecht auf dieselbe erlischt, wenn 72 Stunden hindurch in ihr nicht gearbeitet wurde; nach amerikanischer Bestimmung muß in einer Grube nur in gewissen Monaten etwas gearbeitet werden, die übrige Zeit des Jahres hindurch darf sie aber leer und verlassen dastehen, ohne daß das Eigentumsrecht erlischt.



Goldsucher landen in Vierzigmeilen.

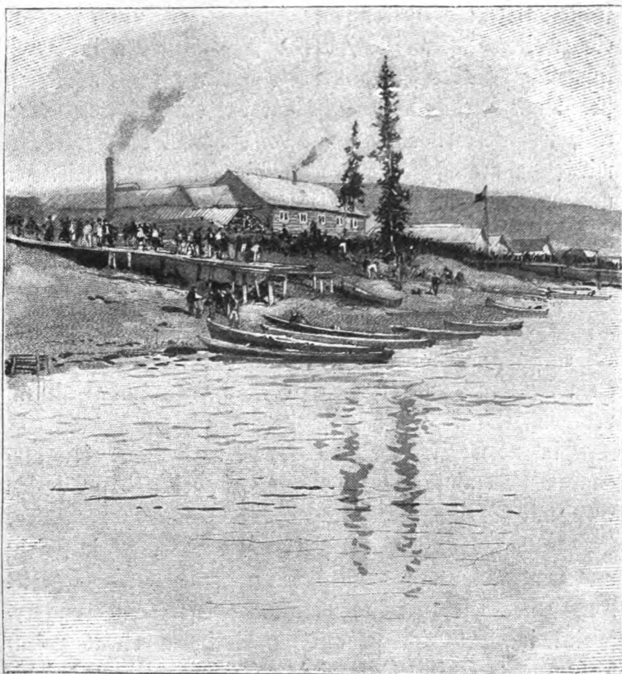
Das einfachste Gerät zum Auswaschen des Goldsandes ist eine gebogene Schüssel, ein erheblich vollkommeneres die Wiege, ein kleiner, länglich viereckiger, deckelloser und



Wasserleitung.

an dem einen schmalen Ende offener Kasten, dessen Boden grobes Tuch bildet, und der, auf Rollhölzern stehend, hin und her bewegt werden kann. Man stellt ihn am Ufer eines Wasserlaufs, mit dem offenen Ende etwas tiefer,

auf; am oberen, höher stehenden Teil ist der Kasten mit einem Gitter versehen, auf welches die goldhaltige Erde mit der Schaufel geworfen wird. Während der Apparat auf den Rollhölzern langsam hin und her bewegt wird,



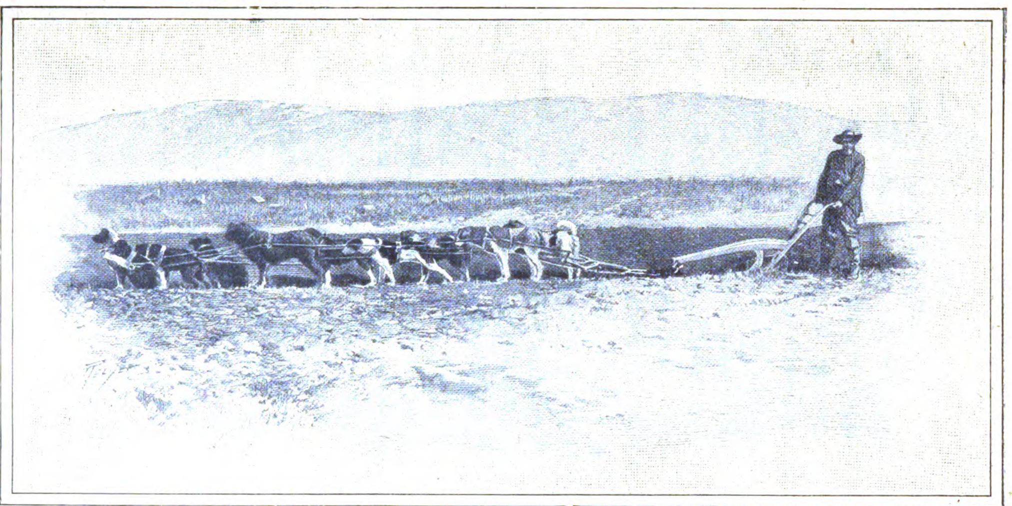
Landungsstelle in Dawson City.

läßt man einen Strom Wasser auf die ausgegrabene, goldhaltige Erde fließen. Der gröbere Kies bleibt auf dem Gitter, der Lehm und Sand fließt als trübe Brühe ab, während die schweren Goldteilchen sich zwischen den Fasern des Tuches am Boden festsetzen.

Neben diesen beiden Apparaten sind noch mehrere andere in Klondyke im Gebrauch, jeder versucht eben das, wovon er sich den meisten Erfolg verspricht; am verbreitetsten ist indes der „Long Tom“, ein langer Kasten mit starkem Fall und am unteren Ende mit einem aus durchlochtem Eisenblech gefertigten Sieb versehen, unter welchem ein zweiter Kasten steht, der durch Holzleisten in Abteilungen geteilt ist. In das obere Gerinne fällt ein Wasserstrahl mit beträchtlicher Kraft auf das eingeschüttete Material, welches fortwährend mit der Schaufel durchgearbeitet wird; dadurch schwemmt man die feineren Partikelchen nach und nach durch das Sieb über den vertieften Boden, und die gröberen Massen bleiben liegen, um von Zeit zu Zeit durchgesehen und endlich entfernt zu werden. Die Wasserleitung, die oft aus beträchtlicher Entfernung das erforderliche Wasser herführt, besteht aus drei Planken, die entsprechend miteinander verbunden werden und einen etwa 30 Centimeter breiten, oben offenen Kanal bilden, der genügenden Fall hat.

Ein norwegischer Reisender, der ebenfalls im vergangenen Sommer Klondyke besuchte, meint, daß Dawson City mit Vorstadt jetzt bereits 35,000 Einwohner zähle. Er erwähnt auch, daß die Goldgräber unter sich in Friede und Eintracht leben, und daß im ganzen Klondykegebiet Recht und Gesetz geachtet werden. Diese Schilderung erscheint im Vergleich zu anderen Berichten etwas rosenfarben. Als feststehend darf jedoch gesagt werden, daß die hartarbeitenden Leute oft treulich zusammenhalten und sich auch gegenseitig helfen, wo es not thut. Andererseits fehlt es an Ausschreitungen, blutigen Händeln, Raub und Mord natürlich auch nicht.

Man meldet beständig von kolossalen Goldfunden und erworbenen Reichtümern. Ein Mann, Namens Bell, kaufte im September 1896 eine Goldfundstelle für 85 Dollars;

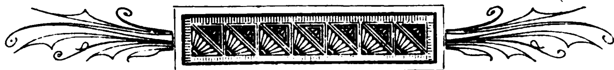


Pflügen mit einem Hundegespann.

er verkaufte dieselbe im März 1897 für 31,000 Dollars an zwei Goldgräber, die 2000 Dollars bar anzahlten und den Rest bereits im Juni abtrugen. In diesem Jahre bot man für den Platz 125,000 Dollars; das Angebot wurde aber nicht angenommen. Ein anderer Platz wurde von einer Genossenschaft von acht Mitgliedern für 5000 Dollars gekauft; sie erzielten in einem Monat 45,000 Dollars. Ein Schotte Macdonald gewann 90,000 Dollars und kaufte für das gesamte Geld Anteilscheine an verschiedenen Gruben. Heute ist er Millionär. Nach dem „Mannheimer Generalanzeiger" haben in diesem Sommer zwei Württemberger jeder an 200,000 Mark gefunden. Das sind Glücksfälle; aber von denen, die Leben oder Gesundheit einbüßen und arm heimkehren, spricht kein Mensch.

In Circle City und Vierzigmeilen giebt es sogar schon schüchterne Versuche, Gärten anzulegen. Gemüse, besonders Rüben, gedeihen in dem kurzen, heißen Sommer recht gut und werden teuer bezahlt. Da Hunde von den Indianern spottbillig zu haben sind, Pferde aber nicht, so sieht man die Gärtner mit Hundegespannen ackern. Es ist ein bescheidenes, aber immerhin erfreuliches Zeichen beginnender Zivilisation, die mit den Goldfunden begonnen hat, diese nordische Einöde in ihren Bereich zu ziehen.





Die Reise nach Italien.

Novelle von **Robert Misch.**

1. (Nachdruck verboten.)

Endlos zog sich der Weg hinaus zum Bahnhof. Der Karren mit den zwei großen Reisekörben machte auf den spitzen Pflastersteinen so seltsame Sprünge, daß der kleine Bursche, der neben der zierlichen jungen Dame das Fahrzeug vor sich her schob, von Zeit zu Zeit keuchend innehielt. Der Schweiß rann ihm trotz des feuchtkalten, nebligen Morgenwindes über das blasse, verhungerte Gesicht, in dem es jedesmal freudig aufleuchtete, wenn er sich dem jungen Mädchen zuwendete.

Es war beinahe noch Nacht. Die sechs Laternen, die der sparsame Magistrat für den halbstündigen Weg zum Bahnhof aufgestellt hatte, hinderten niemand, die schwarze Finsternis und die langsam am Horizont aufsteigende Helle des Firmamentes zu genießen. Dunkle Schatten huschten vorbei, schwarze, rußige Gestalten, Kohlenarbeiter, die sich kaum abhoben von der rußigen Straße, den rußigen Häusern, den rußigen, kahlen Bäumen. Ein kaltes, unfreundliches, schmutziges Bild bot dieser Weg zum Bahnhof wie die ganze Stadt.

Die Uhr auf dem nächsten Kirchturm schlug halb Sechs.

Der kleine Karrenführer hielt wieder inne und ließ die dünnen, in einem blauen Kattunkittelchen steckenden Arme kraftlos sinken.

„Armes Kerlchen, bist müde? Ich will dir helfen," sagte seine Begleiterin sanft und packte kräftig mit an. Nun ging es schneller, da sie gemeinsam schoben.

„Schad, daß Sie weggehen!" sagte der Junge plötzlich, als verkörpere dieser Ausruf den Schlußpunkt einer langen Gedankenreihe.

Ja, nun durfte er dem gütigen, schönen Fräulein keinen Korb mehr ins Theater tragen, was erstens manches Zehnpfennigstück einbrachte und ihm außerdem den Blick in die Zauberwelt der Kulissen erschloß, deren Pforten sich vor ihm, dem Korbträger Fräulein Grete Bennemanns, weit öffneten. Das war mit ihrem Fortgehen nun alles vorbei.

Die junge Dame mochte seine Gedanken erraten haben, denn ihre munteren braunen Augen, die dem blassen, feingeschnittenen Gesicht ein eigenes Leben gaben, blickten ihn mitleidig an.

„Du mußt dich mit mir freuen! Unser Nest hier ist zwar deine Vaterstadt, aber eigentlich ein ganz scheußliches Nest — und gerade so scheußlich ist das Theater. Ich bin so froh, daß ich fortkomme und das alles nicht mehr zu sehen brauche — das Theater und all diese schrecklichen Leute!"

Jetzt tauchten die Lichter des Bahnhofes vor ihnen auf, und wenige Minuten später standen sie im Gepäckraum, wo die Körbe gewogen und aufgegeben wurden. Die junge Dame lohnte ihren kleinen Begleiter ab und legte noch ein Extratrinkgeld für den Abschiedsschmerz darauf, von dem der brave Junge plötzlich stark befallen wurde. Zuletzt schüttelte sie ihm die schmutzigen Hände und gab ihm noch einige Ermahnungen mit auf den Weg.

Die Bahnbeamten steckten die Köpfe zusammen und machten erstaunte Gesichter — ja, man holte sogar den Herrn Stationsvorsteher herbei. Das war doch die Bennemann, die Schauspielerin, die sie alle schon gesehen hatten und die so zurückgezogen lebte. Und jetzt reiste sie plötzlich am frühen Morgen ab, mitten in der Saison? Die Truppe sollte doch bis zum Frühjahr bleiben. Da war etwas nicht in Ordnung.

Grete hörte, wie der Vorsteher halblaut sagte: „Nach Halle fährt sie? Ich wette, die geht ihrem Direktor durch. Na, uns kann's gleich sein."

Grete zog sich leise lachend in den halbdunklen Wartesaal zurück und dachte über ihre Lage nach. Was würden die Ihren daheim sagen, der Bruder und die Schwägerin, wenn sie so kurzerhand, so schnell und kläglich, ohne zu kämpfen und zu streben, die erträumte Bahn zu Ruhm, Glanz und Reichtum wieder aufgab? Genau so schnell wieder aufgab wie ein Jahr vorher ihre verunglückte Gouvernantenlaufbahn. Damals hatten sie die Ungezogenheit und Verlogenheit der Kinder und die spitzen Reden der Dame des Hauses vertrieben. Ganz dasselbe war jetzt wieder der Hauptgrund: spitze Reden und Intriguen, Bosheit und Frechheit der Kollegen. Wie häßlich war doch das alles! Neid, niedrige Gesinnung, nackte Gemeinheit auf allen Seiten.

Aber auch ihre Thätigkeit auf den Brettern hatte ihr keine Befriedigung zu gewähren vermocht. Sie war hergekommen, Herz und Kopf voll von den großen, tragischen Gestalten Schillers, Shakespeares und Goethes — Rollen, die sie bei ihrer Lehrerin in Halle, der langjährigen, beliebten Heldenmutter des dortigen Stadttheaters, studiert hatte. Und nun sollte sie hier in blödsinnigen Possen und Operetten tanzen und singen, weil die angeblich „Kasse" machten.

Der Direktor lachte sie aus, als sie ihm von den Klassikern anfing. Das seien Lückenbüßer an Sonntagnachmittagen für die Schuljugend zu ermäßigten Preisen. Seine Abonnenten, die Familien der Fabrikanten, die Offiziere und die jungen Leute der Stadt, ja selbst die Arbeiter wollten Lustiges sehen oder wenigstens die ganz modernen Stücke.

Einmal spielte sie die Maria Stuart — am Nachmittag für die Schuljugend. Das war ihr schönster Tag gewesen. Aber das Lokalblättchen riß sie herunter, denn der Kritikus protegierte ihre Rivalin, die Salondame, welche die Elisabeth gab, aber vordem die Titelrolle dargestellt hatte.

„Freunden Sie sich mit dem Kritiker an!" hatte ihr der Direktor bedeutungsvoll geraten. „Seinem Vater gehört die Buchdruckerei und die Zeitung; er verkehrt mit den Offizieren und Fabrikanten. Wenn er Sie herausstreicht und Reklame für Ihre klassischen Rollen macht, versuche ich's meinetwegen auch damit."

Der junge Herr lud sie, als sie ihm ihren Besuch in der Redaktion abgestattet, zu einem Souper ein, dem noch mehrere ihrer Kollegen und Kolleginnen, sowie einige Herren aus der Stadt beiwohnen sollten. Sie lehnte aber dankend ab und mußte hinfort spöttische Glossen darüber hören, daß sie sich besser dünke als die anderen. Das Urteil des Rezensenten aber wurde dadurch nicht günstiger — im Gegenteil. So war es gekommen, daß Grete bald alles hier anwiderte: die Kollegen, die Direktion, das Repertoire und der Kunstbetrieb mit den wenigen, überhasteten Proben, das Publikum und diese sogenannte Kritik, die soziale Stellung, die sie als „Komödiantin" hier einnahm, dieses rußige Kohlennest und schließlich sogar die ganze Schauspielkunst selbst.

Nein, sie hatte gar keinen wirklichen Beruf zur Bühne

in sich und wohl auch nicht das Talent, um eine große Carriere zu machen. Ihr schauderte vor dem Gedanken, ewig in dem Provinztheater elend stecken zu bleiben. Was sie hinausgetrieben, war mehr der Drang in die Welt gewesen, die Reiselust, die sie mit ihrem Bruder teilte, die Lust nach Veränderung, nach Neuem und Unbekanntem, das über die gewohnte Familiensphäre hinausragte. Ach, sie hatte diese Lust bitter gebüßt! Wohl ihr, daß sie ein Heim, eine Zufluchtsstätte bei ihrem lieben Bruder Fritz und seinem guten Mariechen hatte, wohin sie sich zurückflüchten konnte!

Die würden schöne Augen machen, wenn sie so plötzlich und unangemeldet ankam. In ihren Briefen hatte sie große Zufriedenheit mit ihrem Beruf und dem ganzen Leben geheuchelt. Sie haßte das unnütze Klagen und wollte die Konsequenzen ihres unüberlegten Handelns schweigend erdulden. Wenn sie an die verblüfften Gesichter dachte, die Fritz und Mariechen unfehlbar machen würden, wenn sie ihnen so plötzlich ins Haus schneite, mußte sie lachen — und das war gut; denn dann stiegen ihr die dummen Thränen nicht auf.

Und jetzt wurden die Thüren geöffnet; sie trat auf den kalten Bahnsteig hinaus, in den der Zug eben einrollte, und dann hinein in einen kalten Wagen dritter Klasse.

2.

Frau Mariechen öffnete selbst, als Grete an der Korridorthür mit dem Schild: „Doktor Fritz Bennemann, Privatdozent" klingelte.

Die kleine Frau stieß einen leichten Schrei aus, als die Schwägerin so unerwartet vor ihr stand und ihr um den Hals fiel. Und dann kam der Doktor, und dann gab es Erklärungen und Küsse und Thränen und beruhigende, milde Worte.

„Laß doch die Thränen! Du hast dich eben getäuscht, was anderen Leuten auch schon passiert ist. Dies Haus ist dein Heim — das weißt du ja, und damit gut!“ sagte der Bruder, der Thränen und Scenen nicht liebte.

„Und daß du uns herzlich willkommen bist, das weißt du auch,“ fügte seine gute Frau hinzu. „Ich bin froh, daß du vom Theater fort bist und auch nicht mehr dazu gehen willst. Die Frau gehört ins Haus. Und eines Tages wird sich ja wohl einer finden, der deinen Ansprüchen genügt.“

Das war ein kleiner Stich, den sich das sonst so gutmütige Frauchen nicht verkneifen konnte. Grete hatte bereits zwei Körbe ausgeteilt: Numero eins an einen älteren Witwer mit zwei Kindern, der Mathematikprofessor am Gymnasium war, den zweiten an einen jüngeren Postbeamten. Der eine war ihr zu alt, der andere nicht hübsch und klug genug.

„Mein Gott, es muß ja keine glühende, himmelhohe Liebe sein wie in den Romanen; aber ein bißchen Interesse wenigstens muß ich doch für meinen Zukünftigen empfinden. Die Ehe als eine bloße Versorgungsanstalt zu betrachten, dazu bin ich mir denn doch noch zu jung. Das liegt überhaupt nicht in meinem Charakter.“

Der Bruder hatte ihr zugestimmt; aber Frau Mariechen konnte es ihr nie so recht verzeihen.

Das altgewohnte Leben wurde nun wieder aufgenommen, und Grete vergaß bald die ausgestandenen Leiden und Kränkungen. Ihren Freundinnen und Bekannten erzählte sie ihre tragikomischen Erlebnisse ganz offen; und man fand die ganze Sache, da sie nun einmal überstanden sei, sehr amüsant. Sie verstand es aber auch, den Humor der Dinge hervortreten zu lassen.

„Wenn Sie das ebensogut schreiben wie erzählen könnten, so würde ich Ihnen raten, Ihre Erlebnisse in feuilleto-

nistischer oder novellistischer Form zu Papier zu bringen," riet ihr ein junger Dozent, der ihren Erzählungen belustigt lauschte. „Es würde nicht nur sehr amüsant werden, sondern auch in sozialer und sittengeschichtlicher Beziehung ein gewisses Interesse erregen."

Wie ein Blitz der Erleuchtung kam es über sie. Ja, das wollte sie: schreiben, etwas schaffen, der Welt mitteilen, was sie fühlte, was sie erlebt und gesehen. Und das Federhandwerk war ihr eigentlich ein wohlvertrautes. Ihrem Bruder diente sie seit langem als Sekretär, als Beraterin und gewissermaßen — sich selbst konnte sie es ja gestehen — als anregende Mitarbeiterin.

Der junge Dozent war halb Fachgelehrter, halb ein Mann der Feder, der mit rein wissenschaftlichen, wie mit populär gehaltenen Schriften viel Glück und Erfolg gehabt hatte. Seine Stellung — in verhältnismäßig jungen Jahren war er Dozent der Kunst- und Kulturgeschichte und stand dicht vor der Ernennung zum außerordentlichen Professor — hatte er hauptsächlich seiner litterarischen Thätigkeit zu verdanken. Seine wissenschaftlichen wie seine populären Aufsätze wurden gern genommen und anständig honoriert. Er mußte zwar Tag und Nacht arbeiten; aber die Frau Sorge blieb wenigstens von seiner Thür fern, dank seinem kleinen Weibchen, das sich als sparsame deutsche Musterhausfrau erwies und aus einem Pfennig zwei machte, ihre Kleider selbst zu nähen verstand und die unglaublichsten Kunstfertigkeiten entwickelte, so daß sich Grete oft darüber lustig machte. Die verstand freilich nichts von solchen Künsten und besaß einen unglaublichen Leichtsinn in Bezug auf das Geldausgeben, so daß ihrer Schwägerin manchmal eine Gänsehaut über den Rücken lief.

„Schade, daß deine Schwester nicht als Millionärin zur Welt gekommen ist," meinte sie oft.

„Oder als Mann; dann würde ich Millionär werden," erwiderte die junge resolute Dame lachend.

Die beiden Schwägerinnen vertrugen sich übrigens ausgezeichnet miteinander, so daß das Haus des jungen Dozenten als ein Muster und Idyll gepriesen wurde. Das „Paradies" nannte es Professor Wetzold, ein alter Junggeselle und besonderer Protektor seines jungen Kollegen.

Aber auch dies Paradies war wie sein biblisches Vorbild nicht ohne die Schlange. Es war kein irdisches Wesen, diese Schlange; sie nistete tief im Herzen der beiden Geschwister und hieß die Sehnsucht nach der Ferne, dem Unbekannten — prosaischer: Reiselust benannt.

Dieser Zug nach dem Neuen und Unbekannten war die hauptsächlichste Ursache für die verunglückte Theaterexkursion Fräulein Gretens gewesen. Bei ihrem Bruder äußerte sich jener Drang in einer krankhaften Sehnsucht nach Rom und Italien, das den hauptsächlichsten Inhalt seiner geschichtlichen und klassischen Studien bildete, und das er doch noch nie, so klar es ihm auch vor der Seele stand, mit seinen leiblichen Augen erblickt hatte.

Es war wie eine Krankheit, die ihn Tag und Nacht quälte und ihm keine Ruhe ließ. All diese Orte, die er aus tausend Abbildungen kannte, deren geschichtliche Entwickelung, deren Bewohner und Kunstschätze er genau erforscht, nun endlich selber zu sehen, das war der Traum seiner Nächte, aber, wie es schien, vorläufig ein unerreichbares Ideal. Mittellos, wie er war, hatte er seine häusliche Einrichtung auf Kredit nehmen müssen, so daß er bisher gar keine Ersparnisse hatte machen können. Die Möbel waren jetzt zwar beinahe abgezahlt, und der junge Dozent konnte nun endlich freier aufatmen; aber für Italien reichte es noch immer nicht. Auch wollte er nicht wie ein gewöhnlicher Hochzeits- und Vergnügungsreisender

das schöne Land in vier, fünf Wochen durchfliegen. Lieber wartete er noch einige Jahre, bis er die Professur erhalten hätte und ihm vielleicht von der Regierung oder der Akademie eine Beihilfe zu einer wissenschaftlichen Studienreise gewährt würde.

Da rückte Grete plötzlich einige Zeit nach ihrer Rückkehr mit einem kühnen Plane hervor — so kühn, daß das junge Ehepaar anfangs ganz starr war, als sie ihn beim Frühstückstisch entwickelte. Der Doktor hatte seinen beiden Damen gelegentlich einer Zeitungsnotiz über einen neuentdeckten Raffael in irgend einem italienischen Palazzo eine kleine kunsthistorische Abhandlung zum besten gegeben, die mit dem Stoßseufzer schloß:

„Ja, ja, jeder reich gewordene Heringskrämer kann sich das ansehen. Ich dagegen werde wohl grau und alt werden, ehe ich dazu komme — wenn es überhaupt je geschieht."

„Hör, Fritz, ich habe eine Idee," sagte die Schwester und blickte ihn unternehmend an. „Wenn du willst, können wir alle drei nach Italien gehen, ohne daß es uns mehr kosten soll als das Leben hier zu Hause."

Er blickte sie verblüfft an. „Wieso? Ich verstehe dich nicht . . ."

„Hör nur zu! Du giebst einfach deine Wohnung auf, stellst deine Möbel auf den Speicher, leihst dir darauf noch ein paar hundert Mark . . . jeder Pfandleiher giebt dir das gerne — und dann leben wir ein ganzes Jahr in Italien, wo es billiger ist als in Deutschland, wenn man sich nur einzurichten versteht."

„Was denn — wie denn? Ich kann doch nicht auf ein Jahr von hier fortgehen . . . meine Vorlesungen —"

„Du nimmst einfach so lange Urlaub, um wissenschaftliche Studien zu machen. Das wird man dir zweifellos bewilligen."

„Ja, aber ... wir können doch nicht zu dritt ... dazu haben wir doch kein Geld!“

„Unsinn! Wenn du es gescheit anfängst ... Wir sind jetzt im März. Mitte August beginnen die Ferien. Bis dahin ist dein Buch über das römische Familienleben längst beendet und hoffentlich auch schon verkauft. Das bringt doch einige tausend Mark. Wenn du bis dahin noch einige kleinere Arbeiten fertig stellst und alles zusammenrechnest, und wir recht, recht sparsam leben, kommt ein ganz stattliches Sümmchen heraus. Wir sehen uns im Fluge die oberitalienischen Seen, Venedig und Mailand an und ziehen dann über Florenz nach Rom. Dort längerer Aufenthalt — sagen wir drei Monate. Du kannst alles aufs genaueste studieren und daneben noch arbeiten, um die Reisekasse immer wieder zu ergänzen. Stoff genug hast du ja dann. Soviel man auch schon über Rom geschrieben hat, ein Gelehrter wie du findet immer neue Ausbeute. Uebrigens will auch ich etwas dazu verdienen. Ich habe neulich einige Feuilletons über meine Theatererlebnisse geschrieben — heimlich, unter fremdem Namen. Da sieh — heute früh hat sie ein Berliner Blatt angenommen, das sie mir sehr anständig honoriert. Ich schreibe dann italienische Reiseberichte in satirisch-humoristischer Form ... das findet mehr Anklang als die übliche Verhimmelung.“

Der Doktor saß stumm und starr da, noch ganz geblendet von der verlockenden Aussicht, die ihm seine Schwester plötzlich eröffnete. Frau Mariechen sagte ebenfalls kein Wort; sie blickte nur gespannt von ihrem Gatten zur Schwägerin und von dieser wieder zu ihm. Diese Grete hatte doch wirklich Einfälle, auf die kein anderer Mensch kam.

Ermutigt durch dies Schweigen, das für eine halbe Zustimmung gelten konnte, fuhr die junge Dame lachend

fort: „Da sitzt ihr nun beide und starrt mich an, als ob ich verrückt sei. Wenn man wie ihr thatlos die Hände in den Schoß legt und darauf wartet, was das Schicksal bringt, kommt man freilich zu nichts. Man muß es meistern. Daß Italien billiger ist als Deutschland, weiß jedes Kind. Wenn wir unsere hiesige Wohnung aufgeben, so brauchen wir dort sicher nicht mehr als hier. Natürlich führen wir in Rom eigene Wirtschaft. Dort erhält man drei Zimmer mit Küche für ein Spottgeld, hat man mir erzählt. Die Köchin, die wir hier anstandshalber halten müssen, ersparen wir auch. Denn natürlich kochen Mariechen und ich selber, damit wir doch etwas zu thun haben, wenn du im Vatikan, in den Museen und alten Tempeln herumstudierst ... Kurz, wir leben famos und billig, du stillst deine Sehnsucht, und schließlich kehren wir Anfang nächsten Sommers wieder nach Deutschland zurück. Nun, was sagst du dazu, fratello mio?"

„Ich sage, daß — daß du den Satan im Leib hast. Aber es geht nicht, es geht doch nicht, so plausibel es auch klingt."

„Eure Gründe, Signore?"

„Die will ich dir ein andermal auseinander setzen ... jetzt muß ich ins Kolleg."

„Schön! ... Ich verlange auch gar nicht, daß du gleich Ja und Amen sagst. Ueberlege es dir, und je länger du es dir überlegst, je plausibler wird es dir vorkommen." —

Grete kannte ihren Bruder genau. Die Saat, die sie ausgestreut, faßte langsam Wurzel in seiner Seele, so abenteuerlich ihm auch anfangs der Plan erschienen war. Es gärte und wühlte in ihm; er kam immer wieder darauf zurück, um es immer wieder zu verwerfen. Er fragte seine Freunde um Rat, und sie fanden die Idee ganz vernünftig. Wenn man es auf diese Weise machte, wenn er sicher auf die Erträgnisse seiner Feder zählen könne —

und schließlich lebte er zum Teil ja auch jetzt schon von diesen und nur zur Hälfte von den Kollegiengeldern — so ließe sich nichts dagegen einwenden.

Und so willigte er denn eines schönen Tages ein.

Frau Mariechen wurde es etwas ängstlich zu Mute bei dem Gedanken, ihre schöne, saubere Einrichtung zusammenpacken und auf den Speicher stellen zu müssen. Es grauste ihr davor, in die weite, fremde Welt hinauszufahren. Sie dachte an die kalten Hotelzimmer, an den Schmutz in den italienischen Häusern, von dem sie so viel gehört und gelesen ... All das Fremde, Dunkle und Unbekannte machte ihr ebensoviel Furcht, wie es ihrer kecken, übermütigen Schwägerin Freude einflößte.

Es war also beschlossene Sache, daß man zum nächsten Herbst die heimischen Zelte abbrach und nach dem Süden übersiedelte.

3.

Die große Neuigkeit verbreitete sich bald in den Universitätskreisen, daß Bennemanns zu dritt auf längere Zeit nach Italien reisen wollten. Auf der Straße redete man sie daraufhin an: „Nun, Sie treffen wohl schon alle Vorbereitungen? Wann geht es denn los?“ All ihre Bekannten, Damen wie Herren, sprachen und rieten und fragten so viel, daß sich die Familie hätte schämen müssen, von dem Reiseplan wieder abzustehen, selbst wenn sie Lust dazu gehabt. Aber der vorher so bedenkliche Doktor war jetzt Feuer und Flamme, daß nun endlich der Traum und die Sehnsucht seines Lebens in Erfüllung gehen sollten. Mit großem Eifer wurden alle Vorbereitungen getroffen. Die Wohnung war pünktlich zu Michaelis gekündigt worden, und der junge Gelehrte legte in größter Eile die letzte Hand an sein Buch. Allerdings, er mußte es etwas überhasten. Er hätte sich unter anderen Umständen mehr Zeit zur Ausarbeitung des letzten Teiles gelassen, hätte

die Anfangskapitel wohl auch noch einmal umgeschrieben und noch verschiedene neue Bücher und Entdeckungen verwertet, für die er jetzt keine Zeit mehr fand. Indessen, es mußte auch so gehen, und er konnte ja bei einer hoffentlich bald nötigen Neuauflage das Versäumte nachholen. Natürlich war er fest davon überzeugt, daß sein alter Verleger in Leipzig, der den Plan des Buches genau kannte und ihn dazu ermutigt, ja schon mehrfach gemahnt hatte, es recht bald fertig zu stellen, daß dieser ihm das Werk aus der Hand reißen würde.

Ohne solch feste Zuversicht hätte er sich auf diese italienische Reise, die trotz Gretens Rechenkünsten natürlich Mehrausgaben verursachte, während sie ihn um einen Teil seiner sicheren Einnahmen brachte, gar nicht eingelassen. Neben seinem Buch noch wie früher kleinere Arbeiten zu schreiben, populär gehaltene Plaudereien für Tageszeitungen, die man ihm stets willig abnahm, dazu fand er jetzt leider keine Zeit mehr. Und so fielen auch diese Einnahmen fort.

Dafür sparte man nun ganz außerordentlich im Hause des jungen Dozenten. Man zog sich gänzlich von allem Verkehr zurück; Frau Mariechen besuchte und gab keine Kaffeekränzchen mehr, sie versagten sich Angenehmes und Nötiges; der Hausherr rauchte nicht mehr, und — o Wunder! — die Damen sparten selbst an den Toiletten. Sogar die Köchin, eigentlich „Mädchen für alles“, war entlassen worden — schon aus dem Grunde, damit man sich daran gewöhne, im fremden Lande die Küche selbst zu besorgen.

Wenn Frau Mariechen in ihrer sanften Art klagend ausrief: „Mein Gott, wir haben so schön und friedlich gelebt; jetzt hat man gar kein Vergnügen mehr,“ dann pflegte ihr die Schwägerin lachend zu erwidern:

„Du leidest um eine große Sache. Denk an deinen Mann! Du wirst später reichlich dafür entschädigt werden.“

„Ich fürchte," erwiderte die kleine blonde Frau mit bedenklich hochgezogenen Augenbrauen, „daß das Vergnügen nur ein sehr mäßiges sein wird."

„Nun, der Mensch reist doch nicht bloß zu seinem Vergnügen ..."

„Wozu sonst?"

„Wozu? Aber Mariechen! ... So spricht eine Professorstochter und -gattin! Zum Studium, um Welt und Menschen kennen zu lernen."

Worauf sich Frau Mariechen seufzend abwendete: „Ich könnte existieren, ohne sie kennen zu lernen. Ach Gott, wenn wir doch erst wieder glücklich in Halle säßen!"

Fräulein Grete nahm den geschäftlichen Teil der Angelegenheit in die Hand. Sie ordnete alles mit dem Spediteur und trieb auch einen Geschäftsmann auf, der — in aller Heimlichkeit natürlich — Geld auf die Möbel leihen wollte — allerdings viel weniger, als sie gedacht. Denn die Möbel, meinte der vorsichtige Handelsmann, seien zum Teil alt und ramponiert, die neuen aber nicht viel wert.

Das stimmte in der That. Seiner beschränkten Mittel halber hatte Doktor Bennemann einen Teil davon auf Auktionen zusammengekauft. Die Möbel aber, die er auf Abzahlung erworben hatte, waren, da sie billig sein sollten, und der Verkäufer auf die kreditierte Summe starke Gewinnprozente aufschlug, ziemlich minderwertig. Das war eine kleine Enttäuschung, und man beschloß, sie dadurch auszugleichen, daß man erst Mitte September statt Mitte August auf Reisen ging. Auf diese Weise nützte man die bis zum 1. Oktober bezahlte Wohnung länger aus. Im Jahre vorher war man schon im Juli in eine kleine thüringische Sommerfrische gereist, diesmal mußte man die Sommergluten, die schon Ende Juni einsetzten, in der heißen Stadtwohnung geduldig ertragen. Voll

Wehmut sah Frau Mariechen ihre Freundinnen mit Kind und Kegel, Sack und Pack aus der dunstigen Atmosphäre in die kühlen Wälder Thüringens abreisen, von wo sie begeisterte Ansichtspostkarten schrieben, aus denen ein leises, spöttisches Bedauern für alle diejenigen herausleuchtete, die es nicht so gut hatten.

Doch auch dies ging vorüber; und nun kam endlich das Schwerste an die Reihe: das Verpacken der ganzen behaglichen Einrichtung. Aber jetzt stellten sich plötzlich ganz unerwartete Rechnungen ein, an die kein Mensch vorher gedacht. Es hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, Bennemanns gingen auf mehrere Jahre von Halle fort, kämen vielleicht gar nicht mehr wieder. Jeder Geschäftsmann, dem sie etwas schuldig waren — Schneider, Schuster, Wäschelieferant, Leute, die sonst noch monatelang gewartet, die man sonst so nach und nach mit Teilbeträgen befriedigt — wollte jetzt plötzlich und dringend sein Geld haben, so daß die Reisekasse bedenklich zusammenschmolz. Aber es mußte sein. Der Privatdozent konnte unmöglich die Stadt verlassen, ohne seine sämtlichen Schulden bezahlt zu haben.

Grete, als die Mutigste von den dreien, tröstete ihren Bruder damit, daß ja das Werk endlich fertig und bereits in den Händen des Verlegers sei. Davon allein könnte man sorgenlos ein ganzes Jahr leben. Einige kleinere Arbeiten stünden auch noch aus, und so sei ja alles in bester Ordnung.

Endlich rückte der Tag der Abreise heran. Der Urlaub war bewilligt, die Abschiedsbesuche waren gemacht worden. Die Möbel wurden abgeholt, die Koffer — man nahm natürlich möglichst wenig mit — wurden verladen. Mit einem Gefühl, das halb freudige Erwartung, halb wehmütiges Bedauern war, stieg die Familie in den Wagen, der sie zur Bahn bringen sollte. Der Doktor

aber schüttelte bedenklich sein gelehrtes Haupt, als er die Brieftasche musterte, in der er nahe dem Herzen seine Banknoten, die Reisekasse, aufbewahrte.

Man landete zuerst nach einer herrlichen Reise durch die Schweiz und den Gotthard am Comersee, wo man bei Cadenabbia, gegenüber von Bellaggio, in einer kleinen Pension abstieg. Nach der harten Arbeit der letzten Wochen fühlten alle drei das dringende Bedürfnis nach Ruhe am Busen einer schönen Natur, die sie hier, am schönsten Teile des herrlichen Sees, auch fanden. Florenz, die nächste Station, würde ihnen mit seinen reichen Kunstschätzen schon wieder geistige Strapazen bringen, denen sie sich jetzt noch nicht gewachsen fühlten.

Ein wenig teuer kam dem guten Doktor, nach deutschbürgerlichen Verhältnissen gemessen, der Pensionspreis vor. Aber Grete, die das Geschäftliche natürlich in die Hand genommen, versicherte ihm, daß sie so lange mit dem Besitzer unterhandelt hätte, bis er beinahe grob geworden sei. Im übrigen lebten sie dafür auch sehr gut — zu gut, meinte der Doktor, dem zwei Fleischspeisen zum Gabelfrühstück und fünf bis sechs Platten zur Hauptmahlzeit viel zu viel waren, und der sich auch nur schwer an diese neue Zeiteinteilung gewöhnen konnte.

Sie schwelgten in den Schönheiten der Natur, befuhren den See nach allen Richtungen, kletterten auf die Berge und staunten die südliche Pracht der immergrünen Gewächse und die Blüten an, die daheim schon längst verweht waren. Bekanntschaften wollten sie für die kurze Zeit nicht erst machen. Es waren in ihrem Hotel auch nur einige kranke Mummelgreise beiderlei Geschlechts vertreten, zu denen sie sich nicht sonderlich hingezogen fühlten.

Grete war ein merkwürdiger Herr aufgefallen, der irgendwo in der Nachbarschaft hauste und immer da auf-

tauchte, wo sie spazieren ging oder im Boot und Dampfer fuhr. Anscheinend war es ein Engländer nach Gesichtsschnitt, Kleidung und ganzem Auftreten: lang, schlank, hellblond, mit kurzem, bis zum Ohr reichendem Backenbärtchen. Dieser stumme Verehrer im Radfahrkostüm, der nie einen Versuch machte, sie anzusprechen, sich ihr vorstellen zu lassen oder sie auch nur zu grüßen, der nur stets „da" war — „Zeitgenosse" nannte ihn die Uebermütige in Gedanken — machte ihr außerordentlichen Spaß. Die unverkennbar bewundernden Blicke seiner hellblauen Augen belohnte und erwiderte sie mit einem koketten Lächeln. Sie hatte während ihrer Selbständigkeit als Gouvernante und Schauspielerin so traurige Erfahrungen kecker Zudringlichkeit der Männerwelt gemacht, daß ihr diese stumme, scheue Verehrung außerordentlich wohl that. Und sie ertappte sich, wenn sie einen kleinen Ausflug machte, zuweilen bei dem Gedanken: Werde ich meinen Engländer heute sehen?

Wenn der Doktor wegen der Kosten unruhig wurde und darauf hinwies, daß seine Reisekasse immer mehr zusammenschmolz, beruhigte ihn seine Schwester damit, daß nun jeden Tag die Nachricht von der Annahme des „Römischen Familienlebens" eintreffen müsse. Das Honorar dafür, über das sich der Gelehrte bereits vorher, bei der Uebersendung der ersten, schon im Frühjahr dem Verleger überreichten Hälfte des Werkes, mit diesem geeinigt hatte, reichte ja hin, um sie ein ganzes Jahr aller Geldsorgen zu entheben. Da jener Teil den vollen Beifall des Geschäftsmannes gefunden hatte, würde ihm sicher auch der Schluß gefallen. Fritz solle nur Mut haben und eine gewisse Sorglosigkeit; nur so könne man das Leben genießen und Großes erreichen.

— — — — — — — — — — — —

Heute war ein ganz besonders schöner Tag. Frau

Mariechen fühlte sich ermüdet, und der Doktor arbeitete. So benutzte denn Grete allein das herrliche Sonnenwetter zu einem längeren Spaziergang am Ufer des Sees, von dem sie mit geröteten Wangen und strahlenden Augen nach Hause kam. Sie fand ihren Bruder in tiefster Verzweiflung vor. Wie ein Wahnsinniger rannte er im Zimmer umher, während Mariechen in einer Ecke saß und still vor sich hin weinte.

„Um Gottes willen, was giebt es denn?"

„Da — lies!"

Grete griff ängstlich nach dem Brief, den ihr der Bruder vorwurfsvoll hinhielt. Es war ein Schreiben des Leipziger Verlegers, in welchem er dem Gelehrten mitteilte, daß nach dem Urteil der Sachverständigen und seinem eigenen Dafürhalten die zweite Hälfte des Werkes nicht die Erwartungen erfülle, die der erste Teil erweckt habe. Es sei darin eine gewisse Ueberhastung deutlich zu erkennen. Wichtige Artikel seien ganz skizzenhaft ausgearbeitet, ohne Benutzung der neuesten Ergebnisse der Forschung. Und nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, auch vom rein populär-litterarischen merke man dem Buche die Flüchtigkeit an. Er vermisse sogar die sonst gewohnte stilistische Feinheit. Auf der einen Seite enthielten diese Kapitel Wiederholungen, während anderes wiederum vergessen oder nur oberflächlich berührt sei. Kurz, so schloß diese Unglücksepistel des Verlegers, er bedaure lebhaft, das Werk in dieser Form nicht acceptieren zu können. Der Doktor möge jetzt oder nach seiner Reise die zweite Hälfte des Buches einer gänzlichen Um- und Ueberarbeitung unterziehen und ihm mitteilen, wohin er das Manuskript senden solle.

Grete starrte stumm vor sich hin. Das war die Basis, auf der sie ihr Reiseluftschloß aufgebaut hatte. Stürzte diese Grundlage ein, so sah es böse um sie aus. Ihr

Bruder hatte seine Kollegien, zunächst für das Winterhalbjahr, abgesagt, hatte seinen Urlaub für ein ganzes Jahr in der Tasche und seine Wohnung aufgegeben. Zurück konnten sie nicht mehr; sie hätten sich nur lächerlich gemacht. Auch wäre das Zurück, ohne daß es ihnen sonderlich geholfen hätte, nur mit noch größeren Ausgaben verknüpft gewesen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als abzuwarten und hier zu bleiben.

Der Doktor hatte wohl schon ähnliche Gedanken in seinem Kopfe herumgewälzt, denn er sagte plötzlich bitter: „Nun, was sagst du dazu? Jetzt hilf weiter, du kluge Ratgeberin!"

„Du schreibst dem Verleger ganz einfach, daß du seinem Wunsche entsprechen und die Umarbeitung vornehmen willst. Er möchte dir aber derweil die erste Hälfte honorieren und diese als Pfand zurückbehalten. Du brauchtest das Geld jetzt gerade sehr nötig."

„Das wäre sehr schön, wenn ich nicht noch von früher her im Vorschuß bei ihm säße," sagte der Doktor verlegen.

„Du — Vorschuß?"

Frau Mariechen wendete erstaunt ihr thränenüberströmtes Antlitz um.

„Nun ja," fuhr der Doktor fort, „um die Restschuld auf die Möbel zu tilgen. Woher hätte ich denn sonst das Geld nehmen sollen? Ich habe es euch nicht gesagt, weil . . . nun, weil mir die Sache damals nicht so wichtig vorkam."

„Gleichviel," sagte die optimistische junge Dame schnell, „du schreibst ihm einige freundliche Zeilen; vielleicht thut er doch noch einmal seine milde Hand auf. Thut er es aber nicht, so läßt du dir das Manuskript kommen oder, noch besser, an unseren Freund Reuter in Halle schicken, der es dann einem anderen Verleger sendet. Du

hast mir doch erzählt, daß ein Berliner Verlag dich schon wiederholt um eine größere Arbeit deiner Feder ersucht habe. Gieb sie der Konkurrenzfirma und deute das deinem Leipziger Verleger an; vielleicht wird er dann weich."

Der Doktor schaute sie erstaunt an, dann lächelte er mit einem gewissen Aufatmen. Das war doch ein Schimmer von Hoffnung.

„Nun, das läßt sich hören, wenn es auch nicht gerade sehr edel ist. Um Rat bist du doch nie verlegen. Aber bis sich das entschieden hat, ist meine Kasse leer. Diese Pension hier, die mir viel zu teuer und vornehm ist, frißt meine paar Kröten schnell auf."

„Nun gut ... du hast ganz recht. Wir müssen eigene Wirtschaft führen, dann können wir besser sparen. Drum schlage ich vor, wir gehen direkt nach Florenz. Dort in der großen Stadt bekommen wir leicht zwei bis drei möblierte Zimmer mit Küche. Dort kannst du die Museen besuchen, arbeiten, studieren und das übrige in Ruhe abwarten."

„Abwarten! Wovon — womit? Meine Kasse ist beinahe leer," rief der Doktor verzweifelt.

„Nun, so kann ich aushelfen," sagte Grete triumphierend, während sie sich an dem Erstaunen der Ihren weidete. „Ich will euch nur verraten, daß ich mir im Laufe des Sommers etwa dreihundert Mark durch meine Feder verdient habe. Ich wollte sie eigentlich für mich verwenden. Jetzt, wo Not am Mann ist, opfere ich sie natürlich auf dem Altar der allgemeinen Reisekasse."

Der Vorschlag wurde hin und her beraten, von allen Seiten betrachtet und schließlich einstimmig angenommen. Frau Mariechen begnügte sich natürlich damit, alles gut zu finden, was ihr Gatte wollte. Sie hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie am liebsten in Halle in ihrer gemütlichen Wohnung geblieben wäre.

So reiste man denn schon am übernächsten Tage nach Florenz ab; und es kam Greten so vor, als ob sie den langen Engländer auf irgend einer Station zu Gesicht bekommen hätte. Indessen ein Engländer gleicht schließlich so sehr dem anderen, daß sie annahm, sie habe sich wohl getäuscht. Wie hätte er auch gerade in denselben Zug gelangen sollen? —

Das Wohnungfinden in der schönen Arnostadt hatte sie sich freilich leichter und einfacher vorgestellt, als es war. Der möblierten Zimmer und Wohnungen gab es nicht allzu viele, und sie waren teuer. Da sich der Doktor bei seinen zweifelhaften Aussichten durchaus nicht darauf einlassen wollte, tiefer in den Beutel zu greifen — die leichtsinnige Grete plaidierte natürlich für die schönste Wohnung, die sie zu Gesicht bekamen —, so war die Auswahl nicht sehr groß. Man nahm zwei Zimmer nebst Alkoven und Küche, die sich um Mittag, als sie gemietet wurden, leidlich hell ausnahmen, aber die übrige Zeit, wie sich bald herausstellte, stockfinster waren, so daß man vormittags, nachmittags und natürlich auch abends Gas brennen mußte, was die Kosten wesentlich erhöhte.

Der Fußboden war nach italienischem Landgebrauch aus roten Steinen und strömte eisige Kälte aus. Einige kleine, alte Fetzen, die die Vermieterin mit dem stolzen Namen Teppiche belegte, brachten einen etwas wärmeren Ton in diese steinerne Oede. Einen großen Teppich, der den ganzen Boden bedeckte, hatte diese wackere Signora Greten zwar hoch und heilig versprochen; aber natürlich hielt sie, wie es des Landes so der Brauch, nicht Wort — unter immer neuen Vorwänden, um die man in dem gesegneten Italien ja nie verlegen ist.

„Weißt du," sagte Grete am Tage nach dem Einzug — der Doktor war in die Uffizien geeilt und schwelgte dort in Renaissance — „weißt du, Mariechen, daß diese

ganze Bude mir nach Motten, Wanzen, Flöhen und sonstigem Ungeziefer zu riechen scheint. Es kam mir heute nacht so merkwürdig vor ... ich habe bloß vor Fritz nichts sagen wollen."

Frau Mariechen ließ ihr deutsches Hausfrauenhaupt mit einem Zuge tiefster Resignation um die Mundwinkel gebrochen sinken. Aus jeder Miene sprach der stumme Vorwurf: „Deine Schuld ... du hast uns hierher geführt."

Im Salon — „Salotto" nannte ihn die Signora mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Stolz und vornehmer Würde — standen sogar ursprünglich drei Sofas. Aber sie schienen hochbetagt, und ihr äußeres Gewand zeigte nicht ganz jene Sauberkeit, die eine deutsche Hausfrau von ihren Möbeln zu verlangen pflegt. Wie denn überhaupt auf allem, was diese Wohnung beherbergte, stets eine dicke Staubschicht lag, die selbst Mariechens kräftigen Säuberungsversuchen widerstand. War der Steinboden oder das ganze schmutzige Haus daran schuld — wer weiß es? Die Treppen betrat Frau Mariechen nur mit hochgeschürzten Röcken und einem Gefühle des tiefsten Widerwillens.

Auf gleichem Niveau standen die Ofen- und die Küchenfrage, deren Lösung sich die beiden Damen täglich aufs neue angelegen sein ließen, ohne jedoch ganz hinter das große Geheimnis zu kommen. Nur im Salon, der zugleich ihr Eß- und des Doktors Arbeitszimmer wurde, stand ein kleines Oefchen, das jedoch bloß mit Holz geheizt werden konnte. Grete behauptete, daß dies nur an den geraden Tagen der Woche möglich sei; aber er rauchte auch an den ungeraden. Und da jetzt ziemlich kalte Tage einsetzten, so fror man in dem schönen Sonnenlande, wie man erbärmlicher nie gefroren hatte.

Noch schlimmer erging es ihnen mit Herd und Küche, trotzdem die Signora, die einen Stock tiefer hauste, diesen

Herd als die Krone und die Vollendung aller Herde pries. Er ähnelte in seiner Konstruktion ungefähr denen, die Dürer und die altdeutsche Schule uns in ihren Bildern so anschaulich abgeschildert haben.

„Gemalt würde er sich ja auch sehr schön machen," meinte Grete, „aber zum Kochen wäre mir ein moderner, deutscher, blitzblanker Sparherd lieber."

Noch drastischer drückte Frau Mariechen ihre Verachtung aus; sie nannte ihn einfach ein „antikes Ungeheuer" und forderte — etwas noch nie Dagewesenes — ihren Gatten eines Tages zornbebend auf, seine kulturhistorischen Studien über die Küche der alten Römer daran zu machen.

Auch mit dem Einkauf der notwendigen Lebensmittel war das so eine eigene Sache. An sich waren sie ja gar nicht teuer, aber Grete verstand nichts von der Kunst des billigen Kaufens, und mit ihrem Italienischen stand es auch nur so so; während Frau Mariechen, die zwar in die Wissenschaft des Einkaufs tief eingedrungen war, leider nur wenige Brocken der schönen Sprache Dantes und Petrarcas kauderwelschte. Infolge davon schienen sich alle Höker und Geschäftsleute von Florenz zu einem geheimen Bunde vereinigt zu haben, den fremden „Tedesche" die doppelten Preise abzunehmen. Den Gatten und Bruder konnte man aber doch unmöglich damit behelligen. Die Zeit, die er nicht an seinem Schreibtisch verbrachte, widmete er natürlich den Kunstschätzen, den Bauten und Altertümern der Arnostadt.

Im übrigen wartete man auf die Antwort des Berliner Verlegers, dem man das Manuskript übersendet; denn der Leipziger hatte von einem neuen Vorschuß vor Empfang des umgearbeiteten Werkes nichts wissen wollen.

Die Kasse schmolz unterdes immer mehr zusammen, da sie zwar täglich in Anspruch genommen wurde, aber nur wenig in sie hineinfloß, sintemalen von den kleineren

Arbeiten des Doktors zwei zurückkamen und nur eine angenommen wurde. Wie denn das Geschick gerade dann die Hand fest zuzuschließen pflegt, wenn man es am allernötigsten hat, und sie erst dann wieder öffnet, wenn dies nicht mehr der Fall ist. Der Doktor verschloß mannhaft seine Sorgen in sich; aber er wurde täglich bleicher, und manchmal sträubten sich ihm die Haare auf dem Kopfe. Frau Mariechen aber stand mit dem Gedanken auf und ging mit ihm zu Bette: „Ach, wären wir doch nie in dies furchtbare Land gekommen, oder säßen wir erst wieder daheim!"

Auch Grete, die leichtsinnige, übermütige Grete, wurde täglich ernster und nachdenklicher und zergrübelte sich ihr schlaues Weiberhirnchen nach einem Ausweg. Sie hatte zu arbeiten angefangen, um auch für ihr Teil zum Unterhalte der Familie beizutragen, die durch ihre Schuld, durch ihren Leichtsinn in eine so verzwickte und bedrängte Lage geraten war. Aber es ging ihr nicht recht vorwärts. Sie mußte ihrer Schwägerin beim Einkaufen und Kochen helfen, da man nur für die groben Arbeiten eine alte Frau angenommen hatte, die täglich bloß wenige Stunden kam.

Auch waren die Zimmer zu kalt und ungemütlich; sie konnte nicht so recht in Stimmung kommen wie daheim in ihrem gemütlichen Mädchenstübchen. Und dann fühlte sie eine eigentümliche Unruhe in sich. Sie hatte ein Geheimnis vor ihren Angehörigen, das ihr Herz in lebhafte Wallung brachte; aber eine befremdliche Scheu hielt sie ab, mit Fritz oder Mariechen davon zu reden.

Es war keine Täuschung gewesen; der geheimnisvolle Engländer war ihr wirklich nachgereist und folgte ihr, wenn sie allein oder mit den Ihren spazieren ging, wie ein Schatten. Niemals versuchte er eine Annäherung; er sah sie nur stets mit bewundernden Blicken scheu aus

der Ferne an. Sie wußte nicht, ob sie darüber lachen, ob sie sich freuen oder ärgern solle. Aber dieser schlanke, hübsche Mann mit seinen stumm bewundernden Blicken beschäftigte sie lebhaft. Tag und Nacht mußte sie jetzt an ihn denken. Hätte er sie angesprochen, so wäre dieser eigentümliche Zauber vielleicht zerstört worden; wahrscheinlich würde sie sich solche Annäherung auch energisch verbeten haben. Sie nahm sich das wenigstens vor, kam aber nie dazu, diesen Vorsatz auszuführen, da er ihr keine Gelegenheit dazu gab.

Die Verhältnisse nahmen jetzt eine ernsthafte Wendung. Auch der Berliner Verleger lehnte ab, aus denselben Gründen wie sein Leipziger Kollege. Die erste Hälfte des Werkes gefiele ihm ausnehmend, die zweite sei flüchtig gemacht und bedürfe einer völligen Umarbeitung. Wenn diese vollendet sei, erbäte er sich das Manuskript von neuem. Den Vorschuß, den der Gelehrte forderte, um sie in Ruhe vornehmen zu können, verweigerte auch er. Darauf ließe er sich prinzipiell nicht ein.

Sie lebten schon seit einiger Zeit von Gretens Ersparnissen; aber auch diese gingen jetzt rapid zu Ende. Mit der Billigkeit Italiens war es nicht so weit her. Das Gas, das in der dunklen Wohnung fast den ganzen Tag brennen mußte, und die Heizung kosteten viel Geld. Ueberhaupt, so ging es nicht weiter. Der Gelehrte war schon drauf und dran, einigen befreundeten Kollegen brieflich seine prekäre Lage zu schildern und sie um Hilfe zur Rückkehr nach Deutschland anzugehen.

„Bin ich erst einmal da, fühle ich wie Antäus wieder den Mutterboden unter meinen Füßen, so werde ich mir schon über die schreckliche Periode weghelfen,“ sagte er in solch mutlosen Stunden.

Seine Energie hatte ihn ganz im Stich gelassen. Er besuchte die Sammlungen nicht mehr und arbeitete auch

nichts, da die Sorgen ihn nicht dazu kommen ließen. Wie Iphigenie „das Land der Griechen mit der Seele suchte“, so begehrte er jetzt nur heim.

Grete stellte ihm die Blamage vor; denn der Grund ihrer vorzeitigen Rückkehr könne unmöglich ein Geheimnis bleiben, wenn man sich an die Hallenser Freunde wende. Nach längerem Nachsinnen, und nachdem sie der Gatte wiederholt aufgefordert, endlich auch mit einem Vorschlag herauszurücken, meinte Frau Mariechen weinerlich:

„Nun, ich habe doch diese Reise wahrhaftig nicht gewünscht. Ich wäre am liebsten in Halle geblieben und —“

„Hätte zweimal in der Woche meinen Kaffeeklatsch besucht mit Schokolade, Schlagsahne und Napfkuchen,“ unterbrach sie der Gatte rauh. „Nun sind wir aber doch einmal in Florenz, und vielleicht fällt dir auch etwas ein, wenn du dir den Kopf zergrübelst.“

Frau Mariechen wurde dunkelrot und blickte ihren Gatten vorwurfsvoll an. Aber die gute Seele konnte nicht lange zürnen.

„Ich habe mir schon was ausstudiert für den äußersten Notfall,“ sagte sie schnell.

„Nun, der dürfte doch eigentlich schon gekommen sein. Also —?“

„Meine Mutter —“

„Mein Gott, die alte Dame hat ja selbst nichts.“

„Nun, sie könnte ihre Pension verpfänden oder etwas auf ihre Möbel leihen. Damit reisen wir zurück und ziehen auf einige Monate zu ihr, bis du im Frühjahr wieder deine Vorlesungen eröffnest. Derweil kannst du dort dein Buch in Ruhe umarbeiten, und später zahlen wir ihr das Geld für die Reise und den Aufenthalt so nach und nach zurück.“

Alle drei schwiegen. Die kleine Frau hatte das Richtige getroffen. Auf diese Weise konnte man ohne Blamage

und Aufsehen unbemerkt zurückkehren und die Zeit bis zum Frühjahr sorgenlos verleben. Der Doktor dachte still nach, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer umherspazierend. Er schwankte. Italien so zu verlassen, ohne es eigentlich kennen gelernt zu haben, das kam ihm feige vor. Er verglich sich mit einem Krieger, der vor der Schlacht flieht. Einmal fort aus diesem Lande, würde er Rom nicht so leicht wiedersehen. Jahre harter Arbeit und heißen Ringens konnten vergehen — noch dazu eine Familienvergrößerung im Bereiche der Wahrscheinlichkeit lag —, ehe ihn sein Stern wieder hierher führte, wenn es überhaupt noch einmal geschah.

Dieselben Gedanken schienen auch Grete zu bewegen, und sie gab ihnen offenen Ausdruck:

„Ich will euch mal was sagen, Kinder ... im letzten Moment kommt immer was Gutes. Das ist mein Aberglaube. Man muß es nur abwarten und die Flinte nicht zu früh ins Korn werfen. Das mit der Schwiegermama, das kann immer noch geschehen ... das läuft uns nicht fort. Mein Rat ist der: du telegraphierst an Glaser & Comp. Es ist keine sehr vornehme Firma, und sie zahlt auch vielleicht nicht so viel wie die anderen; aber sie nimmt dein Buch sicher für ihren populär-wissenschaftlichen Verlag und stößt sich gewiß nicht an der zweiten flüchtigen Hälfte. Du brauchst ja nur für die erste Auflage abzuschließen und kannst später das Buch nach der Umarbeitung deinem alten Verleger übergeben.“

„Wenn ich auch wollte,“ sagte der Doktor erregt, „wir haben ja nicht mehr so lange zu leben, bis sich das entschieden hat.“

„Du machst eine umgehende Entscheidung zur Hauptbedingung und bis dahin — versetzen wir.“

Frau Mariechen wurde ganz bleich und konnte einen leichten Aufschrei nicht unterdrücken. Ihr, der korrekten

Hausfrau und Professorstochter, kam das wie eine bürgerliche Entgleisung, wie ein Herabsteigen aus ihrer Gesellschaftsklasse vor.

Der Doktor lächelte flüchtig. In seinen Adern rollte das Blut seiner leichtsinnigen Schwester. Außerdem gedachte er manchen Pfandzettels, mit dem er sich als Student und wohl auch noch als junger Dozent über eine gähnende Leere im Portemonnaie hinweggeholfen hatte.

„Wir haben deine goldene Uhr und Kette, dito die meine, dito Mariechens — mein goldenes Armband mit Türkisen, Mariechens Brautring mit dem Brillanten, Mariechens —"

„Um Gottes willen, hör auf!" rief diese erschrocken.

„Das giebt ein ganz schönes Sümmchen," schloß Grete so ruhig, als handle es sich um die alltäglichsten Dinge.

Und als wolle der Himmel, dessen Hilfe im letzten Moment Grete vorausprophezeit hatte, den Doktor beeinflussen, die Flinte noch nicht ins Korn zu werfen, brachte in diesem Moment die Frau des Portiers einen Brief, in dem ein Journal die Annahme einer kleineren Arbeit mitteilte und anfrug, wohin sie das Geld senden solle.

Dieses Himmelszeichen konnte man unmöglich in den Wind schlagen. Man beschloß also, nach dem Vorschlag Gretens zu handeln. Wie immer that ihr Bruder, was sie wollte; und was der Doktor wollte, darein willigte auch seine Gattin.

Man setzte sich telegraphisch mit Glaser & Comp. in Verbindung und stellte eine gewisse Honorarforderung und eine gewisse Frist für die Entscheidung auf. Glaser & Comp. teilten umgehend durch einen eingeschriebenen Brief mit, daß sie es sich zur Ehre schätzten, mit einem so namhaften Autor in Verbindung zu treten, daß sich über die Höhe der verlangten Summe wohl eine Einigung würde

erzielen lassen, daß aber die verlangte Entscheidungsfrist verlängert werden müsse, da sie jetzt in der Weihnachtszeit mit Arbeiten und Geschäften überhäuft seien.

Da dem Gelehrten nichts anderes übrig blieb, so mußte er darauf eingehen. Das Manuskript des Buches wanderte also durch Vermittelung des Hallenser Freundes, an den es zurückgeschickt worden, an Glaser & Comp.

4.

Da nun wieder etwas Geld im Hause, und die Hoffnung aufs neue erweckt war, und sich noch dazu das rauhe Wetter plötzlich besserte, verlebten die drei Reisenden das Weihnachtsfest im fremden Lande ziemlich vergnügt. Grete und Mariechen putzten zum Heiligabend heimlich ein kleines, fremdländisches Nadelbäumchen auf, man aß und trank lukullisch und beschenkte sich sogar mit einigen billigen Kleinigkeiten. Während der Feiertage speisten sie in einem Restaurant. Der Doktor zeigte den Damen einige interessante Merkwürdigkeiten der Stadt, wobei ihnen verschiedenemal der Engländer über den Weg lief, so daß der Dozent die ebenso neue wie tiefsinnige Bemerkung machte: „Diese Engländer trifft man doch überall."

Aber auch diese lustigen Tage gingen vorüber. Es wurde wieder kalt und regnerisch, ohne daß man genügenden Schutz dagegen fand, denn die Oefen rauchten noch immer und wurden schneller kalt als warm.

Auch sonst wurde es wieder trübe um sie und in ihnen. Aufs neue schmolz das bißchen Geld zusammen, und noch immer war die endgültige Entscheidung nicht da, so daß eines Nachmittags, an einem grauen und kühlen Tage, der sich in nichts von einem häßlichen, trüben Wintertage Norddeutschlands unterschied, Grete nach dem Monte di Pietà trabte, wie in Italien die schöne Einrichtung des öffentlichen Leihhauses benannt wird. In einer kleinen

Seitengasse war es belegen, und auf ihre Fragen wies man sie in einen großen Raum, in dem hinter einigen Schaltern die Beamten saßen. Einem von ihnen legte sie ihre Siebensachen vor. Der Mann wog und prüfte die Pretiosen aufs genaueste.

Als sich Grete zufällig umschaute, sah sie den Engländer hinter sich, der sie erstaunt und mitleidig musterte. Sie fühlte, wie sie rot wurde und ihr langsam Thränen der Scham und des Zornes aufstiegen. Mit welchem Recht war er ihr nachgeschlichen? Sie schleuderte ihm einen wütenden Blick zu, den er aber nicht zu bemerken schien, denn er trat schnell an den Schalter heran, zog einen Ring vom Finger und legte ihn ebenfalls dem Beamten zur Prüfung vor.

„Das kann ja vorkommen," sagte er dabei wie tröstend mit angenehmer Stimme und angenehmem Lächeln zu Grete, und zwar im schönsten Hochdeutsch, das nur eine leichte sächsische Färbung hatte.

„Was — Sie sind kein Engländer?" rief Grete erstaunt, alles übrige vergessend.

Im nächsten Augenblick hätte sie sich auf den Mund schlagen mögen, daß sie ihm dadurch deutlich verraten, welche Aufmerksamkeit sie ihm gewidmet.

Er that aber nicht, als fiele ihm das besonders auf, sondern sagte nur mit ritterlich-verbindlichem Wesen, als stünden sie sich nicht im Leihhaus, sondern im Ballsaal eines Fürstenschlosses gegenüber: „Ein sehr guter Deutscher und ein Sachse sogar, wie gnädiges Fräulein gewiß bemerken."

„Ich bemerke gar nichts," entgegnete Grete, die sich unterdes gefaßt hatte. „Ich finde es sehr unzart von Ihnen, mir hierher zu folgen, mein Herr."

„Ich . . . ich bin Ihnen nicht gefolgt, mein Fräulein," stammelte der junge Mann verwirrt. „Ich war im Be-

griff ... das kann ja vorkommen ... mir ist auch das Geld ausgegangen, und da habe ich natürlich auch etwas versetzen wollen, und da —"

„Ach, versuchen Sie doch nicht, sich auszureden! Sie sind uns ja schon von Cadenabbia hierher gefolgt," platzte Grete unvorsichtigerweise heraus.

„Sie haben es also bemerkt?" rief er entzückt.

„Nun ja ... freilich ... das fällt einem doch schließlich auf ..."

„Das heißt, ich bin Ihnen gar nicht gefolgt. Ich wollte auch nach Florenz ... das ist doch die gewöhnliche Tour ..."

Sie wurden jetzt beide aufgerufen, um das Geld in Empfang zu nehmen, wobei Grete den Namen des sächsischen „Engländers" oder englischen Sachsen in der italienischen Aussprache des Beamten nicht recht verstehen konnte. Der Ring des jungen Sachsen mußte übrigens ziemlich kostbar sein, denn der Beamte schob ihm jetzt eine ansehnliche Summe hin, die er unbesehen und ohne weiter nachzurechnen in die Tasche steckte. Dann gingen sie zusammen hinaus, als ob das ganz selbstverständlich sei, trotzdem sie doch noch wenige Minuten vorher nie ein Wort miteinander gewechselt hatten.

Eine Weile wanderten sie schweigsam nebeneinander. Wie auf Verabredung richteten sich ihre Schritte, statt ihrem Hause zu, nach dem Arno.

Grete schien mit einem Entschluß zu kämpfen, und er wartete ruhig ab, bis sie zu sprechen anfing — ganz glücklich, an ihrer Seite gehen zu dürfen.

„Was müssen Sie von uns denken?" sagte sie endlich stockend, da ihr gerade nichts Besseres einfiel.

Eigentlich wollte sie von ihm reden. Sie hätte gar zu gern erfahren, wer und was er sei, und ob er den Ring wirklich aus Not oder nur ihretwegen versetzt hatte,

weil er ihr nun einmal nachgegangen war und sein Benehmen bemänteln wollte.

„Mein Gott, was soll ich denken?“ entgegnete er in seiner ruhigen, angenehmen Art. „Es kann jedem Menschen passieren, daß sein Geld zu spät und er dadurch in Verlegenheit kommt. Selbst Millionären soll das schon begegnet sein.“

„Ach ja, gewiß ... Sie sind sehr gütig!“ stotterte Grete, der wieder nichts Besseres einfiel, der aber das Herz schwer wurde bei dem Gedanken, daß es sehr zweifelhaft sei, ob für sie eine Geldsendung so bald eintreffen würde, daß sie wie die Abenteurer dem Zufall preisgegeben seien, und daß dies alles sehr traurig wäre.

Sie war doch sonst ein so tapferes Mädchen. Aber fühlte sie nun die Schuld und Verantwortung für das italienische Abenteuer auf ihren schwachen Schultern lasten, oder verwirrte sie die Gegenwart des Engländers — ach so, er war ja ein Sachse — kurz, sie fing jämmerlich zu heulen an.

Der junge Landsmann suchte sie zu trösten und ergriff in der Verwirrung ihre beiden Hände; und sie lehnte sich in derselben Verwirrung unter heftigem Schluchzen einen Augenblick an seine Schulter. Aber nur einen ganz kleinen Augenblick — dann wich sie scheu zurück. Sie waren sich ja beide noch nicht einmal vorgestellt. Diese unter Kulturmenschen so notwendige Zeremonie war natürlich unter den eigentümlichen Umständen von beiden Seiten total vergessen worden.

Grete trocknete sich mit der taschentuchbewehrten Rechten ihre Augen, während er ihre Linke noch immer tröstend drückte — der gute, gute Mensch! Sie fühlte darum auch ihr Vertrauen zu ihm immer mehr wachsen; und in einem impulsiven Drange nach Mitteilung an eine teilnehmende Seele erzählte sie ihm, wenn auch stockend und

abgerissen und von seinen aufmunternden Fragen unterbrochen, die ganze Geschichte ihrer italienischen Reise — von den ersten Plänen und der ersten Ausführung bis zu der gräßlichen Verlegenheit, in der sie sich augenblicklich befanden.

Herr Franz Lemcke — sie stellten sich nun auch einander vor — benahm sich höchst taktvoll und ritterlich. Er faßte die Sache von der humoristischen Seite auf und schilderte ihr, wie sie nun ihr Lebenlang nicht mehr die schöne Arnostadt würden verlassen können, oder sie müßten denn per Schub an die Grenze gebracht werden. Schließlich hatte er seinen Zweck erreicht; das junge Mädchen lachte wieder harmlos und vergnügt.

Natürlich erzählte auch er, was ihn hierher geführt, und weshalb er sich in Geldverlegenheit befinde. Grete drohte zwar lächelnd mit dem Finger; aber er versicherte mit treuherziger Miene, es sei zwar richtig, daß er ihr nachgegangen sei, aber er hätte das bewußte Lokal heute oder morgen doch aufsuchen müssen. Er sei Kaufmann, Buchhalter, hätte zu seiner Ausbildung und weil man ihn dort gut bezahlte, einige Jahre in England, in London und Manchester gelebt, daher sein Aeußeres ein wenig verengländert sei, wenn er auch sonst ein guter Deutscher geblieben. Er wäre dann nach Deutschland zurückgekehrt und hätte dort eine neue Stellung angenommen, die er aber aus triftigen Gründen vor kurzem wieder aufgegeben. Da seine Nerven etwas angegriffen seien, wolle er die Mußezeit, bis sich ihm etwas anderes böte, und einige Ersparnisse dazu benutzen, sich das schöne Italien anzusehen. Vielleicht fände er hier irgendwo eine Stellung. Das Geld sei ihm nur zufällig ausgegangen, da er versäumt hätte, sich rechtzeitig etwas nachschicken zu lassen.

„Für ein Jahr oder, wenn ich recht sparsam lebe, noch

etwas länger reicht es schon noch aus. Dann heißt es freilich, wieder tüchtig an die Arbeit gehen."

Und dann waren sie auf Italien, auf seine Natur, seine Kunstschätze und Menschen zu sprechen gekommen. Herr Lemcke, trotzdem er nur ein einfacher Kaufmann war, verriet Sinn und Verständnis für die Kunst, eine reiche Belesenheit, eine gewisse ideale Weltanschauung und so gesunde, vernünftige Ansichten, daß Grete in immer größeres Erstaunen geriet, dem sie schließlich auch Ausdruck gab.

Er lächelte sanft. „Sie stellen sich unsere Kaufleute, wie mir scheint, alle als ungebildete, materielle Menschen vor, die für nichts weiter Interesse haben als für ihre Geschäfte. Warum soll ein Kaufmann nicht auch etwas mehr verstehen als doppelte Buchführung und den Kurszettel?"

„Nicht doch! Ich kenne selbst sehr nette und gebildete Kaufleute. Aber Sie — Sie haben so merkwürdige Kenntnisse ... Sie wissen wirklich viel mehr als ich ... und ich habe doch das Lehrerinnenexamen gemacht und bilde mich durch meinen Bruder fort."

„Nun, wenn es Sie beruhigt ... ich habe einige Semester Philosophie studiert und auch etwas Kunstgeschichte und dergleichen brotloses Wissen. Aber ich mußte dann aufhören und Kaufmann werden ..."

„Warum?" fragte Grete neugierig. „Reichte das Geld nicht weiter zum Studium?"

Herr Lemcke lächelte. „Ganz recht, so etwas Aehnliches war es. Uebrigens kann ich nicht sagen, daß ich es bereut habe. Ich fühle mich ganz glücklich. Ich habe ein schönes Stück Welt kennen gelernt und auch die geistigen Interessen nicht vernachlässigt. Als Kaufmann sieht man die Welt, wie sie wirklich ist."

Die plötzlich hereinbrechende Dunkelheit machte das plaudernde Pärchen darauf aufmerksam, wie spät es schon

geworden sei. Sie hatten das Enteilen der Zeit gar nicht bemerkt. Grete lief jetzt mit schnellen Schritten ihrer Wohnung zu, und er begleitete sie natürlich. Ehe sie sich verabschiedeten, erbat er sich die Erlaubnis, seine Aufwartung bei ihren Verwandten machen zu dürfen. Vielleicht könne er ihnen irgendwie nützlich sein, und Landsleute sollten in der Fremde zusammenhalten.

Grete machte zwar anfangs ein erstauntes Gesicht, fand es aber dann sehr liebenswürdig von ihm, daß er die auf so merkwürdige Weise entstandene Bekanntschaft in eine ehrsame Familienbeziehung umwandeln wollte. Sie bat sich seine Adresse aus, um ihm Mitteilung zu machen, ob ihr Bruder damit einverstanden sei. Dann trennten sie sich mit einem herzlichen Händedruck.

Ganz merkwürdig — sie hatte das Gefühl, als sei ihre Lage gar nicht mehr so trostlos, als würde sie bei diesem fremden Menschen, der doch selber nur ein armer Teufel war, Rat und Hilfe finden. Zu Hause war man bereits ängstlich, daß ihr etwas zugestoßen sei; der Bruder empfing sie mit Vorwürfen. Sie gab ihm das empfangene Geld und rückte nach und nach mit ihrem kleinen Abenteuer heraus.

Der Gelehrte, der in Bezug auf neue Bekanntschaften etwas pedantisch war, fand die ganze Sache wenig „korrekt". Unmöglich könnten sie den Herrn nach dem Vorausgegangenen empfangen. Uebrigens sei er selbst gar nicht in der Stimmung und Lage, neue Bekanntschaften zu machen. Das könne für später, wenn man daheim wieder in seiner bürgerlichen Ordnung sei, zu sehr unangenehmen Konsequenzen führen.

Grete lachte ihn aus und nannte ihn einen richtigen Philister. Sie seien nun einmal mitten im Zigeunerleben, also solle er die Dinge nehmen, wie sie lägen.

„Wenn du übrigens nicht gestatten willst, daß er hier

bei uns verkehrt, so werde ich außer dem Haus mit ihm zusammenkommen."

„Aber Grete — wie du sprichst!" rief Frau Mariechen erschrocken.

„Nun ja ... ich bin nicht so philiströs wie ihr. Er gefällt mir recht gut, und ich habe so wenig Unterhaltung, das Leben, das wir hier führen, ist so immens langweilig ..."

„Daran bist du doch selbst schuld! Du hast uns doch in die Patsche gebracht," rief der Gelehrte ärgerlich.

Schließlich willigte er aber doch ein und schrieb auf Gretens Bitten einige höfliche Zeilen an den Landsmann, daß er sich freuen würde, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Am anderen Tage stellte sich Herr Lemcke zur Besuchsstunde in feierlichem Schwarz ein. Nach der ersten Verlegenheit — die Vorfälle des vergangenen Tages wurden natürlich von beiden Seiten unerwähnt gelassen — gefiel man sich gegenseitig sehr gut. Der Doktor, der in ein kunstwissenschaftliches Gespräch mit Herrn Lemcke geraten war, gab wiederholt seiner Verwunderung Ausdruck, so viel Verständnis und positives Wissen bei einem praktischen Kaufmann zu finden, und lud ihn zuletzt ein, an ihrem frugalen Mittagsmahl teilzunehmen. Grete hatte in weiser Voraussicht für ein reichhaltigeres Menü gesorgt. Am Nachmittag machte man einen gemeinschaftlichen Spaziergang und beendete dann den fröhlichen Tag im Kaffeehaus.

Für den nächsten Tag wurde wieder ein kleiner Ausflug verabredet und programmgemäß ausgeführt. Man war nun schon näher miteinander bekannt, und Herr Lemcke rückte jetzt mit einem Vorschlag heraus. Das italienische Gasthausessen sei seinem deutschen Magen schon ganz zuwider; er würde glücklich sein, deutsche Haus-

mannskost speisen zu können. Ob man ihn nicht als Pensionär, wenigstens für das Mittagsessen annehmen wolle? Ueber den Preis würde man sich ja wohl einigen. Frau Mariechen blinzelte ihrem Gatten zu und meinte, daß sie sehr gerne bereit sei, ihn als Mittagsgast zu verköstigen, wenn ihm damit ein Gefallen geschähe. Der verblüffte Doktor stammelte etwas, das wie eine Zustimmung klang, und Grete sagte gar nichts. Sie wurde nur dunkelrot.

Als der junge Landsmann gegangen war, setzte Frau Mariechen auseinander, daß ihr das Pensionsgeld sehr zu statten käme. Für eine weitere Person zu kochen, mache ihr nicht wesentliche Mehrkosten. Von dem Gelde, das Herr Lemcke zahlen würde, könne sie beinahe das ganze Mittagsessen für die Familie bestreiten.

Grete meinte zwar, er sei selbst ein armer Teufel, dem man nicht zu viel abverlangen dürfe, hatte aber sonst nichts gegen den Plan einzuwenden. Schließlich einigte man sich auf eine gewisse Summe, die etwa dem entsprach, was der junge Mann in einem Restaurant auszugeben gezwungen sei.

So wurde denn Herr Lemcke ständiger Tischgast bei seinen Landsleuten, und beide Teile schienen sich wohl dabei zu befinden. Die Damen fanden eine lang entbehrte Unterhaltung und Zerstreuung, die ihnen der mit seinen Arbeiten und Studien beschäftigte Gelehrte nicht gewähren konnte, der übrigens auch mit jedem Tage mehr Wohlgefallen an dem neuen Hausfreund fand.

Herr Lemcke führte die Damen spazieren, er zeigte ihnen die Sammlungen und Kunstschätze der schönen Arnostadt in jener Weise, wie sie Damen und Dilettanten zu genießen lieben, die sich von dem wissenschaftlichen und eingehenden Studium des Gelehrten natürlich wesentlich unterschied. Der Doktor arbeitete fieberhaft und hatte

auch das Glück, einige kleinere Arbeiten über Florenz gut unterzubringen, so daß er der nächsten Zukunft mit gehobenem Mute entgegensah. Die Stimmung der ganzen Familie verbesserte sich überhaupt merklich, seitdem Herr Lemcke in ihren Kreis getreten war; und Frau Mariechen gab dieser Meinung auch in ihrer naiven offenen Art einen lauten Ausdruck. Der junge Kaufmann munterte mit seinem frischen, heiteren Wesen die Damen immer wieder auf, wenn sie, so fern der Heimat und unter so unerwünschten Umständen, melancholisch oder mutlos werden wollten.

Das Mittagsessen gestaltete sich übrigens bedeutend üppiger, seit Herr Lemcke daran teilnahm. Er hatte Frau Mariechen unter vier Augen erklärt, daß die geforderte Summe viel zu niedrig sei, und diese Summe freiwillig erhöht, was freilich ein Geheimnis zwischen den beiden blieb. Auch brachte er ihnen Früchte, Naschwaren und Delikatessen mit, um den Tisch reichhaltiger zu machen. Grete schalt ihn oft lächelnd einen Verschwender. Und eines Tages, als er ihr bei einem Spaziergang eine Schachtel jener feinen überzuckerten Früchte kaufte, in deren Herstellung die Italiener so Vorzügliches leisten, hielt sie ihm eine längere ernste Strafpredigt darüber. Es war in den Cascinen, dem schönen öffentlichen Parke der Arnostadt, wo dies Gespräch stattfand.

„Unter den Umständen, in denen Sie sich befinden, ist es geradezu ein Verbrechen, solch leichtsinnige und unsinnige Ausgaben zu machen,“ schloß sie ihre Rede.

„Für wen soll ich denn sparen?“ fragte Herr Lemcke achselzuckend.

„Für wen? Für Ihre Zukunft. Sie wollen sich doch wahrscheinlich einmal —“

Sie stockte und wurde blutrot. Schweigend schritten sie nebeneinander her unter den immergrünen Gewächsen.

Als sie jetzt in einen schmalen, unbelebten Seitenweg einbogen, sagte er langsam: „Sie thun sehr unrecht daran, mein Fräulein, mich für einen Verschwender zu halten. Ja, wenn ich für ein geliebtes Wesen sparen dürfte!... Aber an so etwas darf ein armer Angestellter wie ich gar nicht denken.“

Das junge Mädchen schaute betroffen auf. „Weshalb?“ fragte sie zögernd.

„Nun — ist ein Mädchen heutzutage hübsch, jung und aus guter Familie, so strebt sie nach Glanz und Stellung und will einen reichen oder vornehmen Mann. — Ich habe traurige Erfahrungen gemacht, mein Fräulein,“ fuhr er mit leiser Stimme fort, und über sein sonst so fröhliches Antlitz huschten ernste Schatten. „Liebe, pah!... das giebt's heutzutage nur noch in Heyseschen Novellen.“

„Mag sein! Aber die Männer machen's auch nicht besser. Die wollen auch nur reiche Mädchen heiraten.“

Er lachte leicht auf und streifte sie mit einem eigentümlichen Seitenblick, der ihr wiederum die jähe Glutröte ins Antlitz trieb. Merkwürdig, daß sie heute gar nicht mehr aus dem Rotwerden herauskam. Sie ärgerte sich darüber, und daß sie sich in ein so verfängliches Gespräch mit ihm eingelassen. Ihn schien das gerade zu freuen, denn seine eben noch so ernsten Züge heiterten sich sichtlich auf, und ein ironisches Lächeln umschwebte seine Mundwinkel. Wahrscheinlich hielt er sie nicht für besser wie so manche ihrer Geschlechtsgenossinnen, die für Toiletten und Luxus den erstbesten Mann in Kauf nehmen. Trotz und Uebermut regten sich in ihr. Wenn er das von ihr annahm, wollte sie ihm mit einer Antwort dienen, die er —

„Nun, dann bilde ich also eine Ausnahme,“ sagte Herr Lemcke. „Ich nähme ein Mädchen, das ich gern hätte, wenn sie auch so arm wäre wie eine Kirchenmaus,

trotzdem ich selbst nichts besitze als meinen Kopf und meine Hände zur Arbeit. Aber gestatten Sie mir die Gegenfrage: Würden auch Sie einen armen Teufel —?"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht," unterbrach sie ihn schnell.

„So thun Sie es einmal! Uebrigens glaube ich Ihnen das nicht. Jedes Mädchen hat doch sein heimliches Ideal, seine Wünsche und Hoffnungen, von denen es in einsamen Stunden träumt."

Er streifte sie mit einem warmen Blick seiner großen blauen Augen, der ihr tief ins Herz drang und es ängstlich schlagen machte. Aber der kleine Dämon des Trotzes und Uebermutes, der in ihr wohnte, bekam bald wieder die Ueberhand. Sie wäre kein Weib gewesen, wenn sie der Frage, die er zu thun im Begriff stand, nicht schon längst entgegengesehen hätte. Aber seine Verachtung ihres Geschlechtes, seine Zweifel an ihr mußten bestraft werden. Warum fragte er sie so auf Umwegen und nicht geradezu?

„Nun gut," sie lachte hell auf, „auch ich habe geträumt wie andere Mädchen; aber mein Ideal ist von dem Ihren wesentlich verschieden. Wenn man, wie ich, mitten im Leben gestanden und gesehen hat, wie schwer es ist, da vergeht einem die Lust am Hungern. Ein Mann, der nichts hat, der wäre nicht mein Fall."

„Nun ja — Sie wollen eine gesicherte Existenz, einen tüchtigen Mann, der arbeitet und erwirbt. Das ist berechtigt."

„Würde mir absolut nicht genügen," entgegnete sie. „Wenn man so lange im Schatten gelebt hat, sehnt man sich nach Licht und Glanz zu den Auserwählten und Glücklichen. Reich möchte ich sein, genießen will ich, was ich so lange entbehren mußte. Und da wir Mädchen das nur auf dem Wege der Ehe erreichen können, so will ich einen reichen Mann oder gar keinen."

„Auch wenn Sie ihn nicht liebten?“

„Auch dann.“

Seine Miene verfinsterte sich. Eine Weile schritt er wortlos neben ihr; dann sagte er leise: „Sie haben ganz recht, mein Fräulein. Warum sollten Sie eine Ausnahme bilden? Die Liebe ist nur eine Illusion, eine Phantasmagorie, ein Krankheitssymptom, das wieder verschwindet, wie es gekommen ist. Millionen Ehen und Menschen existieren ohne sie. Diamanten, Sammet und Seide und eine Equipage sind freilich reellere Dinge. Man hat sie, oder man hat sie nicht.“

„Der Meinung bin ich auch,“ sagte Grete, während es schelmisch um ihre Mundwinkel zuckte. „Das ist die Hauptsache ... der Mann nur ein Nebending, das man mit in den Kauf nimmt. Mir wäre es gleich, ob er dumm, alt und häßlich oder buckelig, lahm und krumm ist. Wenn er nur ein bis zwei Millionen hat, mag er sogar ein rechtes Scheusal sein.“

War es diese Uebertreibung selbst oder der Ton ihrer Worte, der ihn aufblicken ließ in ihre lachenden Augen? Da ging es wie ein Aufleuchten über sein Antlitz; und plötzlich faßte er ihre Hand, zog sie an seine Lippen und preßte einen glühenden Kuß darauf.

„Sie dummer, lieber, kleiner Kindskopf! Sie liebes, süßes Mädchen!“

Und dann zog er ihren Arm fest unter den seinen und flüsterte ihr leise zu, während sie ihr lieblich errötendes Antlitz verwirrt zu Boden senkte: „Will sich das kleine Mädchen lustig über mich machen? Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Auf die Equipage und die Diamanten müßten Sie freilich verzichten. Aber wenn Sie einen Mann wollen, der Sie lieb hat und für Sie arbeiten und sogar“ — er lachte leise — „für Sie sparen will, dann nehmen Sie mich, wenn Sie mich nur ein bißchen gern haben!“

Grete sagte gar nichts, aber ihre Augen schienen ihm genug zu sprechen, denn er zog sie fest an sich und küßte sie auf Stirn und Lippen. Dann saßen sie auf einer Bank und schmiedeten Zukunftspläne, die sie von Zeit zu Zeit durch angenehme „mündliche“ Versicherungen ihrer Liebe unterbrachen.

„Wenn du wieder eine Stellung mit viertausend Mark bekommst, wie du sie schon früher hattest, dann können wir ja glänzend auskommen und noch zurücklegen,“ spann Grete freudig erregt ihre Pläne weiter. „Denn ich verdiene natürlich auch dazu. Ich schriftstellere, ich male Porzellan, ich gebe Musik- und Sprachunterricht ... O, ich kann noch mancherlei. Ich stelle es mir reizend vor, wenn man seinem Mann beistehen und zusammen erwerben, Pfennig auf Pfennig und Thaler auf Thaler legen kann, bis man zu Wohlstand und Vermögen kommt.“

5.

Es gab einige Verwunderung in der Familie, als sich die Verlobten zu Hause vorstellten — das heißt nur von seiten des Doktors, denn Frau Mariechens weiblicher Instinkt hatte natürlich längst etwas gewittert. Grete war zwar mündig; aber der Form halber bat Herr Lemcke um die Einwilligung des Bruders, die ihm natürlich auch gegeben wurde.

„Grete muß ja wissen, was sie thut. Und was das Finanzielle betrifft — eine Aussteuer hat sie sich so nach und nach beschafft. Und wenn ihr bis nächstes Jahr wartet, will ich das Fehlende zulegen. Sonst hat sie kein Vermögen. Aber wenn Sie Ihr Auskommen haben —“

Herr Lemcke versicherte, daß ihm eine gute Stellung in einer großen Fabrik in seiner Heimat Chemnitz angeboten sei und offengehalten würde, bis er seine Nerven und seine Gesundheit genügend gekräftigt hätte. Ein kleines

Junggesellenheim, ein Erbteil der Mutter, sei auch vorhanden, dem jetzt seine einzige noch lebende Verwandte, eine alte Tante, vorstünde. Das würde fürs erste genügen; nach und nach könne man es ja ergänzen.

Damit war man denn auch allerseits zufrieden, und die Verlobung wurde bei schäumendem Asti gefeiert, den der Bräutigam spendete. Ein Glück kommt bekanntlich nie allein, und so stellte sich denn plötzlich ein Sendschreiben von Glaser & Comp. ein, daß er das Buch über das römische Familienleben mit Vergnügen acceptiere. Das Honorar, das er für die beiden ersten Auflagen anbot, war unerwartet hoch, so daß der junge Gelehrte aus dem Staunen und der Freude gar nicht herauskam.

„Dem Mann habe ich bitteres Unrecht gethan. Ich habe ihm mein Buch nur ungern angeboten, der Not gehorchend; denn sein Verlag ist nicht der vornehmste. Und nun eine solche Summe!“

„Es wird ihm wohl so gut gefallen haben,“ meinte der künftige Schwager und lächelte dabei leise.

Bei so günstig veränderten Umständen beschloß man, die Reise in vollem Umfange nach dem ursprünglichen Plan auszuführen, und so ging es denn zunächst nach Rom.

Die Februarsonne lächelte schon frühlingshaft vom Himmel herunter, als sie ihren Einzug in die ewige Stadt hielten. Der Doktor schwamm in Glückseligkeit, das Brautpaar schwamm in Glückseligkeit, und selbst Frau Mariechen söhnte sich unter so bewandten Umständen mit der Reise und dem Schicksal aus. Nur in nächtlichen Träumen gaukelte der Hallenser Kaffeetisch nebst der eigenen Küche und dito Küchenfee noch durch ihr Hirn.

Man reiste und lebte jetzt aber auch fein. Der Doktor war ganz außer Rand und Band. Noch nie hatte er so viel Geld zur Verfügung gehabt. Er schlug sich, wenn

ihn Frau Mariechen zur Sparsamkeit mahnte, triumphierend an seine Tasche und rief: „Wir haben's ja!"

Uebrigens lebte man trotzdem merkwürdig billig, da der Bräutigam die Funktionen eines Reisemarschalls übernahm.

„Sonderbar," meinte Frau Mariechen, wenn sie die Gasthofsrechnungen mit etwas ängstlicher Miene empfing, „ganz merkwürdig, wie Sie das verstehen, Herr Schwager! Wir haben bisher immer für mehr Geld viel weniger gehabt."

„Je nun," Herr Lemcke zuckte mit den Achseln, „das lernt man eben als Kaufmann. Wenn man so viel gereist ist wie ich... Wir sind ja auch vier Personen; da kann man Ausnahmepreise machen. Als Reisender habe ich übrigens gewisse Vergünstigungen ... ich unterhandle natürlich vorher mit dem Wirt."

In Rom besorgte Lemcke eine ausgezeichnete deutsche Pension, in der sie alle vier wohnten. Reizende, behagliche Zimmer, gute deutsch-österreichische Küche, aufmerksame Bedienung — und dazu ganz erstaunlich billig, so billig, daß es sogar das sparsame Mariechen billig fand.

„Wie kommt die Frau dabei nur auf ihre Kosten?" fragte sie erstaunt.

„Mein Gott, die Masse bringt's ... Rom ist billig, und wir sind noch in der Vorsaison," meinte Herr Lemcke.

Trotzdem machte Grete ihrem Bräutigam Vorwürfe, daß er für seine Verhältnisse viel zu vornehm lebe. Er würde noch seine ganzen Ersparnisse aufzehren. Aber er beruhigte sie. Auch ihm sei ein Glücksfall zugestoßen: ein Freund, für den er einst mit seinem kleinen Erbteil Bürgschaft geleistet und auch hätte bezahlen müssen, habe sich wieder hochgearbeitet und ihm jetzt die Summe zurückgezahlt.

Während des Faschings führte Herr Lemcke die Damen auf Maskenbälle und in die Theater. Und das alles kostete ihn gar nichts. Der Vater eines intimen Freundes, dem er in England mancherlei Gefälligkeiten habe erweisen können, als sie dort zusammen in einer Firma arbeiteten, revanchierte sich nun, indem er ihm wiederholt seine Loge zur Verfügung stellte und Ballkarten verehrte.

Nur ungern riß sich endlich der Gelehrte von seinem geliebten Rom los. Aber es war die höchste Zeit zur Abreise, wenn man Neapel und Sizilien noch bei günstiger Jahreszeit ohne zu große Hitze sehen wollte. Auch in der herrlichen Südstadt wohnten sie wieder erstaunlich gut und billig. Auch hier fand sich wieder ein deutscher Freund, der zwar augenblicklich verreist war, Lemcke aber seine Loge zur beliebigen Benutzung überließ.

„Ihr könnt es ruhig annehmen,“ meinte der Bräutigam. „Er ist sehr reich und mir zu Dank verpflichtet.“

Nachdem sie Capri und Sizilien besucht, kehrten die Reisenden über Venedig, wo man noch zwei Wochen Aufenthalt nahm, befriedigt nach der Heimat zurück. Es war gegen Ende Mai.

Herr Lemcke hatte es sich ausgebeten, daß man zuerst seiner Tante in Chemnitz einen Besuch abstatte und zugleich das neue Heim kennen lerne, das er seiner jungen Frau würde bieten können. Darauf wollte die Familie nach Tabarz in Thüringen übersiedeln. Die kleine möblierte Wohnung, in der sie schon wiederholt in den Sommermonaten eigene Wirtschaft geführt hatten, war von Venedig aus schriftlich bis Ende September gemietet worden. Zum Oktobertermin sollte dann die neue Wohnung in Halle bezogen, und das alte, gewohnte Leben wieder aufgenommen werden.

Im Oktober sollte auch die Hochzeit des jungen Pärchens

stattfinden, nachdem der junge Kaufmann bereits vorher seine neue Stellung angetreten hätte.

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne funkelte in frühlingshellem Strahlenglanze vom Himmel, als der Zug in die Halle des Chemnitzer Bahnhofes einrollte.

Es war nachmittags, und Grete sagte plötzlich: „Wir müssen doch deiner Tante etwas mitbringen. Das kaufen wir noch, ehe wir in deine Wohnung gehen. Wie wäre es mit einem praktischen wollenen Kleid? Sie wird ja wohl nicht allzuviel haben."

Herr Lemcke lächelte eigentümlich. „Das hat ja Zeit, liebes Kind — später, später!"

„In welchem Hotel steigen wir denn ab, Schwager?" fragte der Doktor im letzten Moment.

„Ueberlaßt das nur alles mir!"

Wieder dies eigentümliche Lächeln. Dann hielt der Zug. Der junge Kaufmann winkte einen Gepäckträger herbei, der ihn zu kennen schien, denn er grüßte respektvoll und griff schleunigst nach den Handtaschen der Gesellschaft, mit denen er schnell einem hübschen, kleinen Kutschwagen zuschritt, an dessen Schlage ein schwarzgekleideter Kutscher stand, der sie schon zu erwarten schien. Auch er lüftete den Hut und half den Herrschaften beim Einsteigen, nachdem ihm Herr Lemcke freundlichst zugenickt.

„Ist denn das eine Droschke?" fragte Grete erstaunt.

„Mein Haus erweist mir die Aufmerksamkeit, mir einen Wagen zu schicken," erwiderte der Gefragte mit einem ruhigen Lächeln.

Die beiden Damen blickten sich erstaunt an. Dem guten Doktor aber schien es nicht weiter aufzufallen. Nach einer schnellen Fahrt durch einige belebte Straßen gelangte man durch eine stille Vorstadt in eine breite, gartenumsäumte Allee, in der nur vereinzelte Villen stan-

den. Vor einer der größten und prächtigsten, die in vornehmer Zurückgezogenheit inmitten eines parkartigen Gartens lag, hielt die Kutsche. Wie durch Zauberschlag öffnete sich das Gitterthor vor den erstaunten Ankömmlingen. Dann rollte der Wagen in den Garten hinein und hielt vor einer glasüberdeckten, großen Pforte, die sich ebenfalls, wie von unsichtbaren Händen bedient, stumm öffnete.

„Hier wohnst du?"

Der Bräutigam sagte gar nichts, sondern schritt schnell voran, so daß sie ihm notgedrungen folgen mußten. Ueber einige Stufen gelangten sie in eine große Vorhalle, die mit teppichbelegten Bänken, mit Bildern und Statuen reich geschmückt war. Ehe sich die Verblüfften noch fassen konnten, öffnete sich eine Thür, und eine alte, grauhaarige Dame mit schwarzem Häubchen und Seidenkleid küßte erst den Bräutigam, dann die Braut und schüttelte zuletzt mit herzlichem Willkomm dem Ehepaar Bennemann die Hände.

Dann führte man sie durch ein Vorzimmer in einen herrlichen Salon, der so groß und so prachtvoll ausgestattet war, daß Grete beinahe der Atem verging.

„Ja, wo — wo sind wir denn hier?" stammelte sie endlich bestürzt.

„In meinem Heim, meine liebe, kleine, süße Braut."

„In deinem —?"

„Ja. Siehst du, auf diese Ueberraschung freue ich mich schon seit vielen Wochen. Ich bin nicht der arme Angestellte, für den du mich hältst; ich bin der Inhaber eines der ältesten und größten Häuser in Chemnitz, einer mechanischen Weberei, die Hunderte von Arbeitern beschäftigt. Ich kann mich wohl nach unseren deutschen Begriffen einen reichen Mann nennen. Und ich lege dir das alles zu Füßen, mein liebes Mädchen, trotzdem oder gerade weil du nicht danach gestrebt hast."

Greten war, als drehe sich die Stube mit sie herum;

und auch Frau Mariechen fühlte einen leisen Schwindelanfall. Das allerverblüffteste Gesicht machte aber der Gelehrte, so daß der Bräutigam laut zu lachen anfing. Das brachte sie denn alle wieder zu sich, und nun gab es ein hastiges Fragen und Antworten, ein Kopfschütteln und Verwundern, das schier kein Ende nehmen wollte. Die Tante hatte sich derweil diskreterweise zurückgezogen.

Der Bräutigam erzählte, wie er von Heiratsprojekten der Mütter und koketten Annäherungen der Töchter seiner Vaterstadt schon geplagt und verfolgt worden sei, als er kaum mündig war. Für ein junges Mädchen habe er sich sehr interessiert und auch geglaubt, ihr Herz gewonnen zu haben. Aber das gehörte bereits einem anderen, und ihn hätte sie nur aus Berechnung heiraten wollen. Zum Glück sei er noch rechtzeitig genug dahinter gekommen.

„Damals flüchtete ich mich nach England, um dort zu vergessen. Ich trat als Volontär in ein befreundetes Handelshaus. Der Ruf meines Reichtums war mir vorangeeilt. Auch die englischen jungen Damen der Handelskreise, in denen ich verkehrte, sind praktische Mädchen. Auch dort Flirt und Koketterie; auch dort wollte man mir das Ehenetz über den Kopf werfen. Ein schrecklicher Gedanke, nur darum geheiratet zu werden! Schon damals beschloß ich, nur das Mädchen zu meinem Weibe zu machen, das nichts von meiner Stellung in der Welt wisse. Als mein Vater starb, kehrte ich zurück und übernahm die Firma — meine Mutter ist schon lange tot. Ich habe mich im ersten Jahr, da ich den Betrieb umgestaltete und vergrößerte, wohl ein wenig überarbeitet. Der Arzt schickte mich fort; auch wollte ich meinen heimlichen Plan ausführen — und wie ihr seht, meine Lieben, ist er mir ja auch geglückt. Meine Braut wird mich nun nicht weniger lieb haben, da sie weiß, daß ich nicht zu sparen brauche. Es war kein Scherz, den ich mit euch

trieb — für mich war es eine ernste, bedeutungsvolle Prüfung."

Grete hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie nicht ein wenig zu schmollen versucht hätte; aber sie war auch Weib genug, um über diese glückliche Veränderung ihres äußeren Schicksals nicht gerade böse zu sein — vor allem, als sie das herrliche Heim angestaunt hatte, in dem sie bald als Herrin schalten sollte.

Nachdem sich die Gemüter etwas beruhigt hatten, zog Frau Mariechen ihren zukünftigen Schwager beiseite.

„Höre 'mal, lieber Albert," sie duzten sich seit einigen Wochen, „das mit den Hotels und Pensionen in Italien war doch ein kleiner Schwindel, den du da ausgeführt hast. Du hast uns einfach nur die Hälfte bezahlen lassen. Und das mit den geschenkten Theaterbillets und so weiter, das war auch Humbug. Das hast du alles selber bezahlt."

„Wenn du reinen Mund halten willst, Schwägerin, gebe ich's zu."

„Na hör, du — wenn du deine Frau auch 'mal so anführst wie uns, dann kann sie sich nur in acht nehmen."

Als sie abends nach einem lukullischen Souper unter die seidene Steppdecke schlüpfte, in einem üppigen Rokokoschlafzimmer, sagte Frau Mariechen leise seufzend zu ihrem Gatten: „Fritz, um die Gelehrsamkeit ist's ja was Schönes. Aber der Reichtum ist doch auch nicht zu verachten."

Der Gelehrte, der sonst mit einer gewissen souveränen, spartanischen Verachtung auf die „Protzen" und „Geldsäcke" blickte, hüllte sich in tiefes Schweigen. Erst nach einer geraumen Weile erwiderte er, die seidene Decke bis ans Kinn ziehend: „Nun, er macht wenigstens einen guten Gebrauch davon." —

Der Schwager hatte ihm noch eine besondere Freude

bereitet. Nach dem Verkauf des Buches über das römische Familienleben, nachdem die erste Freude über den Besitz des Geldes, das ihn seiner Sorgen entriß, verraucht war, war plötzlich das Gewissen des deutschen Gelehrten in ihm erwacht. Die zweite Hälfte des Werkes war überhastet und stand nicht auf der Höhe der ersten. Alle hatten sie es gesagt, und er selbst fühlte es jetzt auch. Das Honorar kam ihm nun wie ein Judaslohn vor, gegen den er seine Gelehrtenehre und seinen wissenschaftlichen Ruf verkauft hatte. Dies hatte ihm die zweite, sonst so glanzvoll verlaufene Hälfte der italienischen Reise vergällt. Zu seiner großen Ueberraschung hatte ihn der Schwager nach dem Essen in sein Arbeitszimmer geführt, ihm dort einen vorzüglichen Cognac eingeschenkt und ihm schließlich sein Manuskript übergeben mit den Worten: „Ich selbst habe es damals gekauft, um dir eine Freude zu machen. Auch wollte ich dir Gelegenheit geben, es später umzuarbeiten. Du wirst, wenn dies geschehen, noch viel Geld damit verdienen und kannst mir dann zurückgeben, was ich dafür ausgelegt habe. So leiste ich zugleich dir und der Wissenschaft und Litteratur einen Dienst."

— — — — — — — — — — — —

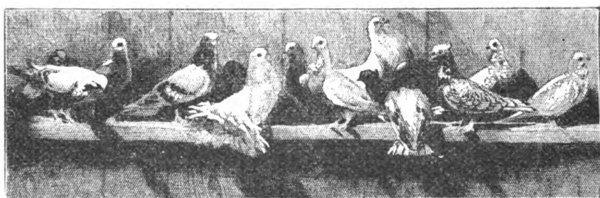
Als die Hochzeit kurz vor Weihnachten stattfand — zum großen Aerger aller heiratsfähigen jungen Damen von Chemnitz, die ihre Glossen über die „Schauspielerin" und „Gouvernante" machten, aber später ihre Diners und Gesellschaften mit Wonne besuchten — sendete der Gelehrte die ersten Bogen des umgearbeiteten zweiten Teiles an seinen ursprünglichen Verleger in Leipzig, der sie für äußerst gelungen erklärte. Eine Hochzeitsreise hat das junge Paar übrigens nicht gemacht. „Wir haben unsere italienische Reise schon vorher absolviert," lachte die junge Frau, wenn man sie darüber befragte. Und als die junge Fabrikantengattin ihren ersten Sohn über die Taufe halten

ließ, da legte ihr Bruder eben die erste Hand an sein neues Werk: „Die Renaissance in Florenz". Seitdem halten sie sich die Wage, die Geisteskinder in Halle und die leiblichen in Chemnitz, bis eines Tages auch der Storch nach Halle flog. Es war kurze Zeit, nachdem die Ernennung zum „Außerordentlichen" erfolgt war.

In Rom und Italien ist der Herr Professor seitdem schon wiederholt gewesen, aber die Frau Professorin ist jedesmal zu Hause geblieben — angeblich der Kinder wegen.

Dem Schwager und der Schwägerin hat sie aber den tieferen Grund verraten: „Keine zehn Pferde kriegen mich je wieder nach Italien. Ich hab's ja nun gesehen, und daheim ist's auch schön. Ganz offen gesagt, mir persönlich gefällt Friedrichsroda und Tabarz besser als der ganze italienische Stiefel."





Der Vogel der Venus.

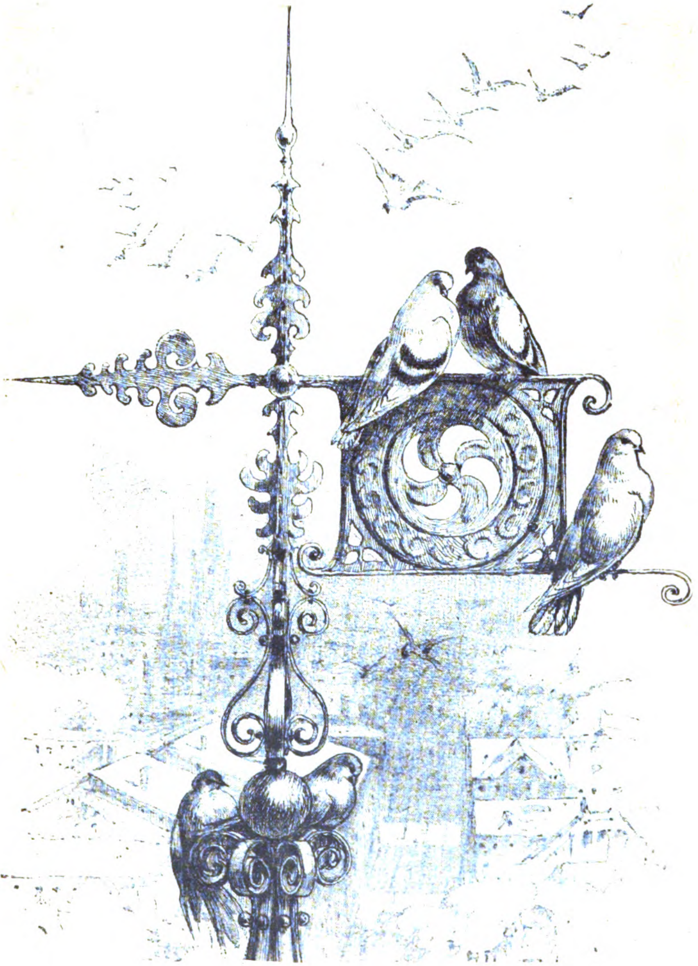
Ratschläge zur Taubenzucht. Von **Hermann Brink.**

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Vögeln, welche sich leicht an den Menschen gewöhnen und dann ihre angeborene Scheu ihm gegenüber ganz ablegen, stehen die Tauben obenan. Diese reinlichen und zierlichen Girrvögel sind äußerst wohlbegabte Geschöpfe, und ihr Betragen hat so viel Bestechendes, daß die Tauben schon in den ältesten Zeiten der Ehre gewürdigt worden sind, übersinnlichen Begriffen Gestalt zu verleihen.

Die Taube galt als der geheiligte Vogel der Venus, der Schönheitsgöttin, aber auch den alten Israeliten war sie heilig, und Jerusalem hieß die Stadt der Taube, wie Babylon, wo die der Sage nach aus einem Taubenei geborene Semiramis geherrscht hatte. Im Christentum wurde dieser Vogel das Attribut des Heiligen Geistes und später auch der Apostel. Man legte Tauben als Symbol



Kropftauben auf einer Wetterfahne.

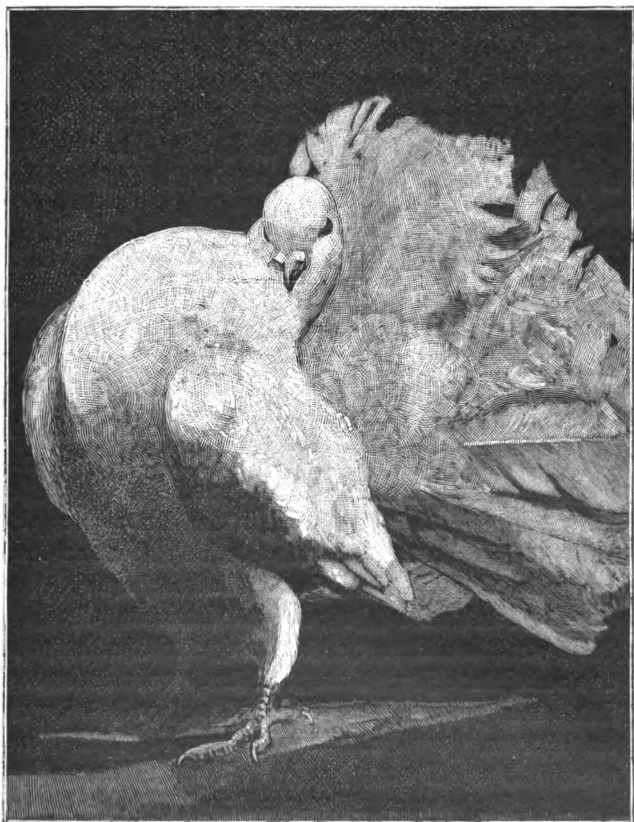
der Auferstehung in die Gräber, und die Grablampen, sowie manche kirchliche Geräte bekamen Taubengestalt. Endlich ist sie auch Symbol der ehelichen Liebe und Eintracht.

Infolge einer bereits Jahrtausende alten Züchtung besitzen wir gegenwärtig eine sehr beträchtliche Menge von Taubenrassen und -unterrassen. Dürigen unterscheidet folgende zehn Hauptgruppen: Feld- oder Farbentauben, die im Bau und in der Haltung der wilden Felsentaube ähnlich sehen, von denen wahrscheinlich unsere Haustauben abstammen. Bei ihnen ist Färbung des Gesamtgefieders oder einzelner Teile entscheidend. Die schönsten und beliebtesten Rassen darunter sind: Eistaube, Startaube, Weißschwanz, Pfaffentaube, Mausertaube, Mönchtaube, Verkehrtflügel, Weißschlag, Mond- oder Schweizertaube, Farbenbrüster, Latztaube, Mohren- und andere Farbenköpfe, Farbenschnippen, Schwingen- oder Storchtaube, Schwalben- oder Flügeltaube, Schildtaube u. s. w.

Dann kommen die Trommeltauben, welche sich durch eigentümliche Stimme (Trommeln) auszeichnen, und als dritte Hauptgruppe die Flug- oder Tümmlertauben. Das gemeinsame Kennzeichen der letzteren Gruppe, welche auch die rassenreichste ist, besteht bei sonst verschiedener Kopf- und Schnabelform in dem ganz eigenartigen Fluge. Sie steigen hoch in die Luft und überschlagen sich (purzeln) beim Herabfliegen weniger oder öfter, zuweilen bis auf den Boden herab; manche Rassen auf dem Boden selber.

Es folgen die Perückentauben mit üppig entwickelten, eine Perücke oder Mähne bildenden Nacken- und Halsfedern. Dann die Möwchen und die Kropftauben mit langem, schlankem Körperbau, wodurch der riesige Kropf um so mehr hervortritt. Ferner die Pfauentauben mit reichfederigem, ausgebreitetem und wie bei den Pfauen aufrichtbarem Schwanz und zurückgelegtem Hals. Fernere

Hauptgruppen bilden die Orientalischen Tauben oder Warzentauben, von denen wir die Berbertauben hervorheben; die



Verbesserte englische Pfauentaube.

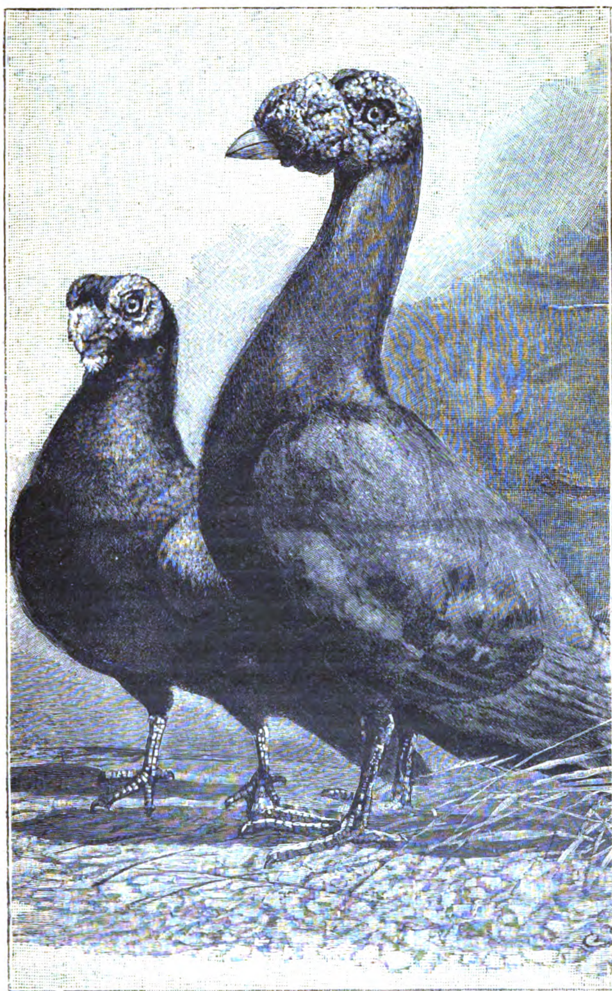
Riesentauben vom Aussehen sehr großer Feldtauben: Römer und Montaubans; und zuletzt die Huhntauben, welche in Körperform und Haltung den Hühnern ähneln. End-

lich sind noch einige morgenländische Haustauben hervorzuheben, wie Korallenaugen, Syrier, Libanons, Kurdistans und die Jemen- oder Singtaube.

Die Frage ist noch eine offene, ob es gewisse Urrassen der Tauben giebt und wo, oder ob die einzelnen Formen durch natürliche Zuchtwahl, örtliche oder klimatische Einflüsse, durch Domestizierung und künstliche Kreuzung und Verpaarung, durch Anpassung an örtliche Bedingungen u. s. w. entstanden sind. Ferner ob die Eigenschaften und äußeren Kennzeichen, wodurch sich die Rassen und Varietäten unterscheiden, bleibende oder in welchem Maße sie wandelbar und vergänglich sind.

Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß der Taubenzüchter es bis zu einem gewissen Grade in der Hand hat, durch künstliche Kreuzung und Paarung neue Varietäten zu erzielen oder hervorragende Kennzeichen und Eigenschaften einer neugewonnenen Varietät zu vervollkommnen und sie wenigstens für eine gewisse Zeit zu konstanten zu machen. Betrachten wir beispielsweise die verbesserte englische Pfauentaube, so besteht bei dieser die Verbesserung in einem dunklen Latz, Unter- und Hinterleib, der von dem sonst ganz weißen Gefieder so auffallend absticht.

Die Blondinette „Hassan“ und Satinette „Pascha“ stellen zwei Varietäten dar, die durch künstliche Kreuzung und verbessernde Inzucht aus der Mörchenrasse entstanden sind. Man gewahrt noch die meisten Züge des Typus der letzteren, jedoch vereint mit neuen, verschönernden Eigenschaften. Minder hübsch ist die Erscheinung der schwarzen Berbertaube „Schwarzer Prinz“ und der schwarzbraunen Brieftaube „Succeßfull“, allein auch sie lassen eine Steigerung der Rassenmerkmale und typischen Eigenschaften nicht verkennen. Bei ersterer fällt am meisten die sammetartige Dunkelheit des Gefieders, der Umfang des „Bartes“ und die drüsige Wachshaut um die Augen auf.



Schwarze Berbertaube „Schwarzer Prinz".

Schwarzbraune Brieftaube „Succeßfull".

Bei der schwarzen Brieftaube „Successfull“ treten die ungewöhnliche Größe und Stärke des Körpers, der langgestreckte Leib, die mächtigen Schwingen und Steuerfedern, sowie der bedeutende Umfang der Schnabel- und Augenwarzen als erzielte Verbesserungen besonders hervor.

Noch überraschender sind die Züchtungsergebnisse bei der blauen Pfaffentaube und dem Eulenmöwchen. Auch bei ihnen ist der Rassentypus unverkennbar geblieben, jedoch verquickt mit weiteren Eigenschaften, welche diese Tauben zu neuen, fremdartigen Erscheinungen umgestaltet haben. Bei der Pfaffentaube verändern der Kopf mit der Spitzhaube, die dunklen Schwingen mit zierlichen weißen Binden und der starke Schwanz den ursprünglichen Typus auffallend, und das Eulenmöwchen stellt eine der schönsten und zierlichsten Varietäten der Haustauben dar, die es überhaupt giebt.

Zwergkröpfer, Sarah Bernhardt, Cleveland und die englischen Kröpfer endlich stellen vier verschiedene Varietäten von Kröpfern dar, die vielleicht sämtlich aus einer einzigen fortgesetzten Zucht und Zuchtwahl hervorgegangen sind. Der Zwergkröpfer zeigt noch deutlich den Typus der Kropftaube, dabei aber einen minder entwickelten Kropf mit hellfarbigem Latz, dunkle Brust und Unterleib, dunklen Schild mit weißen Schwingen, weiße Schulter und weißen Schwanz, weiße Hosen und weiße Latschen — lauter Eigenschaften, die sich sonst bei Kröpfern selten oder doch nicht so ausgebildet finden. Von noch ausgesprochenerem Kröpfertypus, bis auf die nackten Beine und Füße hinab, sind die beiden Zwergkröpfer Sarah Bernhardt und Cleveland, im übrigen an Größe, Färbung und Zeichnung verschieden. Ein noch entschiedener Repräsentant des Kropftaubentypus ist der neue englische Kröpfer mit dunkler Stirnplatte, hellem Latz; Rücken, Brust und Bauch dunkel, Schild am Flügel oder Flügeldecke dunkel mit



Blaue Pfaffentaube.

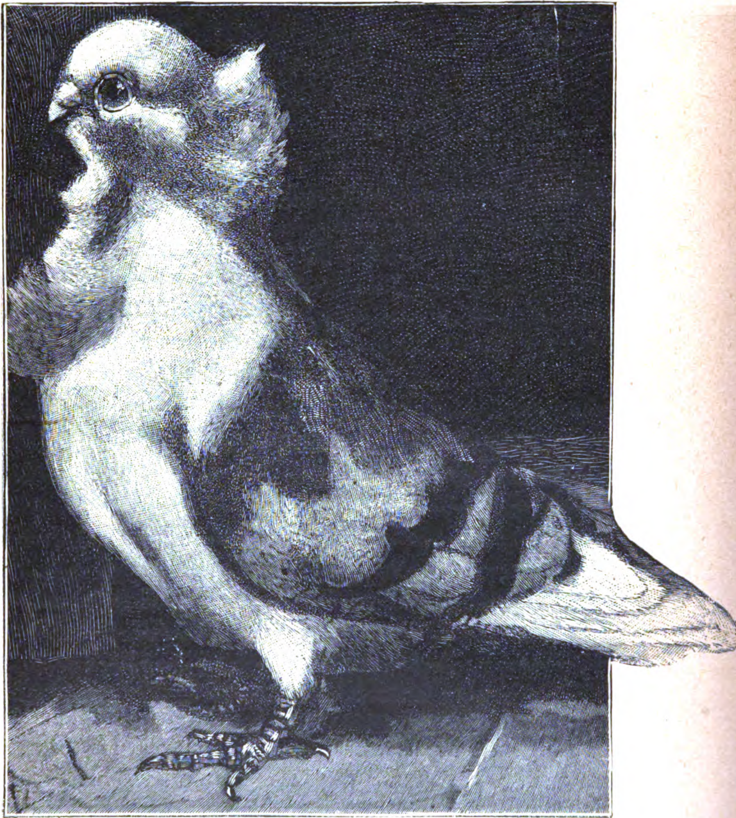
hellen Flecken, die Schwungfedern weiß mit dunklen Rändern, Schwanz dunkel, Hosen und Strümpfe hell und die Zehen bis zu den Nägeln befiedert — ein in seiner Art

wirklich schöner und vollkommener Vogel. Die Taubenzucht oder Züchtung dieser Girrvögel als Nutz- oder Luxustiere ist aber nicht bloß interessant, sondern auch im wirtschaftlichen Sinne lohnend, denn wenn sogenannte Feldtauben nur einigermaßen rationell für den Markt gezüchtet werden, so ist dabei stets auf einen sicheren Gewinn zu rechnen. Auch exotische Ziertauben kommen in ziemlicher Anzahl in den Handel und finden guten Absatz. Vielfach wird die Zucht und der Unterhalt besonders schöner Schmucktauben sogar als eine Art Sport betrieben, und ihre Gewinnung durch Kreuzung ist bereits, wie vorstehend dargelegt, zu einer anerkannten Kunst und geschätzten Liebhaberei geworden. Auch wer als Laie nur einmal auf einer Vogelausstellung die mannigfaltigen Schmucktaubensorten betrachtet hat, wird es begreifen können, wie die Beschäftigung mit diesen schönen, sanften und zutraulichen Vögeln ein anziehender Zeitvertreib zu werden vermag.

Man kann zu jeder Zeit mit der Taubenzucht beginnen; im Winter ist sie dadurch vorteilhafter und erfolgreicher, daß die Tiere sich in dieser Jahreszeit schneller an das Haus und ihren Besitzer gewöhnen. Im Frühjahr brüten sie außerdem gleich und werden um so anhänglicher an die neue Heimat. Es genügt, mit einem einzigen Paar oder mit wenigen zu beginnen, denn der Bestand vermehrt sich von selbst rasch genug, die meisten Arten unserer Haus- oder Ziertauben brüten nämlich fünf bis sechsmal im Jahr und noch öfter.

Zur Taubenzucht benutzt man, wenn sie in größerem Maßstabe betrieben werden soll, am besten Taubenschläge oder Böden. Es sind das mannshohe Verschläge auf dem Boden eines Hauses, Stalles oder Schuppens oder auch in einem niedrigen Gebäude zu ebener Erde. Vorbedingung ist, daß sie möglichst geschützt vor Zugluft liegen

und frei von Feuchtigkeit sind. Die Wände bestehen am zweckmäßigsten aus glatt verputztem, getünchtem Mauer-



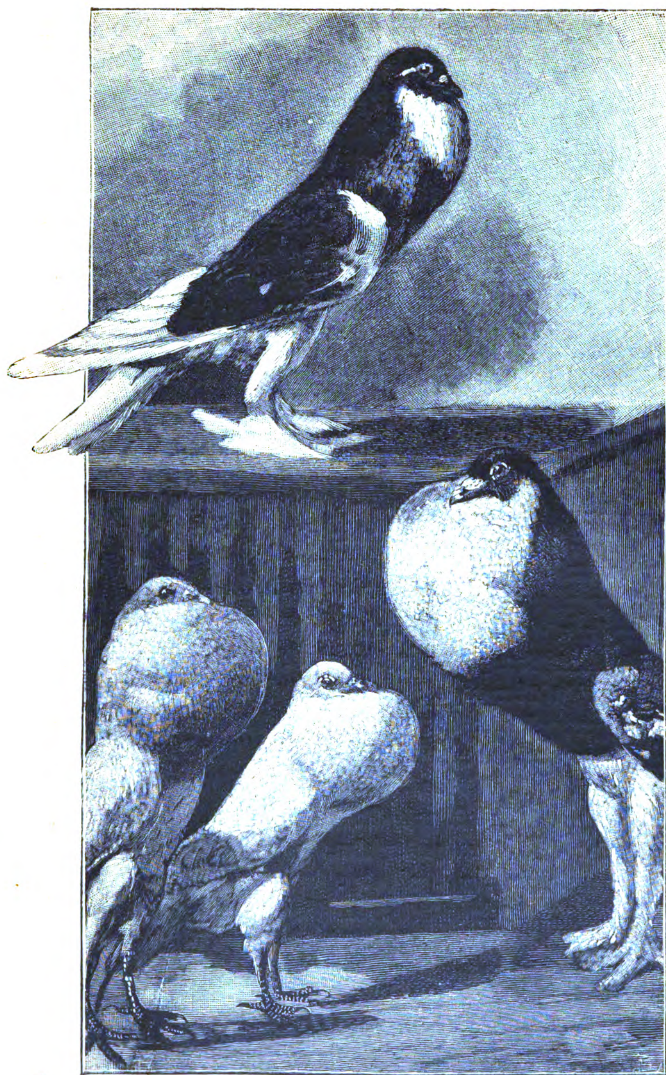
Das Eulenmöwchen.

oder Fachwerk, der Fußboden aus glatt gehobelten, ritzen-freien und geölten Dielen oder auch aus einem Lehm- oder Zementestrich. Das Flugloch muß mindestens 50 Centi-

meter über dem Fußboden liegen; in stark bevölkerten Schlägen bringt man mehrere Fluglöcher an, und an der Innen- und Außenseite eines jeden Flugloches soll ein Anflugbrett vorhanden sein. Den Verschluß der Fluglöcher bewerkstellige man durch ein senkrecht in Falzen laufendes Brett oder Eisenblech oder durch ein Drahtgitter. Im Innern des Schlages müssen Sitzstangen (4 bis 5 Centimeter breit) in entsprechender Anzahl angebracht werden. Für Nisteinrichtungen sorge man durch Herstellung von festen oder beweglichen Zellen oder durch Aufhängen von Kästen. Es empfiehlt sich, den Vögeln als Nester Gipskapseln oder Thon- oder Holzschalen in die einzelnen Fächer zu stellen; als Nistmaterial eignen sich kurze Strohhalme, weiche Birkenreiser und Heu. Endlich ist für Tauben, welche eingeschlossen gehalten werden sollen, auch noch ein Badegefäß aufzustellen.

Passende Behausungen sind ferner Taubenkästen, am besten länglich-viereckige, 80 bis 100 Centimeter lange, 30 bis 40 Centimeter breite und ebenso hohe, in zwei Abteilungen geschiedene Kästen, die man mit der hinteren Seite an der Hauswand in geschützter Lage befestigt. Beliebt sind auch freistehende Taubenhäuser von runder oder eckiger Form, die auf hölzernen oder steinernen Pfeilern ruhen und mit der nötigen Anzahl von Fluglöchern versehen sind.

Bezüglich der Sortenwahl lassen sich keine bestimmten Vorschriften machen; hier ist dem individuellen Geschmack der weiteste Spielraum gelassen. Für welche Sippe oder Rasse man sich aber auch entschieden haben möge: stets wird ein solcher Flug selbst gezüchteter und gut gehaltener Haustauben ein anziehender Anblick sein. Sobald ein Tauber und eine Taube einmal durch gemeinsames Zusammensperren aneinander gewöhnt sind, stört diesen Bund nur der Tod. Und die Tauben können alt wer-



Zwergkröpfer
Sarah Bernhardt und Cleveland.

Englische Kröpfer.

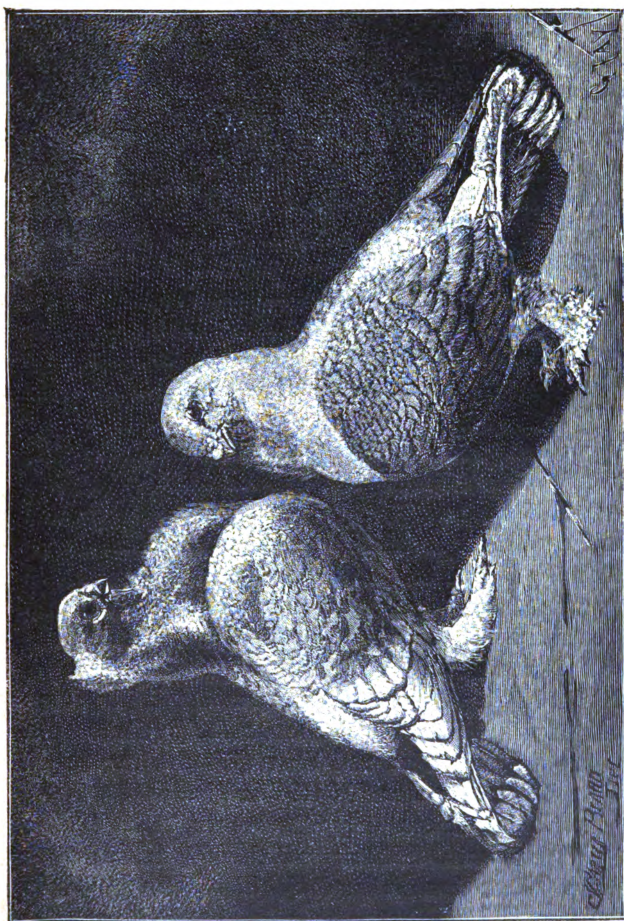
den, ein Alter von 15 bis 18 Jahren erreichen. Sie paaren sich im Februar, und etwa 9 Tage später legt das Weibchen seine zwei Eier, das erste gegen Abend, das andere gegen Mittag am übernächsten Tage. Die Brutzeit umfaßt 16 bis 18 Tage, während deren der Tauber seine Gattin getreulich von 10 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags ablöst. Die ausgeschlüpften Jungen sind bereits nach 14 Tagen halbflügge, und es beginnt dann die neue Paarung, doch werden die ersten Jungen von den Eltern noch bis zur fünften oder sechsten Woche weitergefüttert.

Junge Tauben, die man nach 6 bis 8 Wochen zu Markte bringt, werden meist gut bezahlt, denn sie geben ein leckeres Gericht; junge Tauben sind besonders für Kranke als Speise sehr gesund, alte geben eine kräftige Bouillon.

Handelt es sich aber um die Jungen von Ziertauben und feinen Rassetauben, so werden sie gern zur weiteren Zucht angekauft und erzielen in schönen und vollkommenen Exemplaren sogar mitunter gute Liebhaberpreise. Auf Geflügelausstellungen in größeren Städten kann man sich davon leicht überzeugen; dort macht sich auch der eigentliche Sport geltend: das wetteifernde Streben, durch Kreuzung der vorhandenen Varietäten und durch rationelle Zuchtwahl möglichst vollkommene Exemplare oder neue, an Färbung, Gestalt und Gefieder von den früheren abweichende Spielarten zu erzielen.

Wenn man den Hof oder den Taubenschlag eines Liebhabers, der einen größeren Flug Tauben züchtet, betritt, so überrascht in erster Linie die Zahmheit und Vertraulichkeit der Tiere den Menschen gegenüber. Ohne jede Scheu trippeln sie um uns herum, selbst wenn wir ganz fremd sind, und die Kühneren fliegen uns auch wohl auf die Schultern, den Kopf und die Arme, wie es ja

auch die berühmten Tauben des Markusplatzes in Venedig bei allen Fremden thun, welche sie füttern.



Blondinette „Hassan". Satinette „Pascha".

Die zahmen Tierchen bewegen sich friedlich durcheinander, schütteln ihre Schwingen, putzen am Wasser ihr

Gefieder und rucksen und girren im Chor. Die meisten Arten „rucksen“, das heißt sie geben abgebrochene, hohlklingende, tiefe Laute aus, in denen die Silbe „ruck“ oder „rucks“ vorherrscht; die übrigen „girren“, sie lassen sanft zitternde Töne vernehmen. Einzelne Arten giebt es übrigens auch, welche heulen, noch andere lachen, wie die sehr beliebte Lachtaube; dann giebt es auch einige, welche klangvolle, volltönige Laute zum besten geben. Unter ihren Sinnen scheint das Gesicht obenan zu stehen, worauf schon das verhältnismäßig große, ausdrucksvolle Auge hindeutet. Auch das Gehör ist sehr scharf, und Geschmack, Geruch und Gefühl dürften gleichfalls verhältnismäßig sehr entwickelt sein. Den Verstand der Tauben hat man, wie wenigstens Brehm meint, „bestochen von der mehr scheinbaren als wirklichen Anmut des Wesens, oft erheblich überschätzt“.

In das Innere eines mit Pfauentauben vollbesetzten, mustergültigen Schlages läßt uns das Bild auf S. 187 einen Blick werfen. Für jedes Taubenpaar ist darin statt der früher üblichen weidengeflochtenen Körbchen ein besonderes Kästchen aus weichem Holze vorhanden, die in mehreren Reihen übereinander auf Borden an den Seitenwänden und der Rückwand aufgestellt sind. Die Vorderwand kann recht gut aus dickem Glas bestehen, denn die Ansicht, daß ein Taubenschlag durchaus dunkel sein müsse, hat man schon längst als vollkommen irrig erkannt. Der Einflug liegt am besten nach einem Hofraum oder Rasenplatz mit Brunnen oder Wasserbassin hin.

Zum Abhalten von Ungeziefer besprengt man das als Nestfüllung dienende Material mit einer schwachen Karbollösung. Man kann sie sich selbst leicht herstellen, indem man ein halbes Kilogramm krystallisierter Karbolsäure in zehn Liter weichen Wassers auflöst und diese Lösung dann in Flaschen aufbewahrt. Das Besprengen erfolgt



Im Taubenschlag.

am besten mittels einer Flasche mit sogenanntem Spritz-
kork. Ein reinlich gehaltenes Heim ist durchaus nötig,
wenn die Tauben gedeihen sollen. Daß man den Schlag
oder das Taubenhaus außerdem auch vor Raubzeug, wie

Katzen, Wiesel, Marder, Iltis, und vor Raubvögeln schützen muß, versteht sich von selbst.

Wichtig ist die Frage der Ernährung für den Taubenzüchter. Die Feldtauben suchen sich draußen selbst ihre Nahrung und bedürfen eigentlich nur dann der Fütterung, wenn man sie, wie zur Saatzeit u. s. w., im Schlage halten muß. Haustauben dagegen müssen gefüttert werden, und von der Güte des Futters hängt die Schönheit der Vögel und der Ertrag der Zucht ganz wesentlich mit ab.

Sie verzehren alle Getreidearten und Körnerfrüchte, nach den Erfahrungen der meisten Züchter bekommt den Tieren aber folgende Mischung am besten. Man mische vier Raumteile geschroteter Erbsen oder Wicken, ebensoviel Raumteile geschroteten Mais, zwei Raumteile guter Weizenkörner und ein Raumteil Hirse. Gelegentlich verabfolge man den Vögeln auch Krumen und Brosamen von altbackenem Weizen- oder Roggenbrot, und dreimal in der Woche setze man dem Futter etwas Hanfsamen zu, sowie groben Sand und etwas gemahlenen Kalk oder Gips, mit dem man auch ab und zu den Boden des Schlages bestreuen kann.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch die Frage, ob die Tauben für die Landwirtschaft nützlich oder schädlich seien, kurz berühren. Nach eingehenden Untersuchungen Sachverständiger kann gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß ersteres der Fall ist. Der Schaden, den sie etwa zur Saat- und Erntezeit auf den Feldern anrichten können, wird weit überwogen durch ihren Nutzen, da sie, wie die Untersuchungen des Kropfes erwiesen haben, sich beinahe das ganze Jahr hindurch ausschließlich von Unkrautsämereien ernähren. „Snell hat sich,“ wie der oben angeführte ausgezeichnete Vogelkundige berichtet, „durch sorgfältige und mühevolle Beobachtungen überzeugt, daß sie zwar einzelne Getreidekörner, welche ohne sie verderben



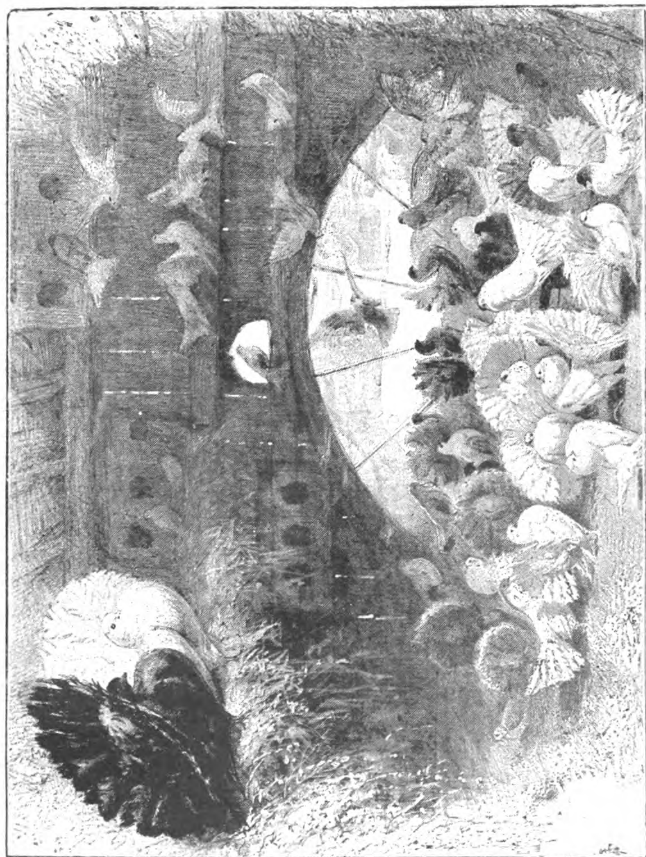
Kropf-, Brief- und Berbertauben.

würden, auflesen, im allgemeinen aber sich fast ausschließlich von dem Samen verschiedener, der Landwirtschaft verderblicher Unkräuter ernähren und dadurch einen geradezu unberechenbaren Nutzen bringen. Der genannte Beobachter zählte im Kropfe einer von ihm getöteten Haustaube 3582 Körner der Vogelwicke und berechnet, daß eine Taube mit einem Jungen jährlich gegen 800,000 dieser Körner vertilgt. Seine gewissenhaft angestellten Beobachtungen widerlegen jeden Vorwurf, welcher den Tauben bisher gemacht, jede Verdächtigung, welche auf sie geschleudert wurde, und stellen als unumstößliche Wahrheit fest, daß unser Getreidebau ohne sie arg gefährdet sein würde."

Um noch ein Wort über die Kreuzung der Tauben anzuführen, so sei bemerkt, daß sich dadurch, wie schon bemerkt, allerdings neue und vollkommene Spielarten erzielen lassen, jedoch nur, wenn man mit Umsicht und Vorsicht zu Werke geht. Man kann nämlich nicht alle Spielarten miteinander kreuzen, am allerwenigsten die ganz voneinander verschiedenen. Gewöhnlich nehmen die Jungen die Körperbeschaffenheit der Mutter an, und wenn der Züchter sich danach richtet, so besitzt er eine Möglichkeit, die Spielart beliebig zu schwächen oder zu verstärken. Um bestimmte Nuancen des Gefieders zu erzielen, muß man immer Mütter von verwandter Grundfarbe wählen. Gewisse Tauben größerer und vollkommenerer Spielarten, beispielsweise Berber, Kropftauben (Kröpfer) und Brieftauben, sollten selbst im entferntesten Grade nicht miteinander gekreuzt werden. Die besten Erfolge werden erzielt, wenn man nur gewisse Farbennuancen oder einzelne Vollkommenheiten bei einer und derselben Rasse, wie Pfauen- und Kropftauben, Möwchen, Eulchen, Blondinetten u. s. w. anstrebt.

Die Zucht und Abrichtung von Brieftauben, die gegenwärtig eine so bedeutende Ausdehnung und hohe Vervoll-

kommnung erfahren hat und auch für militärische Zwecke ganz besonders wichtig ist, bildet ein besonderes Kapitel;

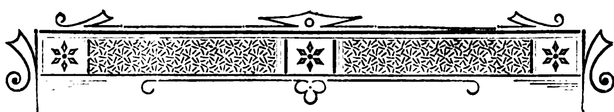


Pfauentauben im Schlage.

der Vollständigkeit wegen sei hier nur zum Schluß noch kurz angeführt, daß die jetzt bei uns gezogenen Brieftauben sorgfältig gezüchtete Mischlingsrassen sind aus

Karrier oder englischer Bagdette, Feldtaube, Mörchen und Tümmler. Auf diese Weise wurden als Hauptarten erzielt: die langschnäbelige oder Antwerpener Brieftaube und die kurzschnäbelige oder Lüttticher Brieftaube und die durch Kreuzung beider gezüchtete Militärbrieftaube. Bezüglich ihrer Züchtung, Verpflegung und sonstiger Haltung besteht zwischen der Brieftaube und den übrigen Haustauben kein Unterschied, nur muß man den Taubenschlag derartig eiurichten, daß er das rasche Einfangen, Herausgreifen und die stete Ueberwachung jeder einzelnen Taube zuläßt.





Die Morphiumsucht.

Medizinische Skizze von Dr. med. Aug. Johannes.

„Grauenvoll," sagt Ibsen in einem seiner Schauspiele, „grauenvoll ist das, was abschreckend anzieht." Und grauenvoll auch in diesem Sinne darf jene moderne Krankheit genannt werden, welche gegenwärtig in allen zivilisierten Ländern herrscht und unter den Gebildeten, und zwar hauptsächlich unter Aerzten und Apothekern, weit mehr verbreitet ist, als der Laie es im allgemeinen ahnt: die Morphiumsucht. Wer hätte nicht schon von ihr gehört oder gelesen, wenn nicht gar Gelegenheit gehabt, in seiner näheren oder weiteren Umgebung einen von dem „Laster" Befallenen zu beobachten. Und doch werden solche Unglückliche selbst bei allem guten Willen allermeist verkehrt beurteilt; ja es herrschen im großen und ganzen im weiteren Publikum selbst der gebildeteren Kreise so falsche Vorstellungen, gestützt auf unrichtige mündliche oder schriftliche Beschreibungen, daß es im Interesse der Sache am Platze ist, durch klare und vor allem wahrheitsgemäße Darstellung aufklärend zu wirken.

Vorerst also sei der sachliche Begriff der Krankheit hier festgestellt: es handelt sich bei derselben um eine chronische Vergiftung des ganzen Organismus durch Mor-

phium, sei es, daß dieses durch den Arzt verschrieben, sei es, daß es sich der Morphinist selbst zu verschaffen gewußt hat.

Morphium ist ein Arzneimittel, altbekannt und altbewährt, in die Gruppe der sogenannten narkotischen (betäubenden) Mittel gehörig, und wird aus der hauptsächlich im Orient in Massen gezogenen Mohnpflanze (Papaver somniferum) gewonnen. Aus den unreifen Samenkapseln dieser Pflanze wird ein Saft gepreßt, der eingedickt als Opium namentlich von Smyrna aus in den Handel kommt. Dieses Opium soll, falls es guter Qualität ist, mindestens zehn Prozent Morphium enthalten, als giftigen und wirksamen Bestandteil des Mohnsaftes. Es wurde früher nur innerlich, also in Tropfen, Mixturen, Pillen, Pulvern u.s.w., in der ärztlichen Praxis verwandt. Es ist nicht unwichtig, dieses zu betonen; denn während bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus ein Mißbrauch des Morphiums durch innerliche Anwendung nur vereinzelt hie und da einmal vorkam, ist seit der Erfindung der Einspritzung die eigentliche Morphiumsucht trotz aller Einsicht und Erkenntnis, trotz aller Warnungen, trotz aller abschreckenden Beispiele mehr und mehr in stetigem Ansteigen begriffen.

Die Methode der subkutanen Einspritzung von Arzneimitteln wurde im Jahre 1855 von Alexander Wood in England erfunden und in die Therapie eingeführt, und hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens den allgemeinsten Eingang in die ärztliche Praxis aller Länder verschafft. Das Verfahren besteht darin, Arzneimittel in das Unterhautbindegewebe einzuspritzen, um so entweder eine örtliche oder, was das häufigere, durch Aufnahme in den Blutkreislauf eine allgemeine Einwirkung zu erzielen. Und diese Wirkung pflegt sowohl schneller als auch stärker aufzutreten als beim Einnehmen, also bei Aufnahme derselben Mittel in gleicher Menge durch den Magen.

Hierauf in erster Linie beruht die zauberhafte Wirkung der Morphiumeinspritzungen; andererseits ist, wie bereits angedeutet, auf diesem Wege aus einem Gebrauch ein Mißbrauch, aus einem Segen vielfältig ein Unsegen geworden.

Haben wir im voraufgehenden die allgemeinen äußeren Ursachen für das Auftreten und Vorwärtsschreiten der Morphiumsucht kennen gelernt, so müssen wir uns nun fragen, welches sind denn die Veranlassungen im Einzelfalle, wie kommt es, daß immer neue Opfer dieser Sucht unterliegen? Hier sei zum Verständnis vorweg bemerkt, daß ganz entschieden eine individuelle Veranlagung wie für so viele Krankheiten so auch bei dieser bestehen muß. Denn während der eine sich nach der ersten Einspritzung fast ohne Halt und Widerstand der Morphiumsucht hingiebt, und zwar namentlich deshalb, weil er das Mittel nur gar zu gut verträgt, weil es ihm gar zu schön bekommt, ist bei manchen Menschen das gerade Gegenteil der Fall: Widerwille, schlechtes Vertragen und andere Umstände vereinen sich, um sie abzuschrecken. Hier muß man eben, da nähere Begriffe fehlen, seine Zuflucht nehmen zu der Erklärung verschieden gearteter Nervensysteme.

Im übrigen geben den ersten Anlaß zum Gebrauch des Giftes in den allermeisten Fällen schwere, ganz besonders schmerzhafte und zugleich langwierige oder periodisch wiederkehrende Leiden. Dahin gehören vorwiegend die Neuralgien (Nervenschmerzen), ferner quälende Zustände wie Asthma, Knochenfraß, Schußverletzungen, Krebs-, Rückenmarks- und andere Leiden; ganz vereinzelt stehen Fälle da, in denen die erste Einspritzung aus Neugier genommen wurde. Bekannt ist, daß einzelne Berufsarten wie für andere Krankheiten so auch für diese das größte Kontingent stellen, und zwar sind es naturgemäß Aerzte, Apotheker und ihre Angehörigen, auch Offiziere,

letztere namentlich in größerer Anzahl nach dem letzten Feldzuge.

Und damit kommen wir zur Schilderung, wie im Einzelfalle der Kranke der Morphiumsucht anheimfällt. Der eine Fall pflegt zu sein wie der andere: mit geringen Abweichungen stets dasselbe Lied, dasselbe Leid.

Setzen wir also den Fall, ein erwachsener Mensch, gleichgültig ob Mann oder Frau, liege an einem der bezeichneten Leiden darnieder, in einem unerträglich qualvollen, die Nerven folternden Zustande. Tag und Nacht in Unruhe und Schmerzen, flieht ihn der Schlaf. Die verschiedensten Arzneimittel sind ohne Erfolg angewandt; endlich greift der Arzt zur Spritze, dem letzten Helfer in der Not, bislang von Arzt wie Patient zielbewußt als äußerste Reserve zurückgeschoben. Am Abend wird die Einspritzung gemacht: wenige Minuten vergehen, und den ganzen Körper des armen, so lange gequälten Kranken durchströmt ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl allgemeinen Behagens, wonniger Wärme, dem er sich nur zu gern so ganz hingiebt, um alsbald in einen Zustand des Halbschlummers zu versinken, einen Zustand süßen Träumens, nur des einen Empfindens: „Ach, wenn es doch immer so bliebe!“ Es ist das die „Euphorie“ nach ärztlicher Bezeichnung, zu deutsch etwa mit „Wohlbehagen“ wiederzugeben. Dieser Zustand dauert je nach der Empfänglichkeit des einzelnen und der Höhe der angewandten Dosis längere oder kürzere Zeit, immerhin wird er meist bis zum Morgen vorhalten. Doch es giebt kein Glück ohne Reue; auch hier bewährt sich dieses Wort.

Kann es aber wohl einen größeren Kontrast geben als diesen soeben geschilderten Zustand verglichen mit dem voraufgehenden, einer unter peinigenden, wühlenden, bohrenden Schmerzen durchwachten Nacht, in der der arme Kranke, jeden Schlag der Uhr zählend, mit Zagen dem heran-

dämmernden Morgen entgegensieht? Kann man es nicht sehr wohl begreifen; müßte man sich nicht vielmehr wundern, wenn es nicht so wäre, daß der Kranke unter dem vollen Eindruck der zauberhaften Wirkung am nächsten Tage und vielleicht auch an den folgenden den Arzt immer wieder bittet, ja anfleht um eine Einspritzung? In diesem Sinne zur rechten Zeit, am rechten Ort, weise und maßvoll angewandt, ist das Morphium allerdings ein großer Segen. Wo aber ist der harte Mann, der den ersten Stein wirft, der es wagt, den zu verdammen und des „Lasters" zu zeihen, der unter besagten Umständen, da er das Mittel in Händen hat, immer wieder zu ihm greift?

Und doch liegt gerade hierin die Gefahr. Schon nach einigen Malen des Gebrauchs — es ist auch dieses individuell verschieden — tritt Gewöhnung an das Mittel ein, die sich darin zeigt, daß einerseits die Wirkung nachzulassen beginnt, andererseits aber — und dieses ist das Ernstliche an der Sache — daß nach längerer Anwendung der Patient ohne neue Qualen, ja bisweilen ohne schwere Schädigungen für das Allgemeinbefinden überhaupt nicht mehr gänzlich von dem Gift ablassen kann. Diese beiden Momente gerade sind es, welche bei der richtigen Beurteilung des Morphinismus am schwersten ins Gewicht fallen.

Die Gewöhnung also äußert sich zuerst im Nachlaß der Wirkung. Den letzteren Umstand ersetzt der angehende Morphinist durch Erhöhung der Dosis, er nimmt um so viel mehr als bisher, bis die alte Wirkung ganz oder annähernd erzielt ist; freilich merkt er bald, daß die „zauberhafte" Wirkung wie bei der ersten Einspritzung niemals wiederkehrt. Der eine nun spritzt ohne Nachdenken darauf los, sein erstes und einziges Streben ist, sich Ruhe zu schaffen und die Qual gegen den angenehmen Zustand der Euphorie einzutauschen, vorausgesetzt, daß er

das Mittel in die Hände bekommt oder, wenn er Arzt oder Apotheker ist, es stets in Händen hat; andere dagegen, und ihre Zahl wird nicht klein sein, kämpfen und kämpfen jeden einzelnen Tag, vor jeder einzelnen Einspritzung, um immer und immer wieder zu unterliegen vor dem heimtückischsten aller Gegner, bis es eben zu spät ist; ihr gemeinsames Los ist mit Sicherheit: sie kommen nicht mehr davon frei!

Hierin also liegt die Eigenart der Morphiumsucht: in dem fortdauernden Gebrauch unter stetigem sicheren Steigen der Dosis des Medikaments. Da aber Morphium eben ein Gift, und zwar ein sehr schweres Gift ist, so kann solches nicht ohne schwere Schädigungen für Körper und Geist des Kranken geschehen.

Und in der That zeigen sich auch bald für den kundigen Beobachter die Folgen. Der Kranke, der zu seinem Grundleiden noch ein schweres weiteres hinzuerworben hat, magert ab, bekommt eine blasse, graugelbliche Gesichts- und Hautfarbe, die Ernährung liegt im allgemeinen sehr darnieder, weil der Appetit meist mangelt und überhaupt die Magen- und Darmthätigkeit beeinträchtigt wird.

Eine direkte, aber ganz charakteristische Wirkung des Morphiums, die es mit vielen narkotischen Mitteln gemein hat, ist die Verengerung der Pupillen, desgleichen unmotivierte, heftige Schweißausbrüche. Ferner ist an solchen Kranken bald in die Augen fallend ein auffallender Wechsel der Stimmung, große Reizbarkeit, Unzufriedenheit, zunehmende Willensschwäche, Unlust an ständiger Arbeit. Den Kranken belästigen häufig dumpfe Kopfschmerzen, namentlich morgens beim Erwachen klagt er über eingenommenen Kopf. Der Schlaf in der Nacht ist zwar fest, aber es ist ein Betäubungsschlaf, dem Morphinisten ist am Morgen, als habe er die Nacht durchschwärmt, die Erquickung des gesunden Schlafes fehlt. Ein häufig

auffallendes Symptom ist auch der Hang zum Alleinsein; die sonst gesuchte fröhliche Gesellschaft, selbst die Familie wird gemieden, und so wird der arme Leidende immer mehr isoliert, er wird verkehrt beurteilt, und empfindlich wie er ist, zieht er sich gekränkt noch mehr zurück und verfällt körperlich, geistig und moralisch immer mehr.

So kommt denn in den meisten Fällen über kurz oder lang der Augenblick herbei, wo der Kranke selbst es fühlt, häufiger und eindringlicher noch die Familienangehörigen es zuerst aussprechen: „So kann, so darf es nicht weitergehen; es muß etwas geschehen, und zwar bald und gründlich!“

Was dann?

Auf das entschiedenste muß hier von vornherein die irrige Ansicht bekämpft werden, als könne der Kranke mit einigem guten Willen vom Morphium ablassen, ja als sei das Bedürfnis nach Morphium ein lasterhafter Trieb. „Aus eigenem Willen,“ sagt ein neuerer Autor über diesen Gegenstand, „aus eigener Kraft für sich allein kann kein Morphiumkranker, gleichviel ob er einige Monate oder viele Jahre das Gift gebraucht hat, geheilt werden.“ Versucht er es, sich zu befreien, und hat er auch den festesten Willen, den Qualen der Enthaltsamkeit zu trotzen, es ist ihm aus eigener Kraft nicht möglich. Die körperlichen und seelischen Qualen sind zu groß, die Willenskraft so geschwächt, daß er sich resigniert in sein Schicksal ergiebt und weiterspritzt.

Ebensowenig und größtenteils aus denselben Gründen ist eine Entziehung im eigenen Hause, selbst mit Hilfe eines tüchtigen Arztes, durchführbar. So oft dieses wieder versucht wird, ist das Resultat ein glänzendes Fiasko; und hier kommt noch hinzu, daß beiderseits unausbleibliche Täuschungen — solche seitens der Angehörigen vielleicht in bester Absicht unternommen — nur dazu führen, Mißtrauen und hierdurch häuslichen Zwist und Unfrieden zu erzeugen.

Das einzig richtige Verfahren ist daher nach allgemeiner Erfahrung das Verbringen des Kranken in eine Anstalt zwecks Entziehung des Giftes. Der Schilderung der verschiedenen Arten, wie dieses angestrebt wird, sei nur die eine Bemerkung voraufgeschickt: allen gemeinsam ist etwas Gewaltsames, und daher in erster Reihe die vielen Mißerfolge, Rückfälle in kürzester Frist. Und in der That ist es Erfahrungssache, daß die Mehrzahl aller dieser Kranken nach den bisherigen Methoden der Entziehungskuren wieder rückfällig wird. Wie, wird man erstaunt fragen, wie ist das möglich? Das kann doch wohl nur ganz leichtsinnigen, böswilligen Menschen passieren! Muß ein Mensch, der jahrelang an der Morphiumsucht mit allen ihren bösen körperlichen und geistigen Folgen gelitten hat, dann aus der Erkenntnis seines Leidens den dringenden, sehnsüchtigen Wunsch nach Genesung hatte, und nun wirklich genesen ist — muß ein solcher nicht aufjubeln, daß er nun wieder ein ordentlicher Mensch geworden ist, und das Morphium fürchten wie seinen ärgsten Feind?

Der Gedanke ist durchaus richtig und trifft wohl in allen Fällen zu. Und doch die Erfahrung der Rückfälle! Ja, auch hier heißt es eben: der Geist ist willig, das Fleisch schwach. Der Kranke selbst ist moralisch kaum zu tadeln. Noch viele Wochen nach beendigter Kur stellen sich ganz unerwartet, freilich seltener und seltener werdend mit dem Hinschwinden der Zeit, schier unerträgliche Empfindungen ein, ein Verlangen nach dem langgewohnten Mittel, der sogenannte Morphiumhunger. Kommt nun gar ein tüchtiger Aerger, ein anderes körperliches Unbehagen oder ein Schmerz dazu, so greift der Unglückliche wiederum zur Spritze. Es soll nur das eine, einzige Mal sein, so gelobt er sich, aber mit unfehlbarer Sicherheit ist er von Stund an der Spritze wieder verfallen,

wieder muß er das Joch der Sklavenketten schleppen. Es ist wieder das alte Leid, oft schlimmer denn zuvor. Relativ sicher vor einem Rückfall sind nur solche Menschen, denen es absolut unmöglich ist, sich Morphium und Spritze zu verschaffen.

Die Quintessenz der ganzen Frage ist deshalb in zwei Worten zu sagen: Entziehen ist relativ leicht, Entwöhnen aber, das heißt dauernd, für immer Abgewöhnen ist ganz gewaltig schwer.

Die bislang in Anwendung gebrachten Arten der Entziehung sind folgende:

Die älteste Methode der plötzlichen Entziehung ist zur Zeit wohl gänzlich aufgegeben. Der Unglückliche bekam vom Moment der Aufnahme in die Anstalt an nicht eine Spur Morphium mehr unter scharfer Bewachung von Aerzten und Wärtern. Es trat als natürliche Folge in den ersten 12 bis 24 Stunden ein furchtbarer Zustand ein: Todesangst, kalter Schweiß, Wein- und Gähnkrampf, Delirien und Tobsuchtsanfälle; oder die Kräfte des Kranken reichten nicht aus, er verfiel in einen Schwächezustand mit Bewußtlosigkeit, Herzschwäche; selbst Todesfälle wurden beobachtet oder nur durch energisches Eingreifen der Aerzte verhütet. Tage und Wochen voll schrecklicher Qualen folgten. Wer einmal solche Kur durchgemacht hatte, der entschloß sich sehr schwer zum zweitenmal dazu; und rückfällig wurden doch die meisten.

Die Kur war eben zu gewaltsam, und deshalb ist auch diese Methode mehr und mehr aufgegeben worden und gegenwärtig wohl nur noch im Gebrauch die der langsamen Entziehung.

Das Wesentliche bei dieser ist, daß die täglich genommene Morphiummenge zunächst genau festgestellt und nun langsam aber sicher unter Leitung der Aerzte verringert wird. In der ersten Zeit pflegt dieses auch ganz gut zu

gehen; der Kranke befindet sich erträglich; bald aber stellen sich auch hierbei die sogenannten Abstinenzerscheinungen ein. Der Patient gerät in einen unerträglichen Zustand von ängstlicher Unruhe, allgemeiner Nervosität ganz eigener Art. Fortwährendes Gähnen, ebenso ununterbrochenes Niesen treten schon früh in quälender Weise auf, der Kranke hat nirgends Ruhe, läuft planlos, klagend und jammernd umher, ohne direkt bezeichnen zu können, wo es ihm fehlt. Es ist eben der „Morphiumhunger". Im weiteren Verlauf treten schwere Angstgefühle, namentlich sogenannte Herzangst hinzu, Zuckungen in den Muskeln des ganzen Körpers, Schlaflosigkeit und vor allem absolute Energielosigkeit und Niedergeschlagenheit höchsten Grades, in der die Nahrungsaufnahme oft gänzlich verweigert wird. So bietet der Patient in diesen Tagen ein klägliches Bild schweren körperlichen und geistigen Krankseins, und wenn auch die schlimmsten Erscheinungen schon nach Tagen oder wenigen Wochen langsam absteigend sich mildern, so ziehen sich ihre letzten Ausläufer, namentlich die Schlaflosigkeit, doch über viele Wochen, ja Monate hin. Ist es da zu verwundern, wenn Rückfälle vorkommen, wenn ein solcher Kranker in seinem Elend und seiner Willensschwäche wieder zu dem einzigen Mittel greift, das ihm für den Augenblick Linderung gewähren kann? Denn wer ist so gestellt, daß er das Opfer an Zeit und Geld zu bringen vermöchte, um, was das beste und zuverlässigste wäre, viele Monate in der Anstalt unter Aufsicht zu verbleiben? Leider nur eine ganz kleine Zahl bevorzugter Sterblicher.

Freilich geschieht in den besseren Anstalten, was nur erdenklich ist zur Linderung der Qualen; der ganze Apparat von Heilfaktoren wird herangezogen: gesunde frische Luft und Bewegung, gute kräftige Kost, Elektricität, Bäder, Massage, Schlaf- und Beruhigungsmittel; frühzeitig wird

für Zerstreuung gesorgt, da Ableitung der Gedanken nicht unwesentlich ist. Aber ohne Qualen geht es nun einmal nicht ab bei der Kur, vielmehr muß, wie geschildert wurde, eine ganze Summe solcher durchgekämpft werden.

Hieraus erklärt es sich, daß viele Kranke trotz ihres guten Willens, gesund zu werden, namentlich solche, die schon einmal eine Kur durchgemacht haben, aus Furcht vor den ihnen bevorstehenden Qualen versuchen, die Aerzte zu täuschen — in Wahrheit betrügen sie nur sich selbst — indem sie bei Aufnahme in die Anstalt sich einen kleinen Vorrat von Morphium hineinschmuggeln. Auch hier entspinnt sich auf diese Weise wie beim ernstlichen Schmuggel ein förmlicher kleiner Krieg, in dem List gegen List die Waffen sind. Der Schlauheit des Kranken steht die Wachsamkeit der Aerzte gegenüber, letztere werden durch die Erfahrung äußerst findig auf die Schliche und Kniffe, da sie im Laufe der Zeit wunderbare Sachen erleben. Hier hat einer sich Morphiumpulver im Rücken eines Bucheinbandes, ein anderer zwischen den Sohlen seiner Pantoffeln versteckt, dort hat einer seine sämtlichen Zigaretten mit Opiumtinktur durchtränkt und pafft nun den ganzen Tag, bis — er erkannt ist. Ja kürzlich berichtet gar ein Arzt, daß ein Patient trotz gründlicher Untersuchung, trotz Wechseln des Anzuges und der Wäsche, ja trotz täglichen Badens, unter Bewachung eines Wärters bei Tag und Nacht, es fertig brachte, die Wächter zu täuschen. Und wie? Er hatte sich Morphiumpulver in wasserdichter Verpackung mit dickem Pflaster unter die Wölbung der Fußsohle geklebt! Bei solchen Erlebnissen kommen die Aerzte endlich dazu, sich über nichts mehr zu wundern.

Blicken wir nun zurück auf die eingangs aufgestellte Behauptung, daß das Leiden so vielfach falsch verstanden wird, so wird der geneigte Leser bestätigen, daß es freilich verkehrt ist, von einem „Laster“ der Morphiumsucht

zu reden, und den armen Sünder danach drohend, strafend, richtend und verachtend zu beurteilen und zu behandeln; daß wir vielmehr, wo wir mit solchen Kranken in Berührung kommen, uns dessen erinnern müssen, daß wir es mit einem unglücklichen, unseres Mitleids, unserer Geduld und Nachsicht in erster Linie bedürftigen Leidenden zu thun haben. Andererseits ist es grundverkehrt, das Kind mit dem Bade auszuschütten und, weil es Morphinisten giebt, in der Behandlung schmerzhafter Krankheiten das Morphium gänzlich zu verbannen. Das wäre genau so thöricht, wie wenn wir den letzten Weinstock ausrotten wollten, weil es Trunksüchtige giebt.

Eines freilich wäre sehr zu wünschen, nämlich daß die Aerzte die Einspritzungen auf die äußersten, dringlichsten Fälle reduzierten, und sich möglichst auf die innere Anwendung des Morphiums beschränkten. Daß es damit auch geht, beweist der Umstand, daß man die Einspritzungen kaum erst seit einem halben Jahrhundert kennt.

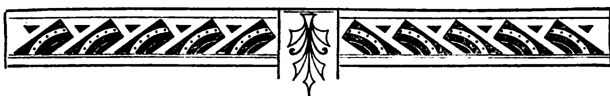
In den Händen verständiger Aerzte, zur rechten Zeit, am rechten Ort, in der richtigen Weise angewandt, ist und bleibt das Morphium ein herrliches Mittel, dessen großen Segen noch mancher schwer Leidende loben und preisen wird.

Bevor wir schließen, möchten wir nicht unterlassen, auf eines hinzuweisen: ein Moment, das mehr denn alles andere zur Verhütung oder Vorbeugung unserer Krankheit beitragen könnte, ist das Moment der Erziehung. Von hervorragenden Aerzten auf dem Gebiete der Psychiatrie und Nervenkrankheiten ist in jüngster Zeit darauf hingewiesen worden, wie die Erziehung im Verhältnis steht zu der anderen Krankheit unseres Zeitalters, der Nervosität. So auch hier. Rechtzeitig sollte von denen, die dazu berufen sind, eine Abhärtung der Jugend auch in dem Sinne angestrebt werden, daß nicht jedem Schmerz



nachgegeben, nicht bei jeder Kleinigkeit um Hilfe gerufen wird; dann wird sich auch der einzelne, gestärkt durch Wort und Beispiel, in diesem Sinne weitererziehen, jeglichem Angriff von vornherein größere Widerstandskraft entgegenbringen und nicht so leicht, wie es jetzt oft geschieht, dem Teufel der Morphiumsucht anheimfallen.





Im „Hafen“ von Portugal.

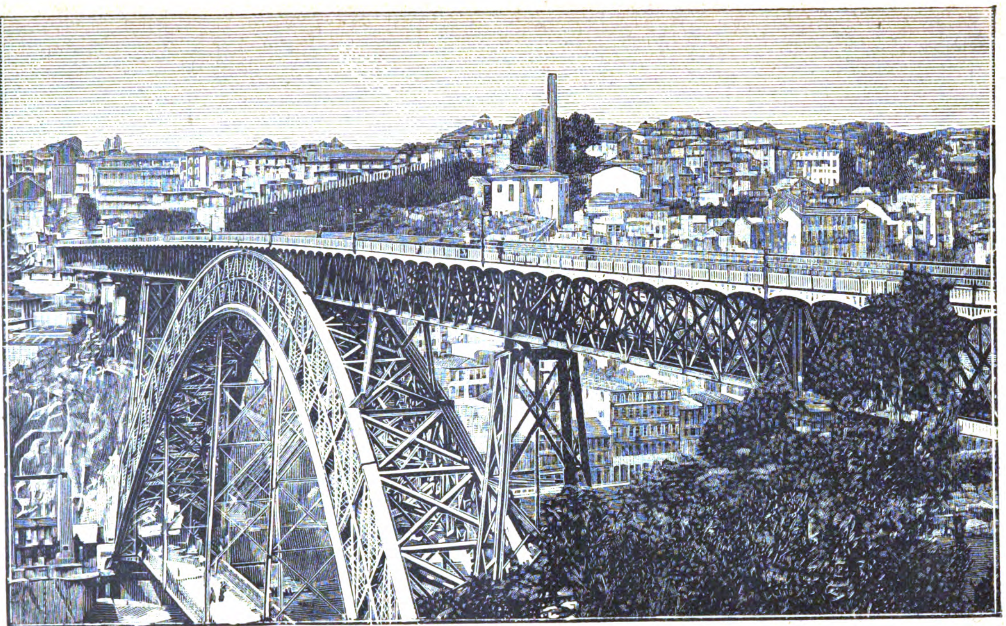
Reiseerinnerungen von **Adolf Classen.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug donnert über die kühne Eisenbahnbrücke, welche in schwindelnder Höhe und in einem einzigen Bogen das tiefe Dourothal überschreitet. Wir sind in Oporto (O porto heißt auf portugiesisch „der Hafen“), der nächst Lissabon schönsten und volkreichsten Stadt und dem wichtigsten Hafen- und Handelsplatze des Königreichs Portugal.

Die gegen Norden und Osten von Spanien umschlossene Westecke der Pyrenäischen Halbinsel ist für die meisten Mittel- und Nordeuropäer nur ein ziemlich unbestimmter geographischer Begriff. Vergnügungsreisende kommen verhältnismäßig selten dorthin, denn im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Portugal allerdings nicht lohnend genug für einen Ausflug, da die Landschaft durchweg einförmig ist und sogenannte „sehenswerte Punkte“ ziemlich dünn gesäet sind. Den Glanzpunkt des Königreichs bildet die Hauptstadt Lisboa oder Lissabon, deren Hafen mit seinen palastgekrönten Höhen den Vergleich mit Konstantinopel, Palermo, Neapel und Genua nicht zu scheuen braucht. Aber auch das handeltreibende Oporto, die alte



Die Dourobrücke zwischen Oporto und Villanova de Gaya.

Universitätsstadt Coimbra, das Kloster Mafra, der portugiesische Eskorial, und das berühmte Bernhardinerkloster Alcobaça, Basaca, Batalha, Leira und andere Plätze sind wohl eines Besuches würdig.

Selbst wenn man Lissabon vorher gesehen hat, überrascht Oporto den ankommenden Fremden durch den malerischen Reiz seiner Lage. Namentlich vom Douro aus, der hier 270 Meter breit ist, gewährt die rund 120,000 Einwohner zählende, gut gebaute Stadt mit ihren zahlreichen großen Gebäuden, den hochtürmigen Kirchen und Klöstern und den vielen, in südlicher Fülle prangenden Gärten einen entzückenden Anblick. Vielleicht auf keinem anderen Punkte von ganz Europa findet man so zahlreiche und große Kamelien- und Eukalyptusbäume; die ersteren sind in den Gärten so häufig, daß Oporto die Kamelienstadt par excellence genannt zu werden beanspruchen darf.

Es ist die Hauptstadt der Provinz Entre Douro e Minho, meist kurzweg Minho genannt, und liegt auf und an zwei bis 90 Meter hohen Felshügeln mit ziemlich steilen Hängen am rechten Ufer des Douro oberhalb seiner Mündung. Bis hierher gehen die Seedampfer flußaufwärts, deren Tiefgang ein Passieren der Barre an der Douromündung zuläßt. Die schweren deutschen und englischen Dampfer dagegen müssen im Hafen von Leixões vor Anker gehen.

Oporto soll seine Entstehung dem römischen Hafen Portus Cale (später Portocale, woraus der Name Portugal wurde) verdanken und war schon im Beginn des Mittelalters eine bedeutende Stadt, zumal unter den Gotenkönigen. Im Jahre 716 wurde sie von den Arabern erobert, denen sie König Alfons I. von Leon allerdings 820 wieder entriß; fünf Jahre hernach aber fiel sie von neuem in die Gewalt der Araber, die sie diesmal von Grund aus zerstörten. Erst 948 wurde Oporto wieder aufgebaut

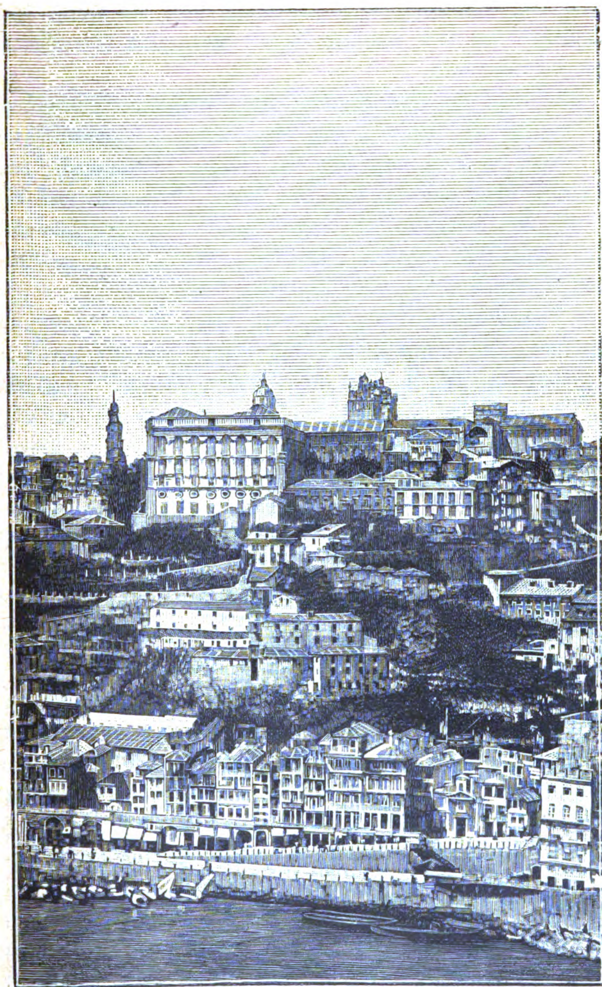


Blick auf die untere Stadt und das gegenüber liegende Villanova de Gaya.

und 1110 mit Mauern umgeben. Es blieb bis zum Jahre 1074 die Hauptstadt Portugals. Seine höchste Blütezeit war das siebzehnte Jahrhundert, es verlor aber bei einem Aufstande 1757 viele Freiheiten.

1808 erklärte sich die Stadt zuerst gegen die Herrschaft der Franzosen, und hier bildete sich die portugiesische Junta zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten. Am 12. Mai 1809 überrumpelten die Engländer unter Wellington die von Soult befehligten Franzosen, und am 24. August 1820 brach hier die Erhebung gegen die Engländer aus. Im Jahre 1824 verhing der Usurpator Dom Miguel ein furchtbares Blutgericht über die Anhänger der Königin Maria II. da Gloria, wobei die Stadt über 10,000 ihrer Einwohner durch Auswanderung verlor. Aus der späteren Geschichte Oportos sind noch hervorzuheben ihre Verteidigung gegen Dom Miguel vom 7. Juli 1832 bis 7. August 1833 und die wiederholten Aufstände zu Gunsten eines liberaleren Regierungssystems, von denen der letzte, die Mairevolution des Jahres 1846, die Belagerung, Einnahme und zeitweilige Besetzung der Stadt durch spanische Interventionstruppen im Gefolge hatte.

Heute ist Oporto der Sitz eines Zivilgouverneurs, eines Militärdivisionskommandos, eines Bistums, eines Appellationsgerichtshofes und eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und vieler auswärtiger Konsuln (darunter eines deutschen). Sie zerfällt in administrativer Hinsicht in zwei Quartiere (bairros): Oriental und Occidental; hat 154 Straßen und Gassen, 79 großenteils mit Promenaden geschmückte Plätze und drei öffentliche Gärten. Im höchsten Teile der Stadt erhebt sich neben dem bischöflichen Palast die vom Grafen Heinrich von Portugal gegründete Domkirche oder Sé. Sonst sind von den Kirchen die kleine altgotische Kirche Cedofeita (schon 559 vom Suevenkönig Theodomir gegründet), die Kirche des großen Hospitals



Der bischöfliche Palast und die Domkirche.

São Antonio oder da Misericordia und die Kirche dos Clérigos mit dem höchsten Turme Portugals (65 Meter) die bedeutendsten.

Von den übrigen öffentlichen Gebäuden verdienen hervorgehoben zu werden das eben genannte Barmherzigkeitshospital, die große englische Faktorei (1785 erbaut), das Haupttheater, das Stadthaus, der Justizpalast und die imposante Börse. Die Stadt besitzt großartige Wohlthätigkeitsanstalten und viele öffentliche wie private Bildungs-, Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

In allen Straßen herrscht ein geschäftiges Leben und Treiben. Den Mittelpunkt des Handels bildet die Rua nova dos Inglezes; die Rua nova de São João im Domquartier enthält viele mit vergoldeten Balkons gezierte und mit Malereien geschmückte Adelssitze; die Rua das Flores hat fast in jedem Hause einen Juwelierladen oder eine Goldschmiedwerkstatt. Höchst wechselvolle Ausblicke ergeben sich durch die unebene Lage der Stadt; so führt beispielsweise ihre regelmäßigste Straße, die Rua de São Antonio, in gerader Linie steil vom Ildefonso- nach dem Pedroplatze abwärts, während gerade gegenüber die Calzada dos Clérigos genau ebenso bis zur gleichnamigen Kirche emporsteigt.

Neben letzterer liegt der von alten Bäumen beschattete Mercado do Aujo, ein Marktplatz, auf dem der Fremde charakteristische Bilder des provinzialen Volkslebens in sich aufnehmen kann. Die Städter, unter denen es immer viele Ausländer, namentlich Engländer, giebt, gehen nach französischer Mode gekleidet, aber die Trachten der durchweg recht intelligent aussehenden Bauern, welche zu den Märkten in die Stadt kommen, bringen Abwechslung in das Straßenleben. Die Männer vom Lande sieht man meist in breiten schwarzen Filzhüten, schwarzen Leibbinden und langen Röcken; die Frauen und Mädchen halten nur zum Teil noch fest an der alten Nationaltracht, die sonst

auch hier, wie überall, der praktiſcheren und billigeren modernen Kleidung zu weichen beginnt.



Im Dourothal.

Wenn die Bäuerinnen und Pächterinnen der Provinz bei feſtlichen Gelegenheiten zu Pferde oder Eſel im Sonn=

tagsstaat nach Oporto kommen, so zeigen sie mit Vorliebe ihre Schmucksachen aus Goldfiligran, welche eine Spezialität der Goldschmiede von Oporto bilden. Bei den Damen der Stadt sind besonders beliebt Malteserkreuze von hübscher Arbeit, mit einer Kamelie in Rosaemail geschmückt; gänzlich verschwunden aber ist gegenwärtig die kleidsame Mantilla, welche sie früher — wenigstens bei dem täglichen Kirchenbesuch — trugen.

Auch an einheimischen eigenartigen Straßentypen fehlt es nicht. Charakteristisch sind besonders die Fischer und Zwiebelverkäuferinnen, sowie die Fuhrleute der als Frachtfuhrwerke allgemein gebräuchlichen, schwerfälligen Ochsenkarren. Bei Regenwetter tragen diese Fuhrmänner zum Schutze stets einen ganz originellen Strohmantel um die Schultern gehängt.

Eines Besuches wert ist ferner der Getreidemarkt und der außerhalb der Stadt flußabwärts auf einem Hügel erbaute Krystallpalast, in dessen Sälen Konzerte und Bälle veranstaltet werden. Die alle Hauptstraßen durchziehende Trambahn fährt bis dorthin. In den schönen Gartenanlagen um den Palast, die eine echt südliche Vegetation aufweisen, steht eine Kapelle zum Andenken an den am 28. Juli 1849 in einem benachbarten Landhause verstorbenen König Karl Albert von Savoyen-Sardinien, der sich als ein gebrochener Mann dorthin zurückzog, nachdem er, von Radetzky geschlagen, auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Novara am 23. März die Regierung an seinen Sohn Viktor Emanuel abgetreten hatte.

Entzückend ist die Aussicht vom Krystallpalast; desgleichen von der Domterrasse und vom Largo de Torre da Marca, einem großen Platze auf dem Plateau eines Felsens, der sich über das Stromthal neigt. Einen weiten Ausblick in das Dourothal genießt man auch von einer Promenade in der Nähe des Lazarusplatzes, dem Passeio das Fon-

tainhas, der ſich am Rande ſchroffer Felſen hoch über dem Strome hinzieht.

Das Thal des Douro iſt in ſeinem oberen Laufe, wo er noch Spanien angehört, öde und arm an Vegetation. Erſt nachdem der Fluß das Grenzgebirge durchbrochen hat



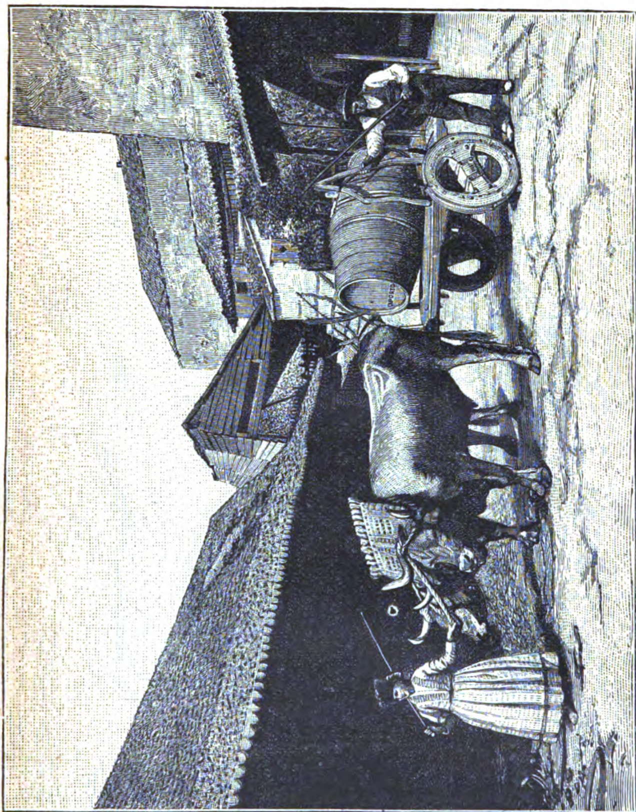
Frau aus der Umgegend von Oporto in Nationaltracht.

und in Portugal eingetreten iſt, ändert ſich der Charakter des Thales. Man ſieht an beiden Ufern Haine von Orangen-, Oliven- und Feigenbäumen, vor allem aber jene Weinberge, deren Trauben den berühmten Portwein liefern, deſſen Ausfuhr Oporto in erſter Linie ſeinen Wohlſtand zu danken hat.

Das Paz do vino oder Weinland im Distrikt Alto-Douro bildet die eigentliche Heimat dieses Weines; man zieht die Reben an den steilen Hängen jenes Berglandes auf Terrassen, ohne sie zu stützen. Seit 1853 hat leider die Traubenkrankheit und seit 1876 auch die Reblaus dort furchtbare Verheerungen angerichtet und die Weinproduktion sehr herabgemindert, die sich erst neuerdings wieder zu heben beginnt, nachdem man jene schlimmen Feinde der Reben systematisch zu bekämpfen gelernt hat.

Eine Folge jener verminderten Weinerzeugung war, daß man dazu überging, die Weine in ausgedehntem Maße zu verfälschen, um trotzdem der Nachfrage danach entsprechen zu können. „Aber schon früher haben,“ wie Dr. M. Willkomm berichtet, „die lächerliche Bevormundung und Ueberwachung der Weinproduktion und des Weinhandels, die zum Teil noch bestehen, eine Menge Fälschungen und Betrügereien veranlaßt, welche lähmend auf die Portweinproduktion einwirkten und diesen edlen Wein in Mißkredit brachten. Zwar wurde 1833 die zur Hebung des Weinbaues und Weinhandels von Pombal gegründete „Companhia general dos vinhos do Alto-Douro“ nach achtundsiebzigjährigem Bestehen aufgehoben, weil sie ihr Monopol zu ihrem eigenen Nutzen mißbraucht hatte, allein auch die 1843 an ihre Stelle getretene „Real companhia dos vinhos do Porto“, eine freie Aktiengesellschaft, welche im Besitz der edelsten Weinlagen ist, wirtschaftet nicht viel besser. Noch immer wird die Klassifizierung der Weine in „vinhos de feitoria“ (Faktoreiweine oder edle, welche allein ausgeführt werden dürfen) und „vinhos de ramo“ (geringere, im Lande zu konsumierende Sorten) ängstlich überwacht. Deshalb entscheidet nach der Ernte (im September und Oktober) eine Art von Jury durch vereidete Weinkoster über die Güte der gewonnenen Weine und zwar binnen wenigen Tagen. Dabei kommen natürlich die größten

Willkürlichkeiten und Beſtechungen vor. Da die zum Export beſtimmten Weine mit „guias“ (Begleitſcheinen) der Compagnie verſehen ſein müſſen, ſo bilden dieſe einen



Ein Ochſenkarren.

förmlichen Handelsartikel, indem ſie von den Weinproduzenten durch Beſtechungen erworben werden, um nicht geprüfte oder für ungeeignet befundene oder gefälſchte Weine als gute und beglaubigte Portweine ausführen zu können.“

Die Verschiffung der Portweine geschieht in der Oporto gegenüber auf dem linken Flußufer liegenden und eine eigene Kommune bildenden Vorstadt Villanova de Gaya, wo die größten Weinmagazine sich befinden. Dorthin gelangt die edle Flüssigkeit teils auf der Bahn, größtenteils



Fuhrmann mit Strohmantel.

aber auf dem Flusse, der die bequemste Gelegenheit zum Transport bietet. Er erfolgt in je 534 Liter haltenden Fässern (Pipen) auf Barken, die man flußabwärts treiben läßt. Der zur Ausfuhr kommende Portwein besitzt eine braunrote Farbe, die zum Teil von künstlicher Färbung mittels Holunderbeerenextrakt herrührt. Außerdem erhält

er einen dreimaligen Spritzusatz in bestimmten Zwischenräumen und endlich nach Bedarf noch Zusätze von Zucker und Mostsirup, so daß er im Grunde ein Kunsterzeugnis darstellt. Die oben erwähnten Konsumweine (vinhos de ramo) sind leichte Landweine von hellroter Farbe und oft



Zwiebelverkäuferin in Oporto.

viel angenehmerem Geschmack als die Faktoreiweine. Nur selten in den Handel gelangt ein sogenannter weißer Portwein, der in Wirklichkeit aber gelbbraun aussieht; man gewinnt ihn nur an gewissen Stellen, und er soll feiner sein als der rote.

Um die eigentliche Stadt Oporto herum liegen die

Vorstädte Cedofaita, Massarellos, Campanhã, Londello und Paronhos. Auch in ihren Straßen geht es immer lebhaft und geschäftig zu, denn hier befinden sich zahlreiche Fabriken, Lagerhäuser u. s. w. Oporto ist ja nächst Lissabon der Hauptsitz der portugiesischen Industrie. Es giebt dort weit über 400 Fabriken, ganz besonders blühend sind die Baumwollen- und Seidenmanufaktur. Fernere Industriezweige von Bedeutung sind: Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Wachstuch- und Hutfabrikation, Metallgießerei, Gerberei und Lederfabrikation, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, sowie die Erzeugung von Fayence, Korkstöpseln, Bändern, Tabak, Seife und Kerzen, Zuckerraffinerie, Ziegelei und Kalkbrennerei. In Villanova, das zugleich der Haupttummelplatz der Fischer, Schiffer und Matrosen, sind Fabriken für Thonwaren, Glas, Seife, Webwaren, sowie Dampfmühlen. Am Handel von Oporto sind außer England in erster Linie Brasilien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich und Hamburg beteiligt. Ausgeführt werden außer Wein, dessen Export in fortwährender Zunahme begriffen ist, Vieh, Kork, Obst, rohe Seide und Wolle, Hüte und Schuhwaren. Sehr bedeutend ist der Schiffahrtsverkehr, dessen Entwickelung jedoch dadurch beeinträchtigt wird, daß sich, wie erwähnt, an der Mündung des Douro eine Barre befindet, welche das Einfahren erschwert und schon manchem Schiffe den Untergang gebracht hat. Mit den Hilfsmitteln der modernen Technik wäre ihre Entfernung natürlich wohl möglich, allein die Regierung will nichts davon wissen, weil jene Barre zugleich einen sicheren Schutz gegen feindliche Angriffe zur See gewährt.

Bei Ausflügen in die Umgegend von Oporto fällt es dem Fremden auf, daß man gar keinen zusammenhängenden Dörfern begegnet, wohingegen das ganze Land mit hübschen, vielfach weinumrankten Bauernhäusern wie über-

ſäet erſcheint. Es iſt das eine Folge der ſtarken Zerſtücke- lung des Grundbeſitzes, die aber auch bewirkt, daß jedes Fleckchen Landes ſorgfältig angebaut wird, ſo daß das ganze Gelände einem fruchtbaren Garten gleicht. Wer



Fiſcher aus Oporto.

der Sprache genügend mächtig iſt, um mit den Leuten auf dem Lande in direkten Verkehr treten zu können, wird ſich leicht davon überzeugen, daß man nicht mit Unrecht die Bewohner dieſer Provinz als die gebildetſten und ge- ſittetſten Portugieſen bezeichnet. Im ganzen Königreiche

ist übrigens das Landvolk mäßig und fleißig, einfach in seiner Nahrung wie in seinen Vergnügungen. Der Grundbesitz befindet sich nahezu ausschließlich in den Händen selbständiger Bauern oder kleiner Pächter, denen das Land nach dem sogenannten Halbpachtsystem gegeben wird, wobei der Eigentümer Boden und Betriebsmittel hergiebt und dafür den halben Ertrag bekommt.

Von den in der Nähe Oportos gelegenen Orten sind besonders hervorzuheben der Hafenort São João da Foz an der Douromündung, bis wohin die Straßenbahn geht; seine Seebäder bilden im Sommer den Sammelplatz der vornehmen und begüterten Gesellschaft von Oporto. Ferner das nicht minder besuchte Seebad Granja, eine Station der Lissaboner Bahn, und endlich der überaus reizvoll an der nach Guimarães führenden Straße gelegene elegante Badeort Visella, der auch durch seine interessanten Ueberreste altrömischer Bauten bemerkenswert ist.





Mannigfaltiges.

Eine Geisterbotschaft. — Ich befand mich als Schiffsjunge an Bord der „Möwe", einer schmucken deutschen Bark, die mit voller Ladung von London nach New York bestimmt war. An Bord war alles heiter und vergnügt, denn der günstige Wind brachte uns schnell vorwärts und verwandelte sogar unseren bärbeißigen ersten Steuermann in einen liebenswürdigen Vorgesetzten.

Etwa zehn Tage waren wir unterwegs, als ich in der Nacht mit dem zweiten Steuermann, Namens Martens, auf Wache war. Plötzlich kam der Kapitän auf Deck. Er schien unruhig zu sein, und lange Zeit lehnte er an der Reling und blickte starr hinaus auf die Wogen, die wir wie ein Pfeil durchschnitten. Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein; er trat auf Martens zu und sagte: „Martens, mir ist heute nacht etwas Außergewöhnliches passiert, und ich weiß nicht recht, was ich thun soll. Dreimal hörte ich eine laute Stimme, die mir zurief: Steure nordnordwest! Als ich sie zum erstenmal hörte, glaubte ich, jemand mache sich einen schlechten Scherz, aber es war niemand in der Kajüte, und dreimal wiederholte sich der Ruf."

„Das war eine übernatürliche Botschaft," erwiderte Martens scheu.

Er stammte aus Ostfriesland und war sehr abergläubisch.

„Das ist auch meine Ansicht, Martens," antwortete Kapitän Sanders. „Vielleicht sind Schiffbrüchige in jener Richtung in Gefahr."

„Den jetzigen Kurs zu ändern ist eine zu große Verantwortlichkeit für mich, ich möchte vorschlagen, den ersten Steuermann rufen zu lassen, Kapitän,“ beugte Martens diesem Befehl vor.

„Heinrich,“ wandte sich der Kapitän an mich, „lauf und wecke Jürgens.“

Ich eilte hinunter und weckte den Alten. Kaum hatte ich ihm jedoch die Ursache mitgeteilt, als er schimpfend auf mich los fuhr und mir ordentlich eins versetzt hätte, wenn ich nicht so schnell ausgerissen wäre. Ohne sich Zeit zum Ankleiden zu nehmen, eilte er in Hose und Hemd auf Deck. Der Kapitän schien diesen Verstoß gegen den Respekt gar nicht zu bemerken, denn als er Jürgens sah, ging er ihm entgegen und sagte erregt: „Jürgens, mir ist eine überirdische Botschaft geworden, und ich wünsche —“

„Ja, ja, ich weiß schon,“ knurrte der Alte.

„Was, haben Sie die Stimme auch vernommen?“ fragte der Kapitän überrascht.

„Nein, ich hörte es von dem Jungen da. Es ist Alpdrücken gewesen, Kapitän. Alpdrücken, weiter nichts.“

„Es war kein Alpdrücken, Steuermann,“ erwiderte Kapitän Sanders sehr steif, „und wenn ich die Stimme noch einmal hören sollte, so werde ich den Kurs ändern.“

Ich sah, daß Jürgens bis zum Bersten wütend war. Ihm schien etwas auf der Zunge zu schweben, aber er hütete sich, es auszusprechen, es wäre gegen die Disziplin gewesen. Er schluckte einigemal und sagte dann verhältnismäßig ruhig: „Ich bitte Sie, hören Sie nicht auf diese Stimme, Kapitän. Gehen Sie lieber nicht wieder zu Bett. Wir wollen aufbleiben und eine Partie Schafskopf spielen, und morgen früh nehmen Sie eine gehörige Dosis Rhabarber. Verderben Sie die schönste, schnellste Reise, die je über den Ozean gemacht wurde, nicht wegen eines bißchens Rhabarber, Kapitän.“

„Steuermann,“ erwiderte der Kapitän ärgerlich, „ich werde nicht in dieser Weise gegen die klar ausgesprochenen Weisungen der Vorsehung handeln. Ich werde mich wieder ins Bett legen und wie gewöhnlich schlafen. Und läßt sich die Stimme noch einmal hören, dann — Sie können jetzt gehen, Jürgens.“

Ohne ein Wort zu antworten, stapfte Jürgens gemessenen Schrittes wieder in die Kajüte hinunter; während Martens so erregt war, daß er sogar zu mir über die Angelegenheit zu sprechen anfing.

Eine halbe Stunde später kam der Kapitän wieder an Deck gestürzt.

„Martens," rief er aufgeregt, „steuern Sie nordnordwest bis auf weiteren Befehl! Ich habe die Stimme wieder gehört, und zwar so laut, daß mir beinahe das Trommelfell geplatzt ist."

Der Kurs des Schiffes wurde geändert, und Kapitän Sanders ging nicht eher wieder ins Bett, bis er seinem Befehl Folge gegeben sah.

Bald darauf wurde ich abgelöst. Als am Morgen der erste Steuermann an Deck kam, war ich nicht oben; die anderen erzählten mir jedoch, daß er die Kursveränderung sehr ruhig genommen hätte. Er hätte kein Wort gesprochen, sondern sich nur auf das Achterdeck gesetzt und die Backen aufgeblasen. Gleich nach Tagesanbruch erschien der Kapitän mit seinem Fernrohr auf Deck. Er schickte Leute nach vorn auf den Ausguck und nach oben in die Mars, während er selbst den ganzen Vormittag ausspähte, als erwarte er sicher, etwas Ueberraschendes zu sehen.

„Wie lange werden wir diesen Kurs beibehalten, Kapitän?" fragte Jürgens etwa um zehn Uhr.

„Ich kann es noch nicht genau sagen," erwiderte der Kapitän sehr förmlich, aber ich bemerkte, daß ihm diese Frage unangenehm war.

Mittags um zwölf Uhr bekam der erste Steuermann einen eigentümlichen Husten. Jedesmal, wenn er hustete, zuckte der Kapitän zusammen, bis er zuletzt wütend wurde. Man konnte es ihm vom Gesicht ablesen, daß er seine Thorheit bereute und nur auf eine Gelegenheit wartete, um den richtigen Kurs wieder einschlagen zu können.

„Sie haben einen sehr schlechten Husten, Jürgens," bemerkte er.

„Jawohl, es ist ein schlechter, anstrengender Husten, Kapitän," erwiderte Jürgens. „Ich glaube, es ist diese Fahrt nordwärts, die mir im Halse sitzt."

Der Kapitän murmelte etwas und ging dann mit langen

Schritten auf und ab; plötzlich blieb er dicht vor Jürgens stehen.

„Jürgens, es würde mir sehr leid sein, wenn ein so tüchtiger Seemann wie Sie mir auf der Reise krank würde. Aber Ihr Husten ist thatsächlich schauerlich, und wenn es wirklich diese Fahrt nordwärts ist, die ihn verursacht, so habe ich nichts dagegen, wenn wir dem Schiff wieder den alten Kurs geben."

Der Steuermann dankte und war eben im Begriff, den Befehl hierzu zu geben, als eine Stimme von der Mars rief: „Ahoi! An Backbord kleines Boot in Sicht!"

Als ob eine Kugel ihn getroffen hätte, so zuckte der Kapitän zusammen. Dann ergriff er ein Fernrohr und kletterte so schnell er vermochte in die Wanten. Ebenso schnell kam er wieder herab. Sein Gesicht strahlte vor Freude und Aufregung.

„Jürgens," rief er, „das ist ein Schiffbrüchiger! Was halten Sie jetzt von der Geisterstimme, die ich während der Nacht hörte?"

Der Steuermann sagte zuerst kein Wort, sondern nahm das Fernrohr und richtete es lange auf das kleine Fahrzeug. Als er zurückkam, las man auf seinem Gesicht, daß seine Ansicht über die Verrücktheit des Kapitäns sich vollständig geändert hatte.

„Es ist wunderbar, Kapitän," sagte er, „und mein Leben lang werde ich es nicht vergessen. Es ist augenscheinlich, daß die Vorsehung Sie ausgewählt hat, dieses gute Werk zu thun."

Er war so aufgeregt als alle anderen an Bord, nahm selbst das Ruder und wendete den Kopf des Schiffes dem kleinen Boot zu. Als wir uns demselben genähert hatten, wurde ein Ruderboot hinabgelassen. Martens, drei Matrosen und ich sprangen hinein und ruderten dem Schiffbrüchigen entgegen.

„Laßt das Boot treiben, wir wollen uns nicht damit aufhalten, rettet nur den Mann, der drin liegt!" rief uns noch der Kapitän nach.

Binnen kurzer Zeit lagen wir mit dem treibenden Boot Bord an Bord. Es war ein Segelboot, nur zur Hälfte mit einem Verdeck versehen. Aus der Luke desselben ragten der Kopf und die Schultern eines fest schlafenden und laut schnarchenden Mannes hervor.

„Armer Kerl!“ sagte Martens, „seht nur, wie abgemagert er aussieht!“ Er beugte sich über Bord und packte den Schlafenden beim Rockkragen und Leibriemen. Martens war ein kräftiger Mann und hob mit Leichtigkeit den Fremden aus seinem in unser Boot hinein. Dann ließen wir das fremde Boot los. Als der Steuermann den noch immer Schlafenden in das Boot legen wollte, stolperte er und stürzte mit seiner Last der Länge nach hin. Jetzt öffnete aber auch der Gerettete die Augen, und kaum hatte er die Sachlage erkannt, als er wie ein Besessener aufsprang und über Bord wieder in sein Boot wollte.

„Haltet ihn!“ rief Martens, „er ist vor Angst und Entbehrung wahnsinnig geworden!“

Die Weise, in der sich der Mann gebärdete, erschien uns thatsächlich als die eines Wahnsinnigen. Er wehrte sich aus Leibeskräften, biß, stieß mit den Füßen und fluchte; wir hatten Mühe, ihn zu bändigen.

„Es ist alles in Ordnung, mein armer Bursche,“ beruhigte Martens. „Ihr seid in guten Händen, Ihr seid gerettet.“

„Schurken!“ stöhnte der Gerettete. „Was wollt ihr von mir? Wo ist mein Boot? Wo ist mein Boot?“

„Wir können uns mit dem Boot nicht aufhalten,“ erwiderte Martens. „Wir haben schon Zeit genug verloren, Euch zu retten.“

„Wer zum Henker hat euch beauftragt, mich zu retten?“ brüllte der Fremde. „Wenn es in Europa oder Amerika noch Gesetze giebt, so sollt ihr mir dies bezahlen.“

Inzwischen hatten wir die „Möwe“ wieder erreicht. Der Kapitän stand am Fallreep und begrüßte den Schiffbrüchigen mit einem freundlichen Lächeln.

„Willkommen an Bord!“ sagte er, dem Geretteten die Hand hinreichend. Doch dieser nahm sie nicht.

„Sind Sie der Anstifter dieser Gewaltthat?“ schrie er. „Sandten Sie diese Burschen ab, um mich während meines Schlummers aus meinem Boot zu rauben?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte unser Kapitän ganz verblüfft. „Sie hatten doch nicht die Absicht, in jenem kleinen Fahrzeug zu Grunde zu gehen? Mir wurde eine überirdische

Botschaft, diesen Kurs einzuschlagen und Sie zu retten. Ist dies der Dank dafür?"

„Hören Sie," erwiderte der andere. „Mein Name ist Naskett, Kapitän Naskett, ich bin im Begriff, in dem kleinsten Boot, das je den Atlantischen Ozean kreuzte, von Boston nach Liverpool zu fahren. Und nun kommen Sie daher mit Ihrer vermaledeiten Zudringlichkeit und Ihrem Geistergefasel und verderben mir die ganze Fahrt. Wenn Sie glauben, ich ließe mich rauben, nur um Ihre albernen Warnungen zu erfüllen, so irren Sie sich gewaltig. Ich werde die Gesetze anrufen."

„Aber warum kamen Sie dann überhaupt an Bord?" fragte Kapitän Sanders unüberlegt.

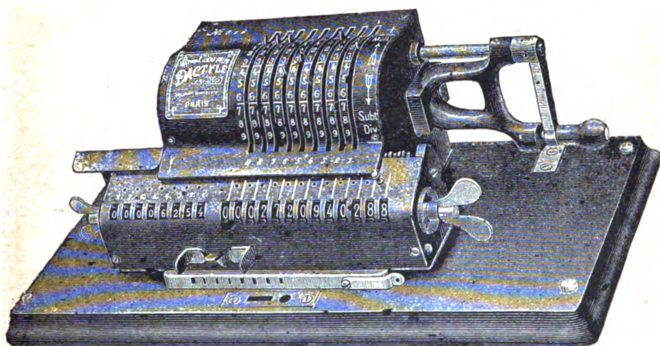
„Warum ich kam?" heulte förmlich Kapitän Naskett hervor. „Eine Bande von Seeräubern enterte, während ich schlief, mein Boot, überwältigte mich und schleppte mich hierher. Und Sie fragen, warum ich kam? Hören Sie, wenn Sie nicht sofort meinem Boote nachsegeln und mich wieder hineinsetzen, so verklage ich Sie wegen Menschenraubs und mache Sie außerdem in beiden Weltteilen unsterblich lächerlich mit Ihrer Geisterbotschaft!"

Unserem Kapitän blieb also nichts weiter übrig, als dem Wunsche des zur Unzeit Geretteten zu willfahren. Er atmete erst wieder auf, als wir den Amerikaner los waren. Er war ganz niedergeschlagen, und später hörte ich ihn selber zu Martens sagen, wenn er jemals wieder eines Fahrzeuges wegen seinen Kurs ändere, so wäre es nur, um es in den Grund zu bohren. Leute, die überirdische Botschaften empfangen, sind in der Regel sehr schweigsam, aber Kapitän Sanders war von nun an der schweigsamste von allen, die ich je kennen lernte. Und damit nicht genug, er veranlaßte auch alle anderen an Bord zu schweigen. Nach unserer Ankunft in New York las er in den Zeitungen, daß Kapitän Naskett von Boston mit seinem kleinen Fahrzeug wohlbehalten in Liverpool angekommen sei und die kürzeste derartige Reise gemacht habe, trotzdem er während der Fahrt aus seinem Boot geraubt worden sei und nahezu fünf Stunden verloren habe. Der Name des Räubers war aber nicht genannt, und das tröstete unseren Kapitän einigermaßen.

Seitdem aber hat er des Steuermanns Rat befolgt und

jedesmal, wenn er gar zu geisterhafte Träume hatte, eine ordentliche Dosis Rhabarber genommen. W. Stelljes.

Neue Erfindungen: Die Odhnersche Rechenmaschine. — Schon die alten Römer benutzten mechanische Hilfsmittel zur schnellen und sicheren Ermittelung der Resultate von Rechenaufgaben. Blaise Pascal war der erste, der eine Maschine zum Rechnen mit den vier Species zu stande brachte. In neuester Zeit sind die Rechenmaschinen außerordentlich vervollkommnet worden. Einer der sinnreichsten und leistungsfähigsten Apparate dieser Art ist neben dem Arithmometer von Thomas aus Kolmar



Die Odhnersche Rechenmaschine.

die Rechenmaschine von Odhner in St. Petersburg, die unsere Abbildung darstellt. In dem oberen Teile des Gehäuses befinden sich Schlitze, längs deren die Ziffern von 1 bis 9 geschrieben stehen. Jeder Schlitz enthält einen kleinen Stift, der sich auf- und abwärts bewegen läßt, so daß man ihn neben eine der daneben stehenden Ziffern stellen kann. Dadurch erfolgt an einem der im Innern des Apparats befindlichen Zahnräder jedesmal eine der Höhe der betreffenden Zahl entsprechende Umdrehung. Diese Zähne setzen wiederum den darunter befindlichen Totalisator in Bewegung und verschieben den Schlitten, auf dem er ruht, entsprechend von rechts nach links oder von links nach rechts. Sobald die Zahl die Zehner überschreitet, wird das dem betreffenden Rade folgende höhere weitergedreht. Ein ähnlicher

Apparat wird neuerdings an manchen Fahrrädern angebracht, um automatisch die Umdrehungen der Räder zu zählen und folglich die Anzahl der durchlaufenen Kilometer anzugeben. Er besteht aus einer Anzahl von nebeneinander angebrachten Rädchen, die auf ihrem Umkreis die Ziffern von 1 bis 10 tragen, welche nacheinander hinter einem in dem Deckel angebrachten Fensterchen sichtbar werden. Zuerst erscheinen die Einer, dann die Zehner u. s. w. Will man nun beispielsweise mittels der Odhnerschen Rechenmaschine eine Multiplikation ausführen, so bezeichnet man zunächst in dem oberen Teile des Apparats die zu vervielfachende Zahl durch Einstellen der Stifte; dann dreht man die Kurbel der Maschine so oft, wie man jene Zahl multiplizieren will, indem man mit den Einern des Multiplikators beginnt; der Schlitten verschiebt sich jedesmal um einen Einschnitt nach rechts, wenn man von den Einern zu den Zehnern, von den Zehnern zu den Hunderten u. s. w. übergeht. Um also mit 6254 zu multiplizieren, macht man erst 4 Umdrehungen, dann 5, hierauf 2 und zuletzt 6. Dies Verfahren ist ebenso schnell als einfach. Indem man die Stifte des oberen Teiles, die als Hebel thätig sind, in Bewegung setzt, wirken die von ihnen abhängigen Zahnräder nacheinander auf den Totalisator. Dieser addiert automatisch nacheinander die einzelnen Produkte und läßt das Schlußergebnis hinter den unten angebrachten Oeffnungen sichtbar werden. In ähnlich einfacher Weise vollziehen sich Additionen, Subtraktionen und Divisionen, je nachdem man die Kurbel in der einen oder anderen Richtung bewegt. Man kann auch mit Leichtigkeit Quadratwurzeln ausziehen, und ebenso ist die Maschine bei trigonometrischen Rechnungen und zur Herstellung der verschiedensten Tabellen mit Vorteil zu verwenden, wofür der Erfinder die in kürzester Zeit zu lernende Methode mitteilt. Wer mit sehr großen Zahlen zu thun hat, kann auch von ihm Maschinen mit der entsprechend vermehrten Anzahl von Schlitzen beziehen. Fr. R.

Originelle Namen. — Ein ehrlicher Name ist bekanntlich etwas sehr Schätzenswertes. Welchen Wert der Name, den ein Mensch trägt, aber hat, erfährt man gewöhnlich erst, wenn man diesen Namen verloren hat.

Im Jahre 1890 verhandelte der Gerichtshof in Algier gegen einen Mann, der in den Akten mit X bezeichnet wurde, weil er in Wirklichkeit keinen Namen hatte. Der Mann war beschuldigt, Staatsgelder gestohlen zu haben, und er hatte diesen Diebstahl in der Weise ausgeführt, daß er der Kasse, die ihm unterstellt war, 120,000 Franken entnommen hatte; diesen Betrag hatte er in seiner Wohnung eingeschlossen und dann der vorgesetzten Behörde mitgeteilt, er habe 120,000 Franken gestohlen, die sich in seinem Schreibtisch befänden. Man verhaftete den Mann, den man zuerst für verrückt hielt, fand in seinem Schreibtische in der That die genannte Summe und machte ihm nun den Prozeß. Es wurde aktenmäßig folgendes konstatiert: Vor einer Reihe von Jahren war nach Marseille ein Mann Namens Lafon mit seiner Frau gekommen und hatte hier einer Frau Mercier, die sich mit dem Aufziehen von Kindern beschäftigte, einen mehrere Monate alten Knaben zur Pflege übergeben. Lafon erklärte, er reise mit seiner Frau auf zwei Jahre nach Amerika und lasse deshalb das Kind bei der Frau Mercier zurück. Er bezahlte gleichzeitig 2000 Franken Kostgeld und verschwand dann auf Nimmerwiedersehen. Nach zwei Jahren übergab die Pflegemutter den kleinen Lafon der Staatsbehörde in Marseille, und diese steckte ihn in das Waisenhaus, wo er unter dem Namen Lafon erzogen wurde. Nach den Angaben seines Vaters war Lafon in Bordeaux geboren. Dorthin kam der junge Lafon zufälligerweise, als er 20 Jahre alt war, und erfuhr, daß sein Vater aus Amerika zurückgekehrt sei. Herr Lafon, den er aufsuchte, erklärte ihn für einen Schwindler und behauptete, nur einen Sohn zu haben, der sich bei ihm befände. Darauf wurde Lafon junior Soldat, machte den Krieg in Tonking mit, kam glücklich nach Hause und wollte sich nun verheiraten. Er schrieb an seinen Vater und bat ihn um Erlaubnis. Lafon aber erklärte nochmals, daß der junge Mann nicht berechtigt sei, seinen Namen zu führen, strengte gegen ihn einen Prozeß an, und das Gericht entschied in der That, daß der Mann, der bisher Lafon geheißen hatte, diesen Namen nicht weiterführen könne. Darauf ging Lafon nach Algier, aber auch hier wurde ihm die Führung des Namens untersagt, und in seiner

Verzweiflung begab er sich zu einem Rechtsanwalt, um diesen zu fragen, was er machen sollte, da er ohne Namen nichts anfangen könne. Der Rechtsanwalt riet ihm zu dem oben erwähnten „Diebstahl“. Der Rechtsanwalt setzte vor Gericht auch die Freisprechung seines Klienten durch, aber einen Namen verschaffte er ihm doch nicht. Der Gerichtshof konnte nichts thun, als den Unglücklichen der Gnade des Präsidenten empfehlen, damit dieser ihm einen Namen gäbe. —

In den vierziger Jahren verlangte die österreichische Regierung, daß die Juden in Galizien und Podolien sich feste Namen beilegen sollten. Bis dahin hatten bestimmte Familiennamen nicht existiert. Die Namen lauteten zum Beispiel: Abrahamsohn, Abrahamsohns Sohn, Abrahamsohns Enkelsohn. Wirkliche Unterschiede zwischen solchen Personen, die den gleichen Namen trugen, wurden nur durch Spitznamen möglich, und „der schwarze Abrahamsohns Enkelsohn“ war schon eine genauere Bezeichnung, wie auch zum Beispiel „des hinkenden Leib Enkeltochter“. Diese Gleichheit der Namen, welche den Behörden gar keine Unterscheidung der Personen gestattete, setzte Polizei und Gerichte beständig in Verlegenheit. Es wurde also dekretiert, die Juden sollten sich einen Namen beilegen, und es wurden deshalb besondere Kommissionen in jeden Ort geschickt, von denen die galizischen Juden einen neuen Namen erhalten sollten. Verschiedene dieser Kommissionen beuteten ihre Macht in schamloser Weise aus und ließen sich von den Juden, denen sie Namen geben sollten, große Summen dafür bezahlen, entweder damit sie schöne Namen austeilten oder damit sie häßliche Namen, die sie den Leuten anhängen wollten, ihnen nicht gesetzlich aufdrängten. Trotzdem entstanden Namen, die heute noch in Galizien in verschiedenen Familien zu finden sind, Namen, welche für uns ungeheuerlich klingen, wie „Pulverbestandteil“, „Temperaturwechsel“, „Wassertrilling“, „Groberklotz“, „Mist“, „Küssemich“. Ja, Namen, welche geradezu eine Beleidigung für die Unglücklichen waren, die sie erhielten, wie „Schweinsfuß“, „Kamelskopf“ und dergleichen. Das Wechseln der Namen ist in Oesterreich ebenso schwer wie in Deutschland, dagegen ist dies in Ungarn sehr bequem. Man braucht dort nur 50 Kreuzer Stempelgebühren

zu bezahlen, um eine Eintragung bei Gericht und damit eine Aenderung des Namens sich zu verschaffen. Eine Menge von galizischen Juden mit diesen sonderbaren Namen sind daher nach Ungarn gegangen und haben dort ihre Namen geändert. So sind in ganzen ungarischen Komitaten gewisse jüdische Namen, wie zum Beispiel der Name Cohn, der bekanntlich „Priester" bedeutet, vollständig verschwunden. Die Cohns in diesen Komitaten nennen sich Kahn, Kehn, Kihn oder Kuhn.

Auch in Deutschland giebt es noch heute Ortschaften, in denen nur zwei oder drei Namen vorkommen. Zu diesen Ortschaften gehört zum Beispiel der thüringische Ort Lauscha, der durch seine Glasindustrie und die Fabrikation künstlicher Glasaugen bekannt ist. Lauscha wurde von zwei Glasbläsern Namens Greiner und Müller begründet, und von diesen beiden stammen fast sämtliche Einwohner ab. Hundertfach findet man in dem Ort die Namen Greiner und Müller, und die Bewohner unterscheiden sich untereinander nur durch Spitznamen. Sämtliche Behörden sind gezwungen, diese Spitznamen offiziell anzuerkennen und anzunehmen, wenn sie überhaupt eine Person Namens Greiner oder Müller richtig und sicher bezeichnen wollen.

Ein Dorf in der Nähe von Merseburg hatte im Jahre 1889 ein sehr komisches Zusammentreffen von Namen aufzuweisen. In diesem Dorfe hieß nämlich der Pfarrer Petersilie, der erste Lehrer Zwiebel und der zweite Lehrer Knoblauch. Dieses Dorf hatte in der ganzen Gegend den Spottnamen „zu den drei Suppenkräutern". Ein derartiges komisches Zusammentreffen von Namen kann man aber in jeder großen Stadt bei Kaufmannsfirmen beobachten, und es ist nicht einmal nötig, hier besondere Beispiele anzuführen, da sich solche in jeder Stadt finden. In Deutschland sind die häufigsten Namen bekanntlich Schulze und Müller, Vogt, Schultheiß, Schneider, Schmidt, Meier und Lehmann, und die Spottlust, die im deutschen Volk steckt, behauptet, es müsse der Träger jedes derartigen Namens stets, wenn er sich vorstellt, wenigstens noch seine Halsweite angeben, damit man ihn dadurch von den Namensgenossen unterscheide.

Eine englische Revue hat sich vor wenigen Monaten die Mühe gemacht, nachzusehen, welche Namen in England am meisten ver-

breitet sind. Die Statistik wurde dadurch beschafft, daß man die Geburtsregister des Jahres 1895 für ganz England genau durchstudierte. Unter den Leuten, denen im Jahre 1895 Kinder geboren wurden, befanden sich 10,505 Smiths, 9613 Johns, 6198 Williams, 5093 Taylors, 4547 Davies.

Beim Maire von Gagny erschien im Jahre 1898 im französischen Departement Seine et Oise ein Kaufmann und meldete die Geburt eines Sohnes an. „Wie heißt die Mutter?" fragte der Maire. „Rose B," antwortete der Kaufmann. „Wie?" fragte der Maire wieder. „Wie schreiben Sie den Namen? Mit é, ey, ay, ai oder aie?" „B allein," erwiderte der Kaufmann und konnte den Maire erst durch Aufweisung von Papieren davon überzeugen, daß der Familienname seiner Frau thatsächlich nur mit einem Buchstaben geschrieben wurde. Als Pendant zu diesem kürzesten aller Familiennamen sei der kürzeste aller Ortsnamen erwähnt. Im französischen Departement Somme liegt ein Dorf, welches kurzweg Y heißt. Welche postalische Verwickelung könnte entstehen, wenn die Familie B zufällig in Y wohnen würde?

Es giebt übrigens auch eine Bucht in der Zuidersee und auch eine chinesische Stadt, bei deren Benennung man mit dem Y auskommt. Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß eine schwedische Stadt und ein Fluß in Frankreich A heißen, und daß eine ganze chinesische Provinz mit U bezeichnet wird.

In Chicago benannte ein wohlhabender Mann seine vier Kinder: 1, 2, 3, 4. Als Grund für diese sonderbare Handlungsweise gab der betreffende Vater an, Kinder seien, wenn sie älter wären, häufig unzufrieden mit dem Namen, den ihnen die Eltern gegeben, und deshalb habe er seine Sprößlinge vorläufig einfach numeriert. Wenn dieselben das zwölfte Lebensjahr erreichten, wolle er sie ihre Namen selbst wählen lassen, mit welcher Einrichtung sie vollständig zufrieden seien.

Geradezu staunenswert ist es, wie sich gewisse Familiennamen im Laufe der Zeit verändern. Bei einem Erbschaftsprozeß, der vor einer Reihe von Jahren in Deutschland geführt wurde, handelte es sich um die Familien Bley und Pflaumenbaum, und es wurde nachgewiesen, daß beide Familien denselben Ursprung hatten. Ursprünglich bestand der Name Bley; im sech-

zehnten Jahrhundert aber veränderten bekanntlich alle Gelehrten ihre deutschen Namen ins Lateinische, und Bley nannte sich Plumbum (die lateinische Bezeichnung für Blei). Der Name Plumbum blieb in der Familie, bis diese nach Norddeutschland und unter die Plattdeutschen geriet. Hier verwandelte sich Plumbum in Pluhmboom (plattdeutsch für Pflaumenbaum), und als die Familie aus dem Plattdeutschen nach Mitteldeutschland zog, verwandelte sich der Name in Pflaumenbaum.

Noch staunenswerter ist die folgende Verwandlung. Ein Schotte Namens Freyerstone siedelte sich unter Deutschen in Amerika an, welche seinen Namen in Feuerstein umwandelten. Als er später in eine englische Kolonie geriet, übersetzten seine neuen Bekannten den Feuerstein wörtlich mit Flint und nannten den Schotten so. Sein Enkel zog nach dem Mississippigebiet, wo der Name Flint von Franzosen in Pierre à fusil (der französische Ausdruck für Feuerstein) umgewandelt wurde. Derselbe wanderte später nordwärts, wo der Pierre à fusil wieder in das englische Peter Gun (Pierre = Peter, fusil = Gun = Flinte) übersetzt wurde. A. O. K.

Große Checks. — Wenn man bei einer Bank ein Guthaben besitzt, so erhält man das Recht, Anweisungen auf dieses Guthaben auszustellen. Die Bank zahlt diese Geldanweisungen entweder bar aus oder schreibt sie dem Ueberbringer des Checks gut, wenn er selbst ein Conto bei der Bank besitzt. Bei uns in Deutschland ist der Checkverkehr nur im Geschäftsleben in letzter Zeit mehr und mehr gebräuchlich geworden, soll aber demnächst auch auf das Gebiet der Post übertragen werden, während in England und Amerika jeder Privatmann längst sein Checkbuch in der Tasche hat und selbst bei Einkäufen im Laden mit Checks bezahlt. Die Geschäftschecks im Auslande werden auch auf viel höhere Summen ausgestellt, als dies in Deutschland der Fall ist, wo man den Checks noch nicht das rechte Vertrauen entgegenbringt. Bei der Reichsbank in Berlin sind zum Beispiel einzelne Checks, welche auf 2 bis 3 Millionen lauten, eine Seltenheit. Das ist aber gar nichts gegen die Riesensummen im englischen und amerikanischen Checkverkehr. Vor einigen Jahren kaufte zum Beispiel die De Beers Diamantgrubengesellschaft in London eine andere Diamantgrube an und bezahlte dieselbe mit

einem einzigen Check in Höhe von mehr als 105 Millionen Mark. Einer der riesigsten Checks der Neuzeit war jenes Papier, mit dem vor zwei Jahren China nach dem Friedensschlusse einen Teil seiner Kriegskosten an das siegreiche Japan bezahlte. Für die erste Rate, die sofort fällig war, hatte sich China von der Hongkong- und Schanghaibank die Kleinigkeit von 320 Millionen Mark geborgt. Diese Summe wurde der chinesischen Regierung bei der Bank von England gut geschrieben. Auf dieses Guthaben hin stellte der chinesische Gesandte in London Namens Lo-Feu-Luh der japanischen Regierung einen Check auf 220,177,156 Mark und 90 Pfg. aus — so viel betrug die erste Rate mit Zinsen — und die Bank von England zahlte diesen Check an die japanische Regierung aus, nachdem der erste Direktor der Bank seinen Namen auf die Rückseite des Checks geschrieben hatte. Einen noch riesenhafteren Check, der allerdings nicht bar ausgezahlt, sondern nur zur Verrechnung gegeben wurde, stellte im Juni 1898 der Sekretär des nordamerikanischen Schatzamtes seinem Nachfolger als Ueberweisung des vorhandenen Barbestandes des Schatzamtes aus. Dieser Check lautete auf 3,984,627,000 Mark. Es ist üblich, derartige Riesenchecks zu photographieren und Kopien als Andenken an diejenigen Personen zu geben, die bei der betreffenden finanziellen Transaktion beteiligt waren. Es giebt Sammler, welche für Kopien von solchen Riesenchecks sehr große Summen bezahlen. A. O. K.

Heimgeleuchtet. — Im Anfang dieses Jahrhunderts hatte Deutschland unter der Herrschaft Napoleons I. bekanntlich schwer zu leiden, und der Gewaltthaten, welche die Franzosen hie und da im Reiche verübten, gab es viele.

Im Jahre 1806 kam unter der Anführung eines Obersten ein Kommando von hundert Franzosen in eine kleine Stadt in Pommern. Fürchterlich war der Lärm, den sie mit ihren übertriebenen Forderungen machten. Das Städtchen war von dem Feinde früher schon sehr hart mitgenommen worden, und die neuen Gäste fanden das nicht, was sie suchten. Sie verübten daher, um ihren Zorn zu kühlen, die schrecklichsten Greuel und beraubten die Bürger bis aufs Hemd. Der erbitterte Anführer stellte an den von ihm hart gemißhandelten Magistrat die un-

erhörtesten Forderungen. So strich in Jammer und Schrecken ein Tag und eine Nacht dahin. Am folgenden Morgen mußte das Kommando seinen Zug weiter fortsetzen, aber noch einmal, um die Wünsche seiner Habsucht befriedigen und den bedrängten Magistrat recht ängstigen zu können, verfügte sich jetzt der Oberst auf das Rathaus. Dem Machtgebot und dem Kriegsunglück sich fügend, traten die Mitglieder des Magistrats dem Obersten voller Ehrfurcht entgegen; nur der Stadtnotar, den das barbarische Betragen der Feinde in tiefster Seele gekränkt hatte, blieb in einer Fensternische unbeweglich stehen. Er that, als bemerke er den Obersten gar nicht, nahm einen Bogen Papier in die Hand, hielt ihn vor das Gesicht und gebärdete sich, als lese er sehr eifrig. Bald erblickte der lärmende Oberst den Notar und, empört darüber, daß er ihm nicht auch seinen Respekt in tiefster Demut bezeigt hatte, schritt er auf ihn zu mit der Frage: „Herr, was lesen Sie da?"

„Ich übersehe," entgegnete der Notar, ohne aufzuschauen, „hier das Verzeichnis von dem, was die Herren Franzosen uns in der Stadt noch zurückgelassen haben."

„Nun denn, so lassen Sie sehen!" rief der Oberst; er riß ihm hastig den Bogen Papier aus den Händen, sah aber, daß derselbe ganz leer war.

„Was soll's damit?" schrie er dann kirschbraun vor Zorn. „Hier steht ja nichts auf dem Papier!"

„Je nun," erwiderte der Notar ganz phlegmatisch, „ebensoviel haben die Franzosen uns armen Bürgern gelassen."

Wie ein gereizter Puterhahn ging der Oberst vor dem Notar auf und ab, dann nahm er eilig französischen Abschied, das heißt er ging, ohne adieu zu sagen. C. T.

Ruhende Samen. — Es ist eine häufig beobachtete Erscheinung, daß auf einer Landfläche, nachdem irgend ein wichtiger Eingriff an ihr vorgenommen worden ist, wie das Abholzen des Waldbestandes oder ein tiefgehendes Pflügen, plötzlich Pflanzen erscheinen, die früher dort nicht angetroffen wurden. Man hat diese Beobachtung dadurch erklärt, daß man annahm, der Samen vermöge unter gewissen Umständen einige Zeit, ohne zu keimen, im Boden zu verweilen oder zu ruhen. Um diese

Verhältnisse durch das Experiment zu klären, ist von dem Göttinger Botaniker Peter neuerdings eine Reihe von Versuchen angestellt worden. Er entnahm jetzigen Waldgebieten, von denen feststand, daß sie noch vor 16 bis 20 Jahren Acker- und Weideland gewesen und damals erst künstlich aufgeforstet waren, Erdproben in einer Tiefe bis zu 24 Centimeter, brachte sie in mit Glas überdeckte Kästen und berieselte sie unter dem Einfluß des Sonnenlichtes in zweckentsprechender Weise. Die Beobachtungszeit dehnte sich bis zu 155 Tagen aus. Es zeigte sich nun, daß aus denjenigen Erdproben, auf denen jetzt Wald stand, die aber früher Ackerland gewesen waren, neben 14 Waldpflanzen, wie Himbeeren und Erdbeeren, 30 Ackerunkräuter, wie Vogelmiere, Hirtentäschelkraut, Gundermann, Wicken, Wolfsmilch und Disteln, hervorsproßten. Die Erdproben von früherem Weideland lieferten Wegerich, kriechenden Hahnenfuß, Glockenblumen, Leinkraut und Habichtskraut, also Pflanzen, wie sie vorzugsweise auf Weideflächen aufgefunden werden.

Die gewonnenen Ergebnisse veranlaßten Peter, seine Versuche fortzusetzen und jetzt Erdproben einem Terrain zu entnehmen, das augenblicklich 100- bis 150jährigen Laubwald trägt, von dem aber nachgewiesen werden konnte, daß sich auf ihm früher Dörfer und Ackerland befanden. Es gingen nun auch hier Waldpflanzen, Ackerunkräuter und Weidepflanzen auf, aber es erschienen auch Keimlinge des Färberkrapps. Diese Pflanze ist nun aber zur Zeit Friedrichs des Großen vielfach in Deutschland angebaut worden, weil man sie damals zur Rotfärbung von Kleiderstoffen benutzte. Jetzt ist das bekanntlich nicht mehr der Fall, weil man dafür wohlfeilere und kräftigere chemische Stoffe besitzt. Die Samen konnten also nur aus den damaligen Zeiten stammen und mußten alle die vielen Jahre hindurch im Boden geruht haben. Peter konnte denn auch feststellen, daß ehemals in der Umgebung von Göttingen Krapp angebaut wurde.

Zahlreiche von den aufgegangenen Samen keimten nicht nur, sondern entwickelten sich auch zu stattlichen Pflanzen, die Blüten und Samen trugen, welche wieder keimfähig waren. Allerdings schienen die Keimungsvorgänge etwas an ihrer Kraft verloren

zu haben, so daß der Einfluß der Zeit doch nicht ganz spurlos an den Samen vorübergegangen war. Die Peterschen Versuche bestätigen also die bis dahin noch nicht experimentell gesicherte Annahme, daß in der That der Samen viele Jahre hindurch ohne wesentliche Beeinträchtigung im Boden zu ruhen vermag. Th. S.

Chopins erstes Konzert. — An einem Augustabend des Jahres 1826 fuhr ein einfacher Reisewagen durch das Städtchen Reinerz in der Grafschaft Glatz dem eine Viertelstunde weiter gelegenen Badeorte gleichen Namens zu. Eine schöne Dame von fremdländischem Typus mit ihrem siebzehnjährigen Sohne und einer jungen Tochter waren die Insassen. Die Tochter war krank, der Sohn leidend und schwächlich; die berühmten Heilquellen von Reinerz sollten Hilfe bringen. Weit aus dem fernen Polen hatten sie die mühselige Reise durch die bergige Grafschaft endlich zurückgelegt. In der Nähe der Quellen fanden die Reisenden in einem bescheidenen Häuschen Wohnung. Am anderen Tage las man in der Kurliste als angekommen: „8. August 1826, Nr. 300, Madame Chopin mit Sohn und Tochter aus Warschau."

Nur einige wenige Tage waren seit Ankunft der Polen vergangen, als ein Todesfall im Bade Reinerz die Gemüter in Aufregung versetzte. Zwar kamen bei den vielen Schwerleidenden, die die Heilquellen aufsuchten, fast jeden Sommer einige Sterbefälle vor, aber dieser Todesfall fand unter besonders traurigen Verhältnissen statt. Zwei junge Mädchen verloren ihre Mutter, und ohne jegliche Mittel standen sie hilflos und verlassen in der Fremde. Auch die Familie Chopin hörte von dem Trauerfall, und in dem jungen Friedrich reifte der Entschluß, durch ein Konzert den armen Kindern zu helfen. Im alten Kursaal, der jetzt Theater ist, fand am 16. August das Konzert statt, das erste, welches Friedrich Chopin öffentlich im Auslande gab. Es trug dem jungen Künstler viele Erfolge, den armen Waisen reiche Erträge ein. Von dieser Zeit an trug sich Chopin mit dem Gedanken, ausübender Künstler zu werden. Im alten Kursaal ist eine Tafel angebracht, welche Kunde davon giebt, daß hier Chopin zum ersten-

mal in einem Konzert zum Besten zweier Waisen öffentlich aufgetreten ist.

Im Bade Reinerz, unweit der Stätte, da er seine Kunst in den Dienst der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe stellte, ist ihm auf Anregung vieler seiner Landsleute ein Denkmal gesetzt worden. Bei Enthüllung des einfachen Syenitdenkmals mit Chopins Bronzemedaillon waren zahlreiche Polen und Kurgäste zugegen. Die Badekapelle spielte, als die Hülle fiel, die Mazurka Opus 56 Nr. 2 des unvergeßlichen Meisters. C. T.

Geschichtliches vom Kriegshund. — Schon von den Bewohnern von Kolophon wird berichtet, daß sie den Hund zum Rekognoszieren benutzt haben. Die Johanniterritter auf Rhodos versahen alle Vorposten mit Hunden, und keine Patrouille ging ab, ohne daß ihr ein Hund vorauslief und einer folgte. Die französischen Truppen in Algier verfuhren in neuerer Zeit ähnlich. Großen Ruhm erwarb sich der Pudel Moustache, der die französischen Heere seit den ersten Feldzügen Bonapartes in Italien begleitete. Seine trefflichen Eigenschaften offenbarte er namentlich bei Marengo. Er rekognoszierte die Gegend nach allen Richtungen hin, verfolgte die Bewegungen der Feinde und bewahrte die Franzosen vor manchem Hinterhalte, den man ihnen gelegt hatte. Die Soldaten hatten so großes Vertrauen zu ihm, daß sie ihm blind auf dem Wege folgten, welchen er angab. Vergebens rückten die Feinde in der Nacht und auf Umwegen vor; dank der Wachsamkeit Moustaches wurden sie mehr als einmal überrascht und zerstreut.

Die Griechen sollen sich auch in Kriegszeiten des Hundes zur Ueberbringung wichtiger Nachrichten bedient haben. Sie tauchten beschriebene Pergamentstücke in eine Nährsubstanz und ließen sie von dem Hunde verschlingen. Gelang es ihm nun, unbehelligt vom Feinde an seinen Bestimmungsort zu kommen, so wurde er daselbst sogleich geopfert, und die Besichtigung seiner Eingeweide ergab sodann ein zuverlässiges Orakel.

Die Verwendung des Hundes als Kämpfer in der Schlacht ist sehr alt und reicht bis über das Mittelalter hinaus. Heinrich VIII. von England schickte dem Kaiser Karl V. 4000 Soldaten und ebenso viele Hunde als Hilfstruppen gegen den König von Frank-

reich. Als Karl Valence belagerte, und die beiden Heere eben im Begriff waren, handgemein zu werden, trafen die französischen Hunde, die als Plänkler vorausliefen, auf die Hunde der Spanier. Ein Kampf entspann sich, und die spanischen blieben Sieger. „Ich hoffe," sagte Karl zu seinen Soldaten, „ihr werdet ebenso tapfer sein wie eure Hunde." Ihr Mut war ohne Zweifel dadurch gestärkt worden, daß sie im Siege ihrer Hunde eine günstige Vorbedeutung erblickten. C. T.

Die Steuerparade. — Es ist eine Thatsache, welche nicht abgeleugnet werden kann, daß in Amerika Kleidungsstücke aller Art sehr teuer sind und zum Teil das Mehrfache von dem kosten, was man in Europa dafür bezahlt. Besonders gilt dies von Damengarderobe, und die amerikanischen Damen, welche auf ihren Reisen Europa besuchen, verfehlen nicht, in den großen Magazinen von London, Paris, Berlin und Wien reiche Einkäufe von Toilettenartikeln aller Art zu machen. Nun sind gerade diese Sachen aber in Amerika einem sehr hohen Zoll unterworfen und steuerfrei nur diejenigen neuen Gegenstände, die der Landende auf dem Leibe trägt. Bei der Ankunft eines Dampfers in New York pflegen sich nun die Damen in sonderbarster Weise zu kostümieren, um gekaufte neue Toilettenstücke steuerfrei durchzubringen. Daß die Damen, wenn es geht, verschiedene Kleidungsstücke übereinander anziehen, so daß die zierlichsten Frauengestalten zu ungeheuerlichem Umfang anschwellen, ist eine oft beobachtete Thatsache, aber auch die lächerlichsten Zusammenstellungen von Kostümen entstehen, da die Damen vor allem sich mit den Stücken bekleiden, für welche der höchste Zoll erhoben wird. Man sieht Damen in Balltoiletten vom Bord des Schiffes an den Landungsquai steigen, bei glühender Sonnenhitze Damen in Pelzkostümen, in schweren Wintermänteln; man sieht ferner sehr komische Frauengestalten in Sportanzügen mit gar nicht dazu passenden Modehüten, Damen in feierlichen Toiletten mit Kinderhüten angethan, die sie für ihre jugendlichen Verwandten mitgebracht haben. Am Landungsquai, der von den Beamten der Steuerbehörde, welche die aussteigenden Damen mustern, besetzt ist, sammeln sich bei Ankunft der Dampfer aus Europa oft Hunderte von Neugierigen an, und bei dieser sogenannten

„Steuerparade" ist es dann natürlich, daß die ankommenden Damen in ihren oft sehr komisch wirkenden Kostümen und lächerlichen Zusammenstellungen von Kleidungsstücken manchen derben Spaß über sich ergehen lassen müssen. A. O. K.

Praktische Tischordnung. — Im Jahre 1681 hielten sich im Bad Pyrmont eine große Anzahl fürstlicher Personen auf, darunter auch der Große Kurfürst von Brandenburg. Neben der Königin von Dänemark, den Kurfürstinnen von Brandenburg und der Pfalz, sowie der verwitweten Landgräfin von Hessen-Kassel, Schwester des Großen Kurfürsten, zählte man am 3. Juli an der Hoftafel drei Herzoginnen und fünf Herzöge, einen Fürsten von Anhalt und seine Gemahlin, fünf Prinzen und sieben Prinzessinnen. Um bei dem fortwährenden Wechsel der Fürstlichkeiten allen Streitigkeiten über Rangordnung und Vortritt aus dem Wege zu gehen, hatte die Königin von Dänemark den sehr zweckmäßigen Vorschlag gemacht, daß bei jeder Tafel die Plätze durch Zettel bestimmt werden möchten, welche die teilnehmenden Damen und Herren zu ziehen hätten. Der Große Kurfürst gab dem dänischen Gesandtзn v. Buchwald sofort seine Zustimmung zu erkennen, und es ist alsdann nach den noch vorhandenen Tagebüchern jener Zeit auch wirklich so verfahren worden. Die Sitte des Zettelziehens, die neuerdings wieder aufgetaucht ist, ist also vor mehr als 200 Jahren in Deutschland bereits in Uebung gewesen. C. K.

Ein Fürstendiplom. — Gelegentlich der Krönung Josephs I. zum Könige von Ungarn wurde der bisherige ungarische Graf Paul Esterhazy mit Diplom des Kaisers Leopold, de dato Preßburg, 7. Dezember 1687, für seine Person in den deutschen Fürstenstand erhoben. In der betreffenden Urkunde kommen folgende unglaubliche Angaben wörtlich vor: „Daß die Esterhazys in gerader Linie vom Könige Attila herstammen, ist nachgewiesen, ja man kann die Vorfahren dieser Helden bis zum babylonischen Turmbau, dem Erzpatriarchen Henoch und bis zur Zeit vor der Sündflut verfolgen." — „Ein Abkömmling des Attila habe sich taufen lassen und den Namen Esterhazy angenommen; er ist 171 Jahre alt geworden" — u. s. w.

Mit diesem Diplom ward den Esterhazys auch das Recht

eingeräumt, jährlich „sechs geringe Pfalzgrafen, sechs Edelleute und drei Ritter" adeln zu können und eine Garde von 300 Mann zu halten, die heute noch, allerdings stark reduziert, besteht.

In dem Schlosse Forchtenstein ist ein Zimmer zu sehen, dessen eine Wand ganz mit dem obigen imaginären Stammbaum der Esterhazys, der bis auf Noah zurückgeleitet ist, bedeckt erscheint. Mit scheinbar großer Gewissenhaftigkeit steht bei jedem der unmöglichen Ahnen Geburts-, Sterbe- und Regierungsdatum nach Jahr, Monat und Tag geordnet. Und es giebt Leute, die daran glauben. A. D. B.

Diamantsägen. — Der Diamant dient bekanntlich nicht nur zum Schmuck, sondern er findet — man denke nur an den seit Jahrhunderten benutzten Glaserdiamanten zum Schneiden von Glas aller Art — auch in der Technik Verwendung. In den letzten Jahrzehnten verwendete man Diamanten für Gesteinsbohrer, indem man den Rand der Bohrer mit kleinen Diamanten besetzte. Jetzt hat man auch Sägen mit Diamantzähnen konstruiert, welche dazu dienen, Steinblöcke in Platten und Quadern zu zerschneiden. Eine solche Säge fand einige Monate in Paris beim Bau des Hauptgebäudes für die Weltausstellung von 1900 Verwendung. Sie hat sich außerordentlich bewährt. Es war eine Kreissäge, das heißt eine kreisrunde Stahlscheibe, deren Rand gezahnt ist, und die einen Durchmesser von zwei Meter hatte. Am Rande dieser Scheibe saßen 200 Diamanten. Die Scheibe machte in der Minute 300 Umdrehungen und schnitt in dieser Zeit 30 Centimeter tief in den härtesten Stein ein. Für weichere Steine wurde eine Säge angewendet, welche stählerne Zähne trug, jeder fünfte Zahn aber war durch einen Diamanten ersetzt. Sie sägte bei zwölf Umdrehungen in der Minute einen Meter tief in weichem Stein. A. O. K.

Der gewandte Cicerone. — Einer der originellsten Leute war der Hotelwirt S. in Königsberg i. Pr. Einer seiner Gäste, ein Engländer, wollte in der Geburtsstadt Kants nur die Statue des großen Philosophen sehen. Aber diese war gerade einer Reparatur wegen mit einem Brettergerüst umkleidet. Um des Engländers Wunsch scheinbar zu erfüllen, fand der Hotelwirt

folgenden Ausweg. Er erbot sich, den Fremden selbst zu der Kantstatue zu begleiten, und führte ihn vor das nicht weit von Kants Denkmal befindliche Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. von Kiß. Mit großem Interesse betrachtete der Engländer den Pseudo-Kant, äußerte jedoch sein Befremden darüber, daß der große Weltweise in Uniform verewigt sei.

„Ja, sehen Sie," entgegnete der gewandte Cicerone, ohne sich verblüffen zu lassen, „bei uns in Deutschland ist eben jedermann Soldat. Dies Erzbild wurde gerade zu der Zeit angefertigt, als Kant sein Jahr abdiente."

Befriedigt zog der Sohn Albions von dannen. —dn—

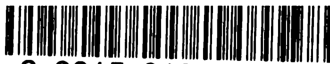
Ein Vielliebchen. — Als Großfürst Konstantin von Rußland einst Paris besuchte, speiste er eines Tages in Gesellschaft der großen Tiermalerin Rosa Bonheur. Beim Dessert aßen beide ein „Vielliebchen". Der Großfürst verlor die Wette und fragte die Künstlerin, was er ihr zum Geschenk machen solle.

„Irgend ein Tier, das sich gut zum Malen eignet," versetzte sie lachend, „irgend etwas recht Hübsches."

Der Großfürst sagte lächelnd zu und verließ zwei Tage später Paris.

Lange Zeit hörte Rosa Bonheur nichts mehr von ihm. Die Künstlerin hatte die Wette schon vergessen, als eines Tages das Geschenk anlangte, das aus — drei riesigen Eisbären bestand. —dn—





Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. F. Beckers
Weltgeschichte.

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt
von

Professor Wilhelm Müller.

Tausend Illustrationen und Karten.

Zu beziehen in 66 Lieferungen zum Preise von à 40 Pfennig,
in 12 Halbbänden broschiert à M. 2.20
oder 6 elegant gebundenen Doppelbänden à M. 6.—

So viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das **ursprüngliche Beckersche Werk** heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der **außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung,** welche die **gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden** vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem **Lieblingsbuche des deutschen Volkes,** zu einem **Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung** gemacht hat.

Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Originalwerkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der **neuesten Forschungen** auf die **Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft** zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilh. Müller, sich gestellt, und welche er glänzend gelöst hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

